Charlotte Corday.

Charlotte Corday.

Historischer Roman

von

Karl Frenzel.



Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Vive la mort!

Druck von August Grimpe in Hannover.

I.

Allons enfants de la patrie . . .

Mächtig, von kräftigen jugendlichen Männerstimmen gesungen, brauste das Sturmlied der Französischen Revolution über die Landstraße. Einem Trupp Freiwilliger voran, die zu dem Heer an der Nordgrenze gegen Oesterreicher und Preußen zogen, wirbelten die Trommeln. Alle noch jugendliche, schlanke Gestalten, manche kaum dem Knabenalter entwachsen, in zerrissenen Schuhen die einen, andere barfüßig, mit schlechten Flinten auf den Schultern; der da schwang einen Säbel, den vielleicht der Großvater auf ihn vererbt, diese führten nur Piken als Waffen — der Aelteste von ihnen hatte unter Rochambeau den Krieg in Amerika für die junge Republik im Westen mitgemacht und trug noch als blutrothe Narbe den Säbelhieb eines englischen Dragoners im trotzigen, schwerdurchfurchten Gesicht. Lustig über sie hin, in dem Morgensonnenschein eines Frühlingstags, flatterte die dreifarbige Fahne — eine Begeisterung, ein feuriger Zug in ihnen allen, als hätte sie dieselbe Glut aus dem Vulkan, den wir jetzt die Revolution nennen, angehaucht, alle wie berauscht von dem Schlachtentumult, dem sie entgegenziehen, von dem Liede, das sie singen . . .

Ja wohl, eine berauschende Weise, wie es weder vor ihr noch nach ihr eine auf Erden gegeben; berauschender als der edelste Wein, als höchstes Glück und seligste Liebe zusammen — eine Weise, die aus Menschen Dämonen macht.

Auf dem Hügel, an dessen Fuß die Freiwilligen vorüberziehen, hält die Postkutsche, die eben seinen Gipfel erreicht hat, still. Der Postillon knallt mit der Peitsche, die Passagiere öffnen die schwerfälligen Thüren des alten Wagens und springen hinaus. Es sind mehrere Männer und ein junges Mädchen.

Ihre rothen Mützen schwenken die Männer. „Es lebe die Republik!“ rufen sie den Freiwilligen zu. „Kehrt als Sieger heim!“ „Erobert die Welt für die Freiheit und Gleichheit!“ „Denkt“, sagt der stattlichste der Passagiere, der eine rothe Sammtweste und darüber eine silberne Uhrkette trägt, mehr zu den Umstehenden als zu den unten Vorüberziehenden, „an Hannibal und seine dreihundert Spartaner!“

„Aber, Bürger Grollier“, meint ein kleiner magerer Mann, der neben seinem breitschulterigen und behäbigen Freund eine traurige Rolle spielen würde, wenn er nicht so beweglich, leichtfüßig und galant wäre wie die frühern Marquis im Schlosse zu Versailles, „der König der Spartaner hieß Leonidas und Hannibal war ein schwarzer Afrikaner!“

„Hannibal oder Leonidas“, entscheidet der andere, „waren beide gute Jakobiner! Abgemacht! Du bist zu gelehrt, Bürger Bruneau, und ein halber Aristokrat! Wetter, Bursche, warum warst du auch Friseur bei der Hexe, der Lamballe! . . .“

„Nur bis zum Bastillesturm —"

Was sonst noch Bruneau zu seiner Entschuldigung sagt, erstirbt in dem wildjauchzenden Ruf der Freiwilligen: „Siegen oder sterben!"

Und noch einmal ein Trommelwirbel — „Allons enfants! Vorwärts!" befiehlt, mit dem Degen winkend, der Held aus dem amerikanischen Feldzuge, den die wollenen Epauletten als Offizier kenntlich machen ... Unter den wildbrausenden Klängen erreicht die Spitze des Zuges das jenseit der Straße gelegene Gehölz. Der Lärm der Trommeln, der Gesang verstummt und verhallt allmählich in der Morgenfrühe — nun sind alle vorüber und hinter den Erlen verschwunden. Nachdenklich mit seinen ernsten, stillen Augen schaut ihnen das junge Mädchen nach.

Der Mann mit der Sammtweste zieht seine Uhr. „In drei Stunden werden wir in Paris sein. Einsteigen, Bürger! Soll ich Ihnen helfen, Bürgerin?"

Aber das Mädchen ist schon im Wagen, auf seinem frühern Platz, und betrachtet, so viel es die blinden Scheiben der Kutschfenster zulassen, in ruhiger Gleichgültigkeit die Landschaft.

Die Pferde ziehen an. „Vorsichtig, Schwager!" warnt Meister Grollier. „Bedenkt, der Hügel hat eine jähe Senkung und Ihr fahrt die besten Patrioten in ganz Frankreich! Alles gute Patrioten!" Und er sieht sich im Kreise um. „Sie sind doch eine Republikanerin, Bürgerin?"

„Es lebe die Freiheit!" erwidert sie lächelnd — eine klangvolle, ernste, tiefe Stimme, die zugleich etwas Gebietendes, Ueberwältigendes und Rührendes hat.

Außer ihr bestand die Gesellschaft, die sich in der

Kutsche zusammengefunden, aus sieben Männern. Die meisten waren unterwegs aufgestiegen, nur einer hatte wie sie die Reise von dem Posthause in Caen in der Normandie bis hierher mitgemacht. Er war noch einsilbiger und verschlossener als das junge Mädchen; kurz und scharf hatte er alle Fragen abgewiesen, welche die Mitreisenden an ihn gerichtet; seine stattliche Haltung, der finstre Blick seiner dunkeln, von buschigen Brauen überwölbten Augen schüchterten die Fragenden allmählich ein. Im leisen Geflüster nur theilte Bruneau seinem Nachbar Grollier seine „unmaßgebliche“ Meinung mit: der räthselhafte Fremde sei entweder ein Aristokrat oder, noch schlimmer, ein Spion Pitt's, der mit dem Auftrag nach Paris gehe, den Convent in die Luft zu sprengen. „Halte an dich“, ermahnte ihn darauf sein Freund und Nachbar — in der Straße, wo sie nebeneinander wohnten, hieß Grollier der Fleischer Goliath und Bruneau der Friseur David —, „bis wir in Paris sind! Paris ist die Stadt der Patrioten, da werden alle Complote und Verräthereien entdeckt!“ Inzwischen schien es ihm das Gerathenste, den Fremden genau zu beobachten. Damals lagen die Verschwörungen in der Luft. Jeder gute Patriot war auf der Fährte der Aristokraten. Zu den Adeligen und den Priestern, die den Eid auf die Verfassung weigerten, waren seit dem 2. Juni dieses Jahres noch die Girondisten gekommen. Traurig, daß nun einmal das Reich der Brüderlichkeit nicht auf Erden erscheinen will, nicht auf der Erde, die das königliche Blut Ludwig Capet's getrunken. Ja, was hilft's, daß die Entschlossensten der Pariser im vergangenen glorreichen September auf Befehl Danton's die Aristokraten in den Gefängnissen zu Hunderten getödtet,

da die neue Maschine des wunderlichen Arztes Guillotin damals noch nicht recht gehen wollte? Was hilft selbst die Schlacht bei Valmy, wo die Sansculotten die Husaren des großen Friedrich in die Flucht gejagt? Trotz der Reden des unbestechlichen Robespierre, die Tugend und die Brüderlichkeit sind noch immer nicht sichtbar. Merkwürdig, aber unleugbar, daß die einen nach wie vor den Wein von Bordeaux und die andern Wasser trinken. Und nun gar die eine untheilbare französische Republik! Sie liegt noch immer in blutigen Windeln. Armes Schmerzenskind des Volks, von heftigern Wünschen herbeigesehnt als je ein Königssohn! Bei deiner Geburt von Hoffnungen begrüßt, wie sie sich niemals an ein Ereigniß auf dieser Welt geknüpft, welch kümmerliches Dasein fristest du jetzt! In jeder Stunde schwankst du zwischen Tod und Leben. Ungezählte Feindesscharen an allen Grenzen, die Bauern der Vendée im helllodernden Aufstand gegen den Convent, und diese Versammlung, welche das Vaterland retten soll, selbst in sich getrennt und zerspalten — wüthende Parteien, die das ungenähte Gewand des Vaterlands zerreißen möchten, um wenigstens einen Theil davon ihr Eigenthum zu nennen.

„Schlimmer noch als die Oesterreicher“, sagt da einer der Reisenden, „sind diese Verräther, die Girondisten!“

„Sie wiegeln die Provinzen gegen uns Pariser auf. Hab' ich doch selbst die Worte des Schuftes Isnard gehört: man müsse Paris zerstören und mit den Steinen die Seine zudämmen.“

„Es ist schauderhaft, so etwas auszusprechen! Paris verbrennen! Was ist die Freiheit und die Republik ohne Paris?“

„Als wir den Convent von den Verräthern reinigten und die Rädelsführer gefangen nahmen —“

„Das war ein gutes Werk. Hoch der Volksfreund Marat, der es begonnen!“

„Ja, wären nur nicht die Schändlichsten entkommen!“

„Sie sollen in Caen sitzen, der tolle Barbaroux an ihrer Spitze ...“

„Und die Nationalgarden gegen Paris aufbieten ...“

„Sind Sie nicht aus Caen, Bürgerin?“ fragt mit einer plötzlichen Wendung Grollier, seine großen Augen zusammenziehend, um ihnen dadurch einen schrecklichern Ausdruck zu geben.

„Ja, Bürger!“ Ein Erröthen fliegt über ihr Antlitz und in ihrer Stimme zittert etwas.

„Ich bin auch aus Caen,“ antwortet zugleich der Fremde im gelblichen Rock und lenkt dadurch die Blicke aller von dem Mädchen ab. David Bruneau wird ganz Ohr. „Aus Caen!“ murmelt er. Sein Verdacht ist Gewißheit geworden, er sitzt einem Verschwörer gegenüber und eilig zieht er seinen Fuß zurück, aus Furcht, er könnte mit dem Verdächtigen in eine verhängnißvolle Berührung kommen. Grollier indeß ist nicht umsonst ein Vertrauensmann der Jakobiner; in seiner ganzen Länge richtet er sich auf und runzelt die Stirn.

„Im Namen des Vaterlands, Bürger, was geht in Caen vor?“

„Das alte Lied. Die Sperlinge fliegen wie in jedem Frühling um den Thurm der Stephanskirche. Aber, im Ernst, Bürger, am Sonntag war Heerschau in Caen. Barbaroux und Pétion ließen die Nationalgarde am Stadthause vorbeimarschiren. Schöner Tag — ich meine die

warme Luft und den Sonnenschein. Hinter der Nationalgarde kam ein Bataillon Freiwilliger — und wie sie die Mützen schwenkten und „Es lebe die Republik! Nieder mit Robespierre! Nieder mit Paris!“ riefen ...“

„Abscheulich! Schändlich! Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen! Als Gefangene werden sie in Paris einziehen!“ lärmten die Passagiere untereinander.

„Ich versichere euch, Bürger“ — und die Stimme des Fremden erhob sich über den Lärm —, „es waren stattliche Leute und das Ganze ein prächtiges Schauspiel für die Feinde der Freiheit! Auf einem Schimmel ritt ihnen der General Wimpfen voran; er hatte einen mächtigen Federhut auf dem Kopf, und auf der Brust, wo die Offiziere früher die Ordenskreuze trugen, eine große dreifarbige Cocarde. Er blickte so stolz umher wie Coriolan, als er vor Rom zog, und er hielt seinen Soldaten eine Standrede: in Paris säßen die Verräther, kein Stein von der gottlosen Stadt sollte auf dem andern bleiben ...“

„Kein Stein! Habt ihr's gehört, Bürger?“ schrie Grollier.

„In der Stadt, die ihren König gemordet —“

„Den König gemordet ... Da merkt man die Aristokratenbrut!“ flüsterte der vorsichtige Friseur.

„„Die ganze Normandie ist in Aufstand!““ sagte der General; „„die Vendée und die Provence, Frankreich erhebt sich einmüthig gegen die Tyrannei des Bergs ...““

„Ich seh' ihn noch unter der Guillotine, diesen Wimpfen!“

„Beruhigt euch, Bürger! Die wahren Patrioten werden sich doch nicht vor hohlen Worten fürchten? Die verpuffen in die Luft wie blinde Schüsse. Sie haben keine

Kartätschen, glaubt mir! Und das ist's: wer die Kanonen hat, dem gehört die Welt! Der General spielt nur den Coriolan und noch dazu ist er ein schlechter Schauspieler."

„Bürger", sagte Grollier, im Gefühl seiner Würde dem Fremden die Hand entgegenstreckend, „das Vaterland dankt Dir!"

Mit einer gewissen Verbindlichkeit erwiderte der den Handdruck; jetzt fiel es dem Friseur auf, daß er Handschuhe von dänischem Leder trug. Handschuhe bezeichneten den Aristokraten oder doch aristokratische Gewohnheiten. David Bruneau erinnerte sich der Zeit, da er selbst diesem eiteln Pomp gefröhnt; in seinem Herzen stieg ein unbeschreibliches Gefühl auf, wie ein Bedauern — ja, wenn er nur gewußt, ob mit seiner Gegenwart oder Vergangenheit? Köpfe sind im Grunde Köpfe und Haare eben Haare; ob er die Prinzessin Lamballe oder die Geliebte Marat's, Simonne Evrard, die sich indeß lieber die Schwester des großen Volksfreundes nennen ließ, täglich frisirte, konnte das David Bruneau nicht gleich sein? O David, bei all deinem Patriotismus und Cynismus, bei dem Andenken an den 10. August 1792, wo du nach dem Tode der Schweizer so keck warst, in die Tuilerien zu dringen, und mit einer Dame der Halle die Carmagnole getanzt hast, bei all deinen Reden über das Glück, für die Republik zu sterben, deinen Verwünschungen der Könige: was bist du doch im tiefsten Innern für ein unverbesserlicher Aristokrat! Wie seidenweich waren die Locken der Prinzessin und wie struppig ist das starre, ein wenig ins Röthliche spielende Haar der Bürgerin Marat! Und in diesen wunderlichen Gedanken blickt er mit einem me-

landcholischen Lächeln, das an Rousseau's Empfindsamkeit gemahnt, zu dem schönen Mädchen hinüber, dessen blonde Haarlocken unter ihrem Filzhut hervor auf ihre Schultern niederrollen. Unwillkürlich fangen seine Finger an zu zucken, als suchten sie nach Kamm und Scheere...

Eine allgemeine Stille ist eingetreten, langsam schleicht der Wagen durch den tiefen Sand des Wegs. Im Morgenwind und Sonnenlicht wiegen sich die Wipfel der Bäume; weiterhin, in der Ferne dehnen sich Kornfelder aus; bald an einzelnen Gehöften, bald an Dörfern fahren sie vorüber. Zuweilen taucht dann auch wie ein breiter Streifen Silber die Wasserfläche der Seine hervor. Auf den Feldern wird, je mehr sie sich Paris nähern, desto weniger gearbeitet; in den Dörfern stehen die Bauern in Gruppen streitend, lärmend vor den Wirthshäusern zusammen. Der Wagen muß langsamer fahren. „Woher des Wegs? Was wißt ihr Neues? Ist's ruhig in der Normandie? Wird's Schläge setzen?“ So durcheinander irren die Fragen an den Postillon, an die Reisenden. Eine fieberhafte Ungeduld scheint alle aus den gewohnten stillen Kreisen des Daseins getrieben zu haben; vor ihnen gaukelt ein wunderbares Bild, eine Luftspiegelung, unklar, verschwimmend, aber sie doch nach sich ziehend. Die einen sehen es glänzend wie die Sonne, die über Feld und Wald emporsteigt, die andern durch eine Wolke von Feuer und Blut. Der vulkanische Dampf und die Gluthitze, die um die Hauptstadt schweben, haben sich allmählich immer weiter verbreitet: wie im Alterthum der Taumel der Bacchanten und Mänaden Jeden ergriff, der ihrem rasenden Zuge begegnete, so rauscht jetzt die Göttin Freiheit über Frankreich dahin; ihre Fittiche sausen, ihre Stimme klingt,

gewaltig, als ob alle Glocken in sämmtlichen Kirchspielen Frankreichs zusammenschlügen: ein schreckliches Wunderwesen; wer will sagen, ob es aus der Hölle oder dem Himmel stammt? Denn die Flügel der Morgenröthe, die es zuerst, im Sommer 1789, rosig und goldig umglänzten, sind schwarz geworden wie die Riesenschwingen des Dämons.

Aber wie auch die Menschen schwanken und sich ändern, die Natur ist dieselbe geblieben. Die Linden blühen, die Rosen duften; an den Bäumen und Feldern sind alle Wandlungen spurlos vorübergegangen.

Erfüllten diese Gedanken die Seele der jungen Reisenden, als jetzt die Kutsche vor dem Wirthshause in Neuilly hielt und ihre letzte Rast machte? Während die Männer in das Gastzimmer traten und bald eine laute Unterhaltung begann, hatte sie von dem Glase Wein, das ihr Bürger Bruneau mit unwiderstehlicher Höflichkeit anbot, einige Tropfen getrunken und sich auf der grünangestrichenen Holzbank unter der breitschattigen Kastanie niedergesetzt. Der schwere schwarze Filzhut, den sie nach der Mode der Zeit trug, mochte sie drücken; sie nahm ihn von ihren starken dunkelblonden Haaren und legte ihn neben sich. Ueber ihr ernstes Gesicht fiel der Sonnenschein. Dem träumerischen Blick, mit dem ihr Auge einem aus den Zweigen des Baums sich aufschwingenden Vogel folgte, entsprach ein schmerzlicher Zug, der zuweilen um ihren Mund zuckte. Aber wiederum verschwand plötzlich dieser sinnige und schwermüthige Ausdruck ihrer Züge; sie wurden fest und entschlossen. Ein eigenthümliches Leuchten strahlte von ihnen aus, ein Glanz, der in denen, die sie so sahen, eine unbeschreibliche Empfindung, aus Furcht und Staunen

gemischt, erweckte. Keiner von all ihren Gefährten war tiefer von diesem geheimnißvollen Widerspruch ihres Wesens ergriffen worden als der junge Mann, der nun schon eine Weile, ohne daß sie ihn bemerkt, in der Thür des Hauses stand und sie still beobachtete. Gestern, gerade beim Untergang der Sonne, hatte er auf einer Station die Kutsche bestiegen. Er kam von einem Landgut in der Nähe jenes Orts, das, wie er erzählte, einem seiner Verwandten gehörte, und kehrte nach Paris zurück. Leicht und gefällig wußte er sich zu geben, sein Gespräch unterhielt und regte an; wie sehr er sich auch bemühte, jeden Schein einer höhern Bildung, der etwa seine Mitreisenden hätte verletzen können, zu vermeiden, so verrieth sich doch bald sein größeres Wissen, seine feinere gesellschaftliche Form. Grollier, der überall Aristokraten witterte, beruhigte sich darum auch nicht eher in seinem Argwohn, als bis er den Namen des jungen Mannes erfuhr. Marcel Lecomte hatte keine Ursache, ihn zu verschweigen; fast in der ganzen Stadt war sein Vater als guter Bürger und Wohlthäter der Armen bekannt, er selbst Offizier in der Nationalgarde und bei dem Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792 von der Kugel eines Schweizers gleich beim Beginn des Gefechts verwundet worden. Harmlos, im Laufe der Unterhaltung, gab er diese Auskunft über sich selbst; er beseitigte so nicht nur den Verdacht des Fleischers, er verschaffte ihm zugleich die beste Gelegenheit, ein Großes von seinen Heldenthaten an jenem Tage der Freiheit und des Mordens zu erzählen. Wer still für sich, mit halbgeschlossenen Augen wie der Mann im gelben Rock, Grollier's Prahlereien zuhörte, hätte glauben können, von der Simsonsfaust des wackern Schlächters wären sämmt-

liche Schweizer erschlagen worden und die Männer von Marseille, die Barbaroux herbeigerufen — „Männer, die zu sterben wissen“ —, das Volk von St.-Antoine und die Nationalgarde von Paris hätten, ohne Piken und Gewehre zu rühren, diesem Schauspiel zugesehen.

„Ja, damals“, hatte Marcel Grollier's Erzählung unterbrochen, „damals liebte Barbaroux noch die Freiheit und ich ihn! Wir waren wie Brüder — O Bürger, es war eine schöne Zeit, als wir noch alle einig zusammengingen, der Zukunft entgegen und der Republik! Das ist vorbei! Barbaroux hat sich mit den Verräthern eingelassen ...“

Bei diesen Worten hatte ihn der erste Blick seiner Gefährtin getroffen, die ihm bisher stumm, die Augen niedergeschlagen, gegenüber im Rücksitz des Wagens gesessen, bei der Enge des Raums ihm so nahe, daß ihre Knie sich zuweilen berührten. Unter diesem langen, prüfenden, finstern Blick lief ein leiser Schauer über ihn — ein Schauer, der ihn entsetzte und doch wieder so eigen berührte, daß er keinen Namen für diese Empfindung fand. Lauter schlug sein Herz; die Ahnung erfüllte ihn, daß in diesem Augenblick sein Loos geworfen und wunderbar sein Geschick mit dem jenes Mädchens verknüpft werde. Von ihr wußte er nichts, weder ihren Stand noch woher sie kam; er vermuthete nur, daß sie nach Paris ginge; kaum hatte er ihr Gesicht noch gesehen. Und doch ward er während der Nacht den Gedanken nicht los: sie und du, ihr seid füreinander bestimmt, euch zum Segen oder zum Unheil, gleichviel, fortan habt ihr beide Ein Schicksal. Wol war sie schön — er bemerkte es nur zu gut am andern Morgen —, von einer Schönheit, die das Herz entzückt und

die Sinne verwirrt, deren Bild sich unvergeßlich der Erinnerung einprägt. Es wollte ihm nicht gelingen, ein längeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen; freundlich ablehnend antwortete sie auf seine Fragen, und ernster in sie zu dringen, hielt ihn die Scheu zurück, die sie ihm einflößte, der Adel seiner Seele, der es unedel schalt, einem alleinstehenden Mädchen Verlegenheit zu bereiten. Auch jetzt, auf der Schwelle des Hauses, konnte er zu keinem Entschluß kommen. Wie mächtig ihn auch das Verlangen vorwärts trieb, sie anzureden, Näheres von ihr zu erfahren, den namenlosen Gefühlen, die in ihm wogten, Ausdruck zu geben; ein Etwas fesselte seinen Fuß und lähmte seine Zunge. Und so wäre vielleicht auch dieser kurze Augenblick ihres Alleinseins vorübergerauscht ohne Entscheidung, wenn nicht der Fremde im gelben Rock, der Mann aus Caen, eben aus der Gaststube getreten und sich neben Marcel gestellt hätte. Vierzig Jahre und darüber liegen in seinem Gesicht und den Furchen seiner Stirn. Viel und mancherlei haben diese klugen, stechenden Augen gesehen. Fest zusammen schließen sich die schmalen Lippen, zum Trotz und Widerstand, in einem eisernen Willen. Ein dichter schwarzer Bart verleiht dem Fremden zu dem allen noch ein männlicheres, muthigeres Aussehen; das ist einer, der den Stürmen des Lebens wie der Bosheit und den Tücken der Menschen unerschrocken die Stirn bietet, der die Furcht nicht kennt, aber ebenso wenig die Vergebung; es mag gut sein, ihn zum Freunde zu haben, aber noch gewisser ist es, daß er ein gefährlicher und unversöhnlicher Gegner. Dem jungen Marcel flößte die Erscheinung des Fremden, der so unwillkommen und unerwartet, wie aus der Erde gewachsen, neben ihm stand,

ein stilles Unbehagen ein, das er nicht zu rechtfertigen wußte, das ihn aber doch einen Schritt von der Thür zurücktreten ließ. Der andere schien es nicht zu bemerken; die Arme übereinandergeschlagen, betrachtete er die müden Pferde, die langsam ihren Hafer verzehrten, als wäre dies Schauspiel für ihn von besonderer Anziehungskraft. Nur einmal schaute er zu dem Mädchen unter der Kastanie hinüber; zufällig hatte sie das Gesicht nach dem Hause gewandt: so begegneten sich ihr und sein Blick. Gab es eine Beziehung zwischen beiden? Einen leichten und doch unzerreißbaren Faden hinüber und herüber? Hastig stand sie auf, ihren Hut in der Hand haltend, und entfernte sich von dem Baum in die menschenleere Straße des Fleckens hinein. Dies wurde für Marcel zur Entscheidung seines Schicksals. In dem Wahn, den ihm die Liebe eingab, sie habe den Fremden, der ihm immer unheimlicher erschien, zu fürchten, eilte er ihr nach; er war jetzt in der Stimmung, seine Neigung zu gestehen, ihr seinen Schutz anzubieten.

Da sie langsam ging, hatte er sie bald erreicht.

Auf dieser Reihe der Straße lagen Gärten, durch Zäune, Hecken und Gitter von dem Wege getrennt. Darüberhin warfen Linden und Kastanien ihren Schatten. Obgleich die meisten der Gärten nur aus Gemüseanpflanzungen bestanden, drang doch aus einigen der Duft von Rosen und Reseda zu den beiden jungen Leuten, die nebeneinander, wortlos, ohne sich anzublicken, dahinschritten.

„Ist es nicht thöricht", sagte endlich Marcel, „daß wir den schönen Morgen und seine liebliche Ruhe mit unsern politischen Gesprächen stören und in unsern Streitigkeiten so ganz der Natur vergessen? Die reinste

Freude keimt doch nur aus ihrem Schooße! Ich glaube, Fräulein, es in Ihren Augen zu lesen, daß auch Sie von der friedlichen Stille und Schönheit um uns her entzückt sind und den Duft der Blumen lieber einathmen —"

„Als die Lobsprüche des Convents", entgegnete sie lächelnd. „Sie mögen recht haben, mein Herr, aber Sie können es einem Mädchen nicht verargen, wenn ihr ein schöner, einsamer Garten mit Lauben und Springbrunnen, der Wald mit seinem ernsten Frieden, das Ufer eines kleinen Sees besser gefällt als der Markt der Städte, der Tummelplatz des Lebens."

„Da wird Ihnen Paris wenig Erfreuliches bieten! Wie die Sturmwellen über die Düne, so gewaltig schäumt die Aufregung über alles dahin. Meine Eltern stehen allein; der Vater ist seit einem Jahre dauernd kränklich: das führt mich zunächst von der Besitzung meines Oheims zurück. Auch ich war dieser beständigen Anklagen der Parteien, dieses unaufhörlichen Bürgerkriegs müde geworden; aber ich begreife es nur zu wohl, in diesen schreckensvollen Tagen muß der Einzelne auf Frieden und Glück verzichten. Ob freiwillig, ob wider seinen Willen, er muß hinein in das Meer! Sieg oder Tod, wie vorhin die Freiwilligen sagten, es ist die einzige, gültige Losung für uns alle!"

Ohne eine Bewegung oder ein Wort der Billigung hatte ihm das Mädchen zugehört. Als er so in seiner Rede innehielt und sie noch immer schwieg, empfand er es wie einen stummen Vorwurf. „Vergeben Sie!" fuhr er fort. „Ich theile Ihnen meine Empfindungen mit und sollte eher fragen, ob ich in irgend einer Sache Ihnen nützlich sein kann."

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich hoffe, mir in allen Dingen selbst helfen zu können. Nehmen Sie das nicht für einen Ausdruck des Stolzes oder Uebermuths! Es ist die nothwendige Folge dessen, was Sie soeben sagten. Wir sind alle in einem ungeheuern Schiffbruch; jeder ist auf sich selbst und die Planke angewiesen, die ihn trägt."

„Waren Sie schon in Paris?" Es drängte ihn, mehr von ihr zu erfahren.

„Niemals! Ich habe bis vor kurzem das ruhigste und einsamste Leben geführt, in einem Nonnenkloster, auf dem Gute meines Vaters, im Hause einer Tante ..."

„Und Sie wollen jetzt das friedliche Asyl mit der Unruhe und dem Lärm der Stadt vertauschen?"

„Mein Schicksal ruft mich."

„Und wenn es nur eine Laune wäre, der Sie folgten? Verzeihung, meine Freundin! Aber es ist mir, als müßte Ihnen alles widerrathen, Paris zu betreten —"

„Und in mir ruft alles „Vorwärts!" Wir verstehen uns nicht. Und was wäre denn auch so Schreckliches in jener Stadt? Nicht all ihre Bewohner sind im September zu Mördern geworden! Auch gute Menschen wird es unter ihnen geben, Ihre Eltern zum Beispiel, Sie selbst." Wie sie das sagte, erheiterte ein Lächeln der Anmuth ihre strengen Züge; sie erschien ihm verwandelt; das Priesterliche und Unnahbare ihres Wesens hatte sich in holde Mädchenhaftigkeit gelöst.

Woher er den Muth genommen, wußte er nicht, aber plötzlich hielt er ihre Hand gefaßt. „Könnten Sie mir doch vertrauen!" bat er mit sanfter Stimme, die vor Erregung leise bebte. „Anvertrauen, was Sie bekümmert,

wenn ein Mißgeschick Sie verfolgt! Schelten Sie mich nicht zudringlich! Wer möchte einem so zarten und hülfsbedürftigen Wesen, wie es jedes Weib im Kampf der Männer ist, einem Mädchen, das er auf der Fahrt mit solchen Männern" — er deutete verstohlen mit dem Finger nach der Thür des Gasthofs, an deren Pfosten noch unbeweglich der Fremde mit den unheimlichen Augen und dem schwarzen Barte lehnte —, „unter Jakobinern kennen lernte, nicht seinen Arm zum Schutz leihen?"

„Ist denn das Wort Schwäche auf meine Stirn geschrieben?"

„Nein, ein schlimmeres steht darauf: Aristokratin!"

Wieder flog das sonnige Lächeln um ihre Lippen. „Oho, mein Herr, ich bin eine gute Republikanerin! Eines Tags werden Sie mich näher kennen lernen und besser von mir denken!"

„Besser?" Nun siegte auch bei ihm die heitere Lebensanschauung, die unbesorgt die Rose pflückt, die ihr entgegenblüht. „Das ist unmöglich, ich denke schon das Beste und Schönste von Ihnen, daß der Mann glücklich wäre, den Sie Ihren Freund nennen würden."

Ihr wurde die Antwort erspart, denn mahnend knallte der Postillon mit der Peitsche, die andern Reisenden winkten mit den Händen und Mützen. Grollier erhob seine weithinschallende Stimme: „Beeilt Euch, Bürgerin!"

Bei dem Einsteigen in den Wagen streifte Marcel den Fremden —

„Hüten Sie sich!" zischelte ihm der ins Ohr, mit einer unmerklichen, aber nicht zu mißdeutenden Bewegung gegen das Mädchen hin.

In der Kutsche führte wieder Grollier das Wort,

diesmal nicht über die hohe Politik, er erlaubte sich einige nicht allzu zarte Anspielungen auf das lange Gespräch, das Marcel und die schöne Bürgerin am Gartenzaune geführt. Nach ihm verdiente ein Mann wie Marcel Lecomte, der sich schon so herrlich ausgezeichnet hätte, ohne Widerrede ein so liebenswürdiges und schönes Mädchen, denn er könne versichern, daß im ganzen Hofstaate der Oesterreicherin keine Herzogin oder Gräfin gewesen, die werth wäre, der hübschen Bürgerin das Wasser zu reichen. Der Landwein von Neuilly hatte die „angeregte“ Stimmung, in die ihn der Gesang der Marseillaise versetzt, noch erhöht; das Glas in der einen, den Säbel in der andern Hand, fühlte er sich fähig, die Welt zu erobern. Und da er den jungen Marcel nachdenklich, mit gesenktem Kopf dasitzen sah, schlug er ihn auf die Schulter: „Munter, Bürger! Ihr seid ein schmucker Kerl, ein Patriot! Ich wette, ehe der Wind umspringt, werdet Ihr noch General. Heute Abend werde ich in meiner Section eine Rede halten. Was ist das für eine schläfrige Kriegsführung, werde ich sagen. Was sind das für Generale an unsern Grenzen! Wofür haben wir sie hingeschickt? Um die Feinde zu schlagen. Und was thun sie? Maulaffen halten sie feil. Maulaffen, Bürger! Einer wie der andere, es sind Verräther: der Bouillé, der Lafayette, der Dumouriez. Sollen wir das länger dulden, wir Männer des zehnten August? Nimmermehr, mancher unter uns trüge mit viel mehr Anstand eine Krone als Ludwig Capet, dem wir glücklich Krone und Kopf genommen. Wir alle könnten Generale sein und würden große Siege erfechten und herrliche Städte erobern. Es sind aber noch zu viele Aristokraten in der Welt, welche das Talent nicht aufkommen lassen. Denn,

hat der Volksfreund Marat gefragt, wo wohnt die Tugend? In den Dachstuben. Alle großen Generale sind in Paris geboren, schon Cäsar war ein Pariser. So haben wir auch jetzt einen Helden unter uns, den Bürger Marcel Lecomte..." Hier unterbrach ihn das laute Gelächter der andern, denn ein seltsames Schauspiel bot sich ihnen dar.

Sie waren in der Nähe der Stadt und hatten eine Schafheerde eingeholt, die dorthin getrieben wurde. In einer tollen Laune hatten die Fleischergesellen, die sie begleiteten, die Thiere mit Namen und Bändern geschmückt, die einen mit rothen, die anderen mit weißen. Auf dem Rücken des einen war ein Papier mit der Inschrift geklebt: „Dies ist das Haupt der Verschwörer in der Normandie, der grimmige Barbaroux." An den Schwanz eines andern war eine Krone aus Pappe und Goldpapier gebunden, die nun in dem Staube des Wegs umhergeschleift wurde. Mitten unter diese Heerde gerieth der Wagen; die erschreckten Thiere jagten querfeldein einer Ebene zu, auf der eine Compagnie der Nationalgarde aus den äußersten Vorstädten von Paris ihre Exercirübungen hielt. Diese nahmen die rothen Halsbänder und den tricoloren Cocardenschmuck der Schafe im bösen Sinne und fanden sich in ihrem Patriotismus und ihrer kriegerischen Würde dadurch gekränkt; ihre Gewehre und Piken umkehrend, schlugen sie mit den Kolben und Stäben auf die Thiere ein, die Hauptleute und Officiere bedrohten mit geschwungenen Säbeln die Treiber, dazwischen heulten und bellten die Hunde: es war wie am Fasching, wenn der „Große Ochse" im Jubel durch die Gassen der Hauptstadt geführt wird.

Von denen, die im Wagen saßen, theilten nur drei nicht die Freude ihrer Gefährten an diesem lächerlichen

Schauspiel. Wie im Traum war Marcel bei dem wilden Lärm aufgefahren und dann wieder in jenes dumpfe Grübeln versunken, in das ihn die räthselhafte Aeußerung des Mannes aus Caen, dies „Hütet euch!" in Bezug auf das schöne Mädchen gesprochen, gestürzt. So kurz ihr Gespräch auch nach seiner Meinung gewesen, wenn es gleich der häßliche Peitschenknall des Postillons und die ungeduldig scharrenden Rosse im entscheidenden Augenblick gestört — wie die neidische Parze den Lebensfaden eines Sterblichen oft gerade da durchschneidet, wo seine Hoffnungen sich erfüllen, seine Arbeit ihren Lohn erhält — dennoch hatte er in ihm sein Herz an dies unbekannte, seltsame Mädchen verloren. Er hatte einen Einblick in eine stolze, muthige Seele gethan, empfunden, wie seine Worte in ihrem Innern wiederhallten. Vielleicht war dies der Hauptreiz, den sie, ihm selbst unbewußt, auf ihn ausübte. Gab es im Bürgerstande solche Frauen, die mit dieser adeligen, vornehmen Haltung und Schönheit so freundliche Anmuth, solch Feuer und solche Erhabenheit der Gesinnung verbanden? Megären genug hatte Marcel durch Paris rasen sehen, das blutende Herz ihrer Feinde auf eine Pike gesteckt, wie sie in Tanz und Getümmel um den Wagen des Königs getost, als sie ihn, einen halben Gefangenen, von Versailles herbeischleppten — und dagegen stille, zaghafte, schüchterne Frauen und Mädchen, die nicht mehr über die Gasse zu schreiten wagten und, alles fliehend, was sie an die Wildheit der Zeit und den Umsturz der alten Welt erinnern konnte, nur ihren häuslichen Geschäften sich widmeten oder mit inbrünstiger Hingebung sich in die Arme der Religion warfen. Kannte er nicht solch eine bescheidene Blume in seiner nächsten Nähe?

Eine flammende Röthe stieg in sein Gesicht, wenn er daran dachte. Die arme, sanfte, vom Unglück so schwer heimgesuchte Genoveva . . . Wie hatte er sie verlassen, wie kehrte er heim! Welch Herz brachte er ihr zurück? Ein Herz, von dem eine andere Besitz genommen. All diese Gedanken, zusammen auf ihn einstürmend, quälten und ängstigten Marcel, daß er für die Außenwelt kaum einen Blick, viel weniger Aufmerksamkeit hatte.

Als der Mann im gelben Rock die wilde Flucht der Schafe, die Prügelei zwischen den Treibern und den Nationalgardisten gewahrte, verzog sich sein Gesicht zu einem spöttischen Ausdruck der Verachtung. In der allgemeinen Heiterkeit bemerkte niemand den Wechsel seiner Mienen, als der Friseur Bruneau, dessen kleine, scharfe Augen auf keinem Punkte lange ruhten und denen dennoch nichts entging. „Aha“, dachte er innerlich frohlockend, „er ist doch ein Aristokrat. Ich täusche mich nicht, ich kenne die Handschuhe und das pomadisirte Haar. Wahrhaftig, dieser Grollier ist trotz seiner Goliathsgröße dumm wie ein Esel; Buridan's Esel, wie wir Gelehrte sagen.“ Und damit guckte er nach der Bürgerin hinüber, die eben ihren Hut mit den schwarzen Schnüren und der schwarzen Cocarde wieder auf den Kopf setzte und dann in ihrem Taschenbuche blätterte. Ihr verursachte das Schauspiel, das die andern zum ausgelassensten Gelächter zwang, Pein und Widerwillen, sie wandte sich davon ab; was ihr das Höchste und Heiligste dünkte, wurde im frechen Gaukelspiel erniedrigt und verhöhnt.

Noch einige Minuten rollte der Wagen auf dem gepflasterten Wege dahin: da waren sie an den Barrièren von Paris.

„Paris!“ rief der Postillon, als sie durch das Gitterthor fuhren, den mit Bäumen besetzten Weg entlang, der auf den Platz der Revolution mündete.

„Eine ganz andere Luft, anderes Licht;“ meinte David Bruneau, seine Augen wie vor Entzücken schließend. „Es lebe Paris! Solch eine Stadt gibt es nicht noch einmal in der Welt!“ — und mit einer zierlichen Beugung seines kleinen, trotz der rothen Jakobinermütze, die es krönte, sorgfältig frisirten Kopfes nach dem jungen Mädchen hin, setzte er hinzu: „Lächeln Sie nur, Bürgerin! Spotten Sie, daß David Bruneau ein eingefleischter Pariser ist! Nach drei Tagen werden Sie seiner Meinung sein! Unsere Spaziergänge im Mondschein an der Seine, unsere Bälle: durchaus Natur, voll Unschuld und Schwärmerei; durchaus, wie es der große Rousseau wünschte.“

„Aber der große Rousseau flüchtete doch aus Ihrem Paris —“

„Sehr begreiflich! Damals gehörte Paris den Edelleuten, jetzt gehört es uns.“

In dieser stillen Stunde des Mittags ließ sich während der ersten Minuten ihrer Fahrt wenig von dem Lärm und Gewühl einer großen Stadt vernehmen. Bauern, die mit leeren Wagen und Gemüsekörben von den Märkten nach ihren Dörfern zurückkehrten, Milchkarren, Männer und Frauen, die eilig vorüberschritten, begegneten ihnen. Mit jenem Staunen, das eine unerwartete Erscheinung in uns erweckt und das dann unverkennbar in unsern Zügen sich wiederspiegelt, blickte die Reisende umher. So war das Paris nicht, das in ihren Träumen stand. Wie so ruhig lagen die Häuser da, friedlich von friedlichen Bäumen beschattet; hier wehte aus einem halbgeöffneten

Fenster ein weißer Vorhang, dort waren die grünen Läden geschlossen; sogar die Töne eines Klaviers klangen über die Straße. In ihrer Heimath war es nicht anders. Gerade so müde und so glänzend wie dort um diese Stunde schlichen hier die Sonnenstrahlen über die Steine durch die Wipfel der Bäume. Wo war die tobende Bewegung, das wüste Geschrei? Wo die Schaaren rasender Männer und Frauen, die, Waffen schwingend, wie eine Legion losgelassener Dämonen in diesen Gassen umherstürmen sollten? In wie hellen und gefälligen Farben erschien dagegen das Bild, das sich ihr in Wirklichkeit bot! Je näher sie dem Platz der Revolution kamen — ehemals hieß er nach Ludwig XV., dem Vielgeliebten —, desto größer ward das Getümmel. Zahlreicher strömten die Menschen hin und her, einige mit aufgeregten, andere mit bekümmerten Mienen; aber die Masse der Gleichgültigen, die den Tag hinnahmen, wie er aufging, mit Regen oder Sonnenschein, bildete auch hier wie überall die Mehrzahl. In der lebhaftern Phantasie Marcel's und des Mädchens mochte sich die Revolution wie in einem Vergrößerungsspiegel zeigen, die meisten indeß hatten sich an ihre Schrecken, Greuel, ihre Kämpfe gewöhnt, wie einer, der längere Zeit an einem stürmischen Meere wohnt, zuletzt nicht mehr von dem Gebrüll der Wogen in seinem Schlafe gestört wird. An den Mauern forderten Anschlagzettel zum Besuch der Theater auf, Proclamationen des Wohlfahrtsausschusses, der Gemeinde von Paris hingen daneben; Flugblätter einzelner Personen, die sich alle mit „Freund des Vaterlandes“ unterzeichneten, beschäftigten sich bald mit der Vertilgung von Ratten und Mäusen, bald gaben sie ein untrügliches Mittel an, wie man die

Feinde besiegen, die Verräther entdecken und das Brod billiger machen könne. Die Vorübergehenden blieben stehen, lasen sie und lachten; vor denen, die am stärksten durch die Wunderlichkeit ihrer Vorschläge oder die Uebertreibung ihres Ausdrucks auffielen, bildeten sich Gruppen. Doch behielten die Mittagszeit und der Sonnenbrand den Sieg über die Neugierde. Keiner verweilte lange, alle beeilten sich, ihres Wegs zu gehen.

Jetzt hatte auch die Postkutsche ihr Ziel erreicht: aussteigend schüttelten sich die Reisenden gegenseitig zum Abschied die Hände. Dem Mann mit dem gelben Rock, der sich mit kurzem Gruß entfernte, sandte Bruneau einen seiner nachdenklichsten Blicke bis an die Straßenecke nach, wo er in einem Hause verschwand. Marcel Lecomte, dessen ganzes Gepäck in einer zur Reisetasche umgewandelten Jagdtasche und einer Flinte bestand, zögerte noch; er wollte nicht eher scheiden, als bis er wußte, wohin sich die schöne Fremde gewandt. Diese sah sich nach einem Gepäckträger um, der ihr den kleinen Koffer nachtragen und sie nach dem Gasthof führen könnte, dessen Adresse sie aus ihrem Taschenbuch gezogen.

„Erlauben Sie, Bürgerin", sagte der Ritter der Damen, Bruneau, „es scheint sich keiner der vielen Tagediebe zum Tragen Ihres Gepäcks einzufinden! Geben Sie her — eine so leichte Last! So leicht wie der Meerschaum, aus dem Venus emporstieg! Bitte, bitte! David Bruneau wird sich nicht die Ehre nehmen lassen, Ihr Diener zu sein! Und lassen Sie mich einmal die Karte da lesen. Was seh' ich? Schau' einmal her, Goliath! „Madame Louise Grollier empfiehlt ihr Hôtel de la Providence Nr. 19 in der alten Augustinerstraße, nahe beim

Victorienplatz, allen Reisenden. Möblirte Zimmer zu jedem Preis.“ Bürgerin, Sie haben sich für das beste Haus in Paris entschieden! Sie werden dort so gut aufgehoben sein wie die Engel im Himmel! Und in unserm Schutz! Rechts gegenüber ist der Laden meines Freundes Grollier, links mein Salon. Die Bürgerin Grollier soll Ihnen ein Zimmer geben, wo ihnen mein Schild und mein Name immer vor Augen kommen! Vorwärts, Grollier! Du hast längere Beine als ich und die Bürgerin; verkünde deiner Schwägerin unsere Ankunft!“

Einen Augenblick irrte ein finsterer Schatten über das Gesicht des Mädchens! sie schien willens, die aufdringliche Höflichkeit des Friseurs zurückzuweisen, die Klugheit aber besiegte den Trotz ihres Herzens. „Wenn Sie so gütig sein wollen, mich zu führen!“ antwortete sie.. Da stand Marcel neben ihr, er hielt ihr die Hand hin. Nicht seine Lippen, doch seine Blicke fragten: Seh' ich dich wieder? Sollte er das leise Schütteln ihres Hauptes als Verneinung, durfte er es sich als Bejahung deuten? „Leben Sie wohl und glücklich!“ damit legte sie ihre Hand in die seinige.

„Kinder“, rief Grollier, „es wird nicht das letzte mal sein, daß ihr euch die Hand drückt! Für heute Adieu, mein General!“

„Bürgerin, Ihren Arm!“ bat Bruneau.

„Dank, ich gehe sicherer allein!“

„Wie die Jungfrau von Orleans.“ Bruneau liebte geschichtliche Anspielungen. „Aber Ihren Namen darf ich doch wissen?“

„Warum nicht? Ich heiße Charlotte Corday.“

Es ist ungewiß, ob Marcel Lecomte diese Worte

noch hörte; er hatte sich schon nach dem Pantheon zugewandt, während Charlotte und Bruneau rechterhand abbogen. Einer aber folgte dem seltsamen Paar: der Mann im gelben Rock. In dem Thorbogen eines der großen Häuser umher hatte er sich vor den Späherblicken Bruneau's versteckt gehalten; jetzt schritt er ihnen in gemessener Entfernung nach. Viel zu eifrig war der Friseur beschäftigt, seiner Schutzbefohlenen die Merkwürdigkeiten der Stadt Paris zu zeigen, die auf ihrem Wege lagen, wie den Garten und den Palast der Tuilerien, die Kastanien des Palais-Royal, deren Blätter 1789 auf den Vorschlag Camille Desmoulins' zu den ersten Cocarden der Patrioten gedient, um einen Blick hinter sich zu werfen; hatte er doch seit dem Umsturz des Königthums mit keinem so schönen und gebildeten Mädchen geredet. Im Gespräch mit ihr konnte er ohne Zwang alle jene nach Versailles duftenden Redensarten wieder gebrauchen, die ihm aus seinem frühern Verkehr mit den „aristokratischen Herren" angeflogen, durch die Revolution aber in die Tiefe seiner Brust hinabgedrängt waren. Und wie wenig Charlotte auch von seinem Wesen und Reden sich angenehm berührt fühlen mochte, das Neue, das sie sah, ein so vielfach anregendes Schauspiel, beschäftigte, fesselte sie. Einen höhern und freundlichern Glanz strahlten ihre Augen aus; es war, als wiche die Starrheit aus ihrem Antlitz, ein finsterer Gedanke aus ihrer Seele. Voll Lebhaftigkeit ging sie auf die Worte und Schilderungen ihres Begleiters ein, zuweilen erschien das muntere Lächeln auf ihren Lippen, das Marcel so entzückt. Da blieb Bruneau plötzlich stehen und machte sie auf einen schlanken, ernsten Mann aufmerksam, der, von vielen aus dem Volke begrüßt

und ihren Gruß freundlich, doch mit einer gewissen Herablassung, erwiedernd, auf der andern Seite der Straße vorüberschritt. Ein Gesicht, durch nichts ausgezeichnet, weder häßlich noch schön, von einer gelblichen Färbung, die ins Grünliche spielte, die Haltung des Mannes aufrecht und bescheiden; nur sein Anzug für jene Tage, die in der Zerlumptheit und Unsauberkeit gleichsam den Stolz eines freien Mannes suchten, von besonderer Feinheit und modischem Schnitt: ein grauer Frack, eine farbige Weste, dunkle Beinkleider und blankgeputzte Halbstiefeln.

„Das ist Maximilian Robespierre, der Unbestechliche, der beste Bürger, der edelste!“ sagte Bruneau so laut, daß es der Gerühmte wohl noch hören konnte, wenn er ein Ohr für die Schmeichelei hatte.

„Ah!“ Charlotte Corday schaute hinüber mit ihrem dunkelsten Blick — aber er traf nicht auf Robespierre sondern auf den Fremden. Ein Zittern durchfuhr sie, als hätte ihr Gewissen körperliche Gestalt vor ihr angenommen und sähe sie stillfragend an.

II.

Indeß hatte Marcel Lecomte das Haus seiner Aeltern erreicht. So kurz sein Aufenthalt auf dem Gute des Oheims auch gedauert, den Seinigen hatte diese Zeit eine Ewigkeit geschienen. Marcel war das einzige Kind des reichen Kaufherrn Joseph Lecomte und seiner Gattin Elisabeth! schon nicht mehr jung bei ihrer Verheirathung — der Mann zählte über vierzig Jahre und die Frau stand in den Dreißigen, — hingen beide mit rührender und eifersüchtiger Zärtlichkeit an dem Sohne. Nur ungern hatten sie ihn zu seiner Ausbildung im kaufmännischen Geschäft nach Lyon in ein anderes Handelshaus geschickt; dort verweilte Marcel noch bei dem Ausbruch der Revolution. Eilig kehrte er nach der Hauptstadt zurück, die neuen Gedanken ergriffen ihn wie ein Wirbelwind, und da er eine schwärmerische und feurige Natur war, stürzte er sich in eine Bewegung, deren Ziel die Hochsinnigsten der damaligen Jugend in einem Idealstaat, dem Reiche der Freiheit und Gleichheit, wie es die Philosophen gepredigt und beredte Stimmen von der Tribüne herab verkündigt, sahen. Der alte Lecomte liebte den Sohn zu sehr, um seinen Wünschen auch nur das geringste Hinderniß entgegenzustellen; dazu ein wohldenkender Mann, den Mißbräuchen, der Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit des französischen Königthums abgeneigt, ein Freund der Reformen, fand er auch von seinem Standpunkt aus den

Eifer Marcel's für „die gute Sache" lobwürdig und gerechtfertigt. Vorsichtig, in der Ahnung, daß die Bewegung sich weiter ausdehnen und alle Verhältnisse erschüttern würde, auch von herannahender Kränklichkeit gepeinigt, gab er seine Handelsgeschäfte auf und erwarb im Verein mit seinem Bruder bei dem Verkauf der geistlichen Güter einen ansehnlichen Landbesitz. Als dann im Verlauf der Revolution die Herrschaft von dem dritten Stande zu den besitzlosen Volksclassen überging und neben den Edelleuten überhaupt alle Reichen verdächtig wurden und für Feinde des Gemeinwohls galten, diente ihm die anerkannte Vaterlandsliebe seines Sohnes zum sichern Schild. In der ganzen Vorstadt St.-Honoré hatten die Lecomte's kaum einen Feind, aber Viele, auf deren aufopfernde Hingebung sie im Fall der Noth rechnen konnten.

Es war ein alterthümliches Haus, das sie bewohnten; und wenn es auch in seinem Innern manche Veränderungen erfahren haben mochte, in seinem Aeußern trug es noch das Gepräge der Zeit seiner Entstehung. 1610 war als Jahreszahl derselben über dem Giebelfeld der schweren Flügelthür, die eher einem Burgthor glich, in verwitterten Zeichen zu lesen. Das Wappen aber, das damals darüber geprangt, konnte jetzt selbst von den Heraldikern nur errathen, nicht erkannt werden, was indeß auch sein Gutes hatte, da es so der vollkommenen Zerstörung durch das Volk entging. War doch das Geschlecht, das dies Gebäude gegründet, eine adelige Famlilie der Normandie, ausgestorben oder doch verschollen; schon vor der Revolution gab es aus einer Seitenlinie nur noch einen Baron von Pontmartin, der, wie es hieß, in den Septembertagen umgekommen. Joseph

Lecomte erbte das Haus von seinem Vater, wie dieser es von seinem Großvater erhalten. Die untern Räume, vor einigen Jahren noch zu Waarenlagern und Geschäftszimmern benutzt, hatte der alte Handelsherr jetzt in einer großmüthigen Laune, die, wie alle seine Handlungen, nicht ganz frei von kluger Berechnung war, einem demokratischen Club seines Bezirks allwöchentlich zu seiner Versammlung eingeräumt: ein vollgültiger Beweis seiner Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Seine Gattin, die sich bescheiden und leise, wie es ihre Art war, über den Lärm und die Unruhe beklagte, die diese Sonnabendssitzungen mit sich führten, beruhigte er mit feinem und vielsagendem Lächeln: Jeder müsse etwas für das Vaterland thun; wohl denen, welchen es nicht theurer zu stehen komme als ihnen. Niemals ward er selbst in diesen Sitzungen gesehen, aber sein Sohn erschien öfters darin und bekleidete sogar nach der Heilung seiner „glorreichen“ Wunde einige Monate lang das Amt eines Schriftführers in dem Vorstande des Clubs. „Der Sohn“, sagten da wohl die Argwöhnischsten — denn den Argwohn athmete man mit der Luft ein —, „ist uns Bürge für den Vater!“ Die Menge hielt die Francs des Herrn Lecomte noch für sicherer, und diese fehlten niemals, wenn eine Liste „zur Ausrüstung von Freiwilligen“ oder zum „Ankauf von Brod für die armen Sansculotten“ in dem Bezirk umherwanderte.

Ihre Prunkgemächer besaß die Familie im ersten Stockwerk, aber seit zwei Jahren waren sie nicht geöffnet worden. „Große Verluste gehabt“, pflegte der alte Herr zu sagen, wenn der eine oder der andere seiner Nachbarn an die Feste erinnerte, die vordem dort gefeiert wurden. „Die Republik ist theuer!“ Eingeschränkt, in bürgerlicher

Einfachheit lebten sie in den Gemächern eines Hinterhauses, deren Fenster alle nach dem schönen, schattigen Garten gingen. Für die Erhaltung seines Gartens that Joseph Lecomte, was er vermochte; dafür hatte er Geld und sparte keine Kosten. Es war wie ein Heiligthum, das er pflegte und werth hielt. Nur seinen vertrautesten Freunden zeigte er ihn. Gern ließ er sich in den Nachmittagsstunden in einem Rollsessel darin umherfahren oder saß unter den drei mächtigen Linden, wie in einer natürlichen Laube, in seinem Lehnstuhl, in ein Buch vertieft. In seiner Jugend legte man an die Bildung eines Mannes aus dem Mittelstande, eines Kaufmanns, nur einen geringen Maßstab; der alte Lecomte hatte eben nicht viel gelernt, doch eine Vorliebe für das Lesen gefaßt, die in seinem Alter bei dem Mangel anderer Beschäftigung noch gestiegen war. Bei seinen englischen Geschichtswerken und Reisebeschreibungen konnte er die Fragen des Tags und die Revolution vor allem vergessen. Freundschaft wie Vortheil hatten seine Heirath mit dem Fräulein Elisabeth Regnard gestiftet, sein Verstand gleich vielen Antheil daran gehabt wie sein Herz. Nie aber gab sie ihm Veranlassung, seine Wahl zu bereuen. Sanft wie Elisabeth's Antlitz war ihre Seele. Von einer strengen Mutter erzogen, oft mit Härte behandelt, verlor sie auch als Herrin eines reichen Hauses die Schüchternheit des Mädchens nicht; zaghaft in ihrem Auftreten, nachgiebig und geduldig, war sie für Gatten und Sohn ein rechtes Bild der Zärtlichkeit. Ihr Gefühl lohte nicht auf wie eine Fackel, sondern verbreitete eine wohlthuende Wärme um sie her; von ihr berührt, schien auch das Kleinste einen höhern Schimmer zu gewinnen; niemals kam ein Wort der Härte über ihre Lippen. Ob

Stürme auch in dieser Ehe getobt? Wenigstens hatte Elisabeth sie voll Geduld ertragen und zuletzt überwunden. Von dem Vater wie der Mutter gleich verzogen, würde Marcel mit seiner feurigen Seele und dem ganzen Muth und Leichtsinn der Jugend auf manche Abwege gerathen sein, wenn ihn nicht die treffliche Erziehung, die ein Freund des Hauses, der Abbé Sabbatier, ihm gegeben, und die strenge Schule, die er in Lyon durchgemacht, gekräftigt und auf dem Pfad des Guten erhalten hätten.

In den Nachmittagsstunden dieses Tags saß Herr Joseph Lecomte wie gewöhnlich unter den Linden seines Gartens. Trotz der sommerlichen Wärme hatte er vorsorglich eine wollene Decke über seine Füße gebreitet. Wie einfach auch seine Kleidung, der lange, dunkelbraune Hausrock mit den breiten blanken Metallknöpfen, war — der letzten Mode aus der Sonnenzeit Ludwig's XVI., wo die Stutzer Knöpfe mit den Bildern der zwölf Cäsaren, der französischen Könige oder der Opernsängerinnen an ihren Galaröcken trugen —, die weiße, feingefaltete Busenkrause, das gepuderte Haar mit dem schwarzen Sammtkäppchen darauf bewiesen den Wohlstand, die behagliche Lebensstellung und den guten Geschmack des alten Herrn. Ueber seinen Zügen aber lag ein Schatten der Traurigkeit, der um so mehr auffiel, je gleichmüthiger er sonst dem Glück wie dem Unglück ins Auge geschaut. In seinem Stande, als Kaufmann, an mannigfache und plötzliche Schicksalswendungen gewöhnt, hatte er die Ruhe und Kaltblütigkeit, welche in dieser Lage die einzige Bürgschaft des Erfolgs sind, frühzeitig auf alle Lebensverhältnisse übertragen lernen: was brachte ihn jetzt gleichsam außer Fassung, daß er sein engliches Buch verdrießlich auf die

Seite legte und in die Wolken starrte? War nicht Marcel gesund und wohlbehalten, mit guten Nachrichten aus der Provinz zurückgekehrt? Schien es nicht, als sei es in Paris nach den stürmischen Tagen des 31. Mai und des 2. Juni, wo die Mitglieder der Rechten, die Girondisten, aus dem Convent gestoßen wurden, stiller geworden, als hätten sich die Wogen wieder einmal geebnet?

Was fehlt nur dem Vater? dachte Marcel, der einige Schritte von dem Sessel des alten Herrn entfernt auf- und niederging und dessen eigene Unruhe durch die Besorgniß sich steigerte, die ihm der bekümmerte Ausdruck des Vaters einflößte.

„Es steht gut auf den Gütern, wie du sagst“, hub er endlich an; „die Leute sind willig und thun ihre Pflicht. Das schreibt mir auch der Bruder.“

„Ja, und es ist so schön und frisch dort! Es weht eine so gesunde und erquickende Luft, daß ich dir rathen möchte, du zögst mit der Mutter hinaus und verlebtest Sommer und Herbst auf dem Lande. Du willst es nicht gelten lassen, aber es ist doch wahr, der Tumult der Stadt raubt dir den Schlaf und reibt dich auf.“

In seinen jungen Jahren war Joseph Lecomte weit in der Welt umhergekommen, in England, in der Levante, auf der Insel Bourbon gewesen, jetzt aber hatte er seit dreißig Jahren das Weichbild von Paris nicht verlassen, mit allen Fasern war sein Wesen mit der Stadt zusammengewachsen. So lächelte er denn auch nur auf den Vorschlag des Sohns: „Weisheit der Jugend, die sich von einem Ortswechsel wunderbare Heilungen verspricht! Da müßt' ich noch die alte Lust am Neuen haben. Aber so! Sind die Bäume dort grüner als in meinem Garten?

Scheint die Sonne dort wärmer? Ich würde nur vermissen, was mich hier umgiebt, und bin zu alt, um mich leicht in ein fremdes Haus zu finden und zu schicken."

„Es ist ja dein eigen, Vater, und du könntest dort schaffen und wirken, wie du willst. Ich fürchte fast, du hast dich vor der Zeit in den Ruhestand begeben. Es drängt dich noch zur Arbeit, anzuordnen, zu bauen, zu verwalten. Du würdest dem Oheim willkommen sein. Von der Mutter rede ich gar nicht, die sich in dem hübschen Wohnhause, in ländlichem Frieden behaglicher fühlen würde als in den Schreckensscenen von Paris."

„Besorgst auch du einen neuen Sturm?"

„Vielleicht ist es nur die schwüle Juliluft, aber mir war's, als zöge mit uns eine Gewitterwolke in die Stadt ein."

Der Alte entgegnete: „Und sie wirft ihren Schatten auf deine Stirn; ich bemerkte ihn gleich, als du eintratest. Ich hatte immer gute Augen, mein Sohn, und deine erzwungene, hastige Fröhlichkeit täuscht mich nicht über den Aufruhr in deinem Herzen."

Bis unter die Schläfen erröthete Marcel und wandte sich rasch zur Seite, um dem Vater diesen verrätherischen Wechsel seiner Gesichtsfarbe zu verbergen; der aber achtete, in Gedanken verloren, weniger auf den Sohn. „So seh' auch ich unter der Asche das Feuer draußen glühen", fuhr er fort. „Es ist Windstille vor dem Sturm eingetreten. Wohin werden diese Volksbewegungen uns noch führen? Ich liebte die alten Zustände nicht, sie waren drückend, hemmend, verletzend. Feurig wie ihr jungen Brauseköpfe begrüßte auch ich die Morgenröthe der neuen Zeit. Glaube nicht, ich wäre müde geworden, gemäßigt, wie ihr es

nennt! Mich erschreckt nur das Schrankenlose, das Ungewisse, dem Frankreich zusteuert, von blindwüthigen Menschen geleitet. Wo habt ihr ein Ziel? Ein allgemeines Morden, wie Marat will, eine allgemeine Plünderung? Ja, wenn nur nachher das Reich der Tugend, der Freiheit und Gleichheit sich wie eine Triumphforte von Pappe und vergoldetem Holz aufrichten ließe! Was liegt an uns Alten, wie wir in die Grube fahren? Die Erfindung unsers guten Freundes Guillotin — mache ihm übrigens nächstens deinen Besuch, er ist bei alledem ein echter Menschenfreund — hilft sicher am besten und schmerzlosesten über den großen Augenblick hinweg. Wahrhaftig, ich hätte auch noch so viel Lunge, um vor der Maschine zu rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Jugend!“ und mein Haupt darunterzuschieben!“

„Vater, welch gräßliche Vorstellungen!“

„Mein Kind, es wird gut sein, daß wir uns alle mit ihnen vertraut machen. Die Luft riecht nach Blut, selbst über den Rosensträuchern meines Gartens. Und das Schlimmste ist, unser Tod wird euch nicht retten. Dein Loos bekümmert mich; ich bin fertig mit der Welt, ich hoffe und fürchte nichts mehr von ihr. Welchen Enttäuschungen aber gehst du entgegen! Die Freiheit, die ihr als Göttin angebetet, wird sich mit jedem Tage mehr zur fürchterlichen Furie verwandeln. Wo sind denn unsere Washingtons, unsere Franklins? Große Männer regieren da draußen“ — und er zeigte über die Mauer seines Gartens hinaus —, „große Männer! Welche Brust hat dieser Danton und welchen Schlund! Eine Million Francs hat er schon verschlungen, alles zum Besten des Vaterlands!“

„Leise!“ warnte Marcel mit aufgehobenem Finger. „Die Wände haben Ohren, die Bäume nicht. Die Revolution ist ein Kegelspiel; dann giebt's den tollsten Jubel, wenn irgend ein vierschrötiger Gesell alle Neun mit dem König umgeworfen. Der König liegt, der Thron und die Kirche; jetzt kommen die Besitzenden an die Reihe. Im Grunde ist es billig, daß einmal der Reiche vom Tische geht und der arme Lazarus sich an seine Stelle setzt. Billig, aber unbequem für uns!“

„Du bist in deiner spöttischen und finstern Stimmung. Die Mutter, ihre Freundinnen und unsere alten Bekannten haben dir die Dinge in den schwärzesten Farben gemalt. Keine ehrlichere Seele in ganz Frankreich als unser wackerer François, dein Leibdiener! Nur hat er zwei Schwachheiten: eine rothe Mütze erregt ihm dieselbe Furcht, die er, wie die Köchin behauptet, früher vor Gespenstern gehabt haben soll, und nie will er vergessen, daß es zwanzig gutgezählte Jahre her sind, seit er mich zum letzten mal auf seinen Knieen geschaukelt! Der hat dich mit seiner Angst ein wenig angesteckt. In der Normandie verspürst du von all dem Schrecken, der hier waltet, nicht einen Hauch. Die Bewegung der Girondisten in Caen wurde mir noch auf der Reise als nichtig geschildert, ein Schuß ins Blaue. Friedlich gehen die Bauern ihren Feldarbeiten, die Leute in den kleinen Landstädten ihren Geschäften nach. Die Revolution hat viel geändert, aber das Leben und die Tracht dieser ganzen Bevölkerung hat sie doch nicht umwandeln können. Nach wie vor bilden Processe und Märkte den Inhalt des Gesprächs, dreht sich um sie das ganze Jahr. Wenn die normännische Bäuerin nur ihre stattliche Haube behält, macht es ihr keinen Kummer, daß

die Königin in den Tuilerien ihre Krone verloren. Gäbe es keine Verräther, welche die Republik zerstückeln wollten, ihres Ehrgeizes wegen, wie bald würde die Aufregung schwinden! Nur an den Grenzen hätten wir Feinde zu bekämpfen, im Innern würden alle Künste des Friedens blühen und doppelt herrlich sich entfalten, da die Freiheit für alle Kräfte die Bahn geebnet hat."

„Du glaubst selbst nicht an deine Hoffnungen! Die konnten wir hegen, als Ludwig XVI. den Thron bestieg; hegten sie auch; verkündigten doch die Philosophen das Zeitalter glücklicher, unblutiger Revolutionen! Sobald sie nur eines Bessern belehrt wären, würden die Menschen gern ihre Vorurtheile aufgeben. Wenn jeder die Encyklopädie lesen kann, ist das Paradies wiedergefunden. Herrliche, philosophische Träume, wir waren alle wie die Nachtwandler! Traurig, daß eben nicht alle lesen können, sondern nur hungern, dürsten und leiden! An die Stelle des Worts tritt die Faust. Genug, mein Sohn! Tritt einmal näher, gieb mir die Hand! Versprich mir, dich, sobald du kannst, aus all diesen patriotischen Verbindungen zurückzuziehen! Vermeide die großen Männer, die berühmten Redner! Es sind gefährliche Bekanntschaften, Mühlsteine, zwischen denen du zerrieben wirst. Gleichviel, welcher Partei du dich anschließest, die Tage der Revolution sind wie die Festtage des Gottes Moloch: jeder fordert sein Menschenopfer. Wärst du nicht unser einziges Kind, der Augapfel der Mutter, ich würde dir rathen: geh' zum Heere! Wenn Frankreich noch einen Genius hat, dann ist er dort, nicht auf den Bänken des Bergs. Hm — das würde eine schöne Auferstehung für unsern guten Patriarchen Voltaire sein! Die Welt in Waffen,

in Brand und Rauch, die Soldaten ihre Herren, wie in der Zeit der alten Barbarei. Wie eilig würde er in seinen Sarg zurückflüchten, wie eilig! Das war der klügste Streich unserer Philosophen, und darum bewundere und beneide ich sie, daß sie schlafen gingen, als der Morgen graute. Aber, wie ich dir sagte, du kannst nicht in das Heer eintreten, du mußt bei uns bleiben! Selbstsucht des Alters — ich begreife es wohl und tadle mich selbst darüber, nur kann ich mein Herz nicht bezwingen. Und die Thränen der Mutter! Dich verdrießt die Unthätigkeit, in der du dich verzehrst. Die Ruhe des Landlebens, die du mir so beredt gepriesen, dich hat sie nicht lange gehalten! Scheint es doch, als ob die ländlichen Musen nur für uns alte Herren ihre Tänze noch aufführten. Wie wär's, wir packten allesammt auf nach der Normandie? Ich und die Mutter, du und die kleine Genoveva. In der Dorfkirche feierten wir eure Hochzeit. Vielleicht säßest du dann lieber am häuslichen Herd, würdest ein tüchtiger Landwirth, ein hitziger Jäger, ein Freund deiner Freunde, ein stiller und ein guter Mann. Du schüttelst den Kopf? Dies Stillleben hat nichts Verlockendes für dich. Die Ferne, der Kampf, der Ruhm: danach trachtet dein Herz!"

„Schilt mich nicht eitel und ehrgeizig! Streben nicht alle vorwärts, in die Weite? Ich habe Muth, Jugend und Kraft; ich fühle da etwas in mir" — und er schlug an seine Brust. „Warum sollt' ich, gerade ich, in dieser Zeit auf Heldenthaten verzichten? Aus schlechterm Stoff sind Heerführer und Gesetzgeber geworden. Du hast den Wunsch errathen, den ich dir verschwiegen: ich gehöre nicht hierher, nicht auf die Rednerbühne eines Clubs. Ich müßte an der Spitze von Freiwilligen stehen, die eine

österreichische Batterie stürmen. Dort wäre mein Platz, dort würde mir wohl sein! Und ich verzweifle nicht: du wie die Mutter, ihr werdet mich endlich ziehen lassen. Ich ins Feld, das Vaterland zu vertheidigen, ihr in Sicherheit nach der friedlichen Normandie, sobald die Ordnung in Caen wiederhergestellt und die Girondisten daraus vertrieben sind."

„Und Genoveva? Wird sie dich ziehen lassen?"

Um die Linden hatte der Gärtner nach der Anordnung des Herrn einen freien Platz in der Form eines Halbkreises angelegt, der rings von Blumenbeeten umfaßt war und sich in eine lange, schattige Kastanienallee öffnete, die bis zu dem Wohnhause führte. Joseph Lecomte saß so, daß er von einem Sessel aus den Laubgang überschauen und jeden, der sich näherte, schon in einiger Entfernung erkennen konnte: er liebte es nicht, sich in seiner Lectüre überraschen und stören zu lassen. So streckte er denn auch jetzt seine Hand aus, einem jungen Mädchen entgegen, das mit leichten, schwebenden Schritten vom Hause dahereilte; langsamer folgte ihr eine ältere Frau. Durch die dichtbelaubten Zweige der Bäume, die sich an einzelnen Stellen wie zu einem Dach zusammenwölbten, fielen die sanften Strahlen der Nachmittagssonne. Wenn das junge Mädchen den lieblichen Kopf erhob, glitten sie über ihr Antlitz hin; wenn sie gesenkten Hauptes dahinschritt, spielten sie mit goldigem Glanz in ihren braunen Haaren. Unwillkürlich mußte sie Marcel im Geiste mit seiner Gefährtin in der Postkutsche von Caen vergleichen. In allem erschien ihm Genoveva als der Gegensatz zu jenem Mädchen, und er konnte oder wollte es sich nicht erklären, wie jemals dieser zarte, fast noch kindliche Reiz seinen Zauber um

ihn geschlungen. Keine Hoheit, keine Strenge umgab Genoveva wie mit schützendem Panzer; sie war geschaffen, sich auf einen fremden Arm zu stützen. Die Anmuth hatte ihre Formen und Züge gebildet und die Schwermuth zuerst ihre Lippen aufgeküßt. Eine Erscheinung, deren Vornehmheit ihr einen Platz unter den Schönheiten eines Hofs gesichert und die wiederum in ihrer Demuth, mit dem schwimmenden Blick ihrer Augen wol für das Kleid und den Schleier der Nonne gepaßt hätte.

Noch hatten die Eltern dem Sohne das Geheimniß, das über ihr schwebte, oder besser, nach seiner lebhaften Einbildung, schweben mußte, nicht enthüllt. Marcel wußte nur dies Eine, daß am Nachmittag des 12. August, im vergangenen Jahre, als er in den Schmerzen und Phantasieen des Wundfiebers stöhnte, an der Hand seiner Mutter Genoveva an sein Lager getreten. Damals hatte er sie als einen Engel des Himmels begrüßt. An aufopfernder Hingebung, an liebevoller Sorge mit der Mutter wetteifernd, bewachte und pflegte sie ihn, als wäre sie seine Schwester gewesen. Ihr plötzliches Erscheinen in dem enggeschlossenen Familienkreise weckte Marcel's Neugierde, ihre Freundlichkeit gegen ihn rührte ihn, ihr Wesen und ihre Schönheit entzückten ihn. Auf seine Frage nannte der Vater Genoveva die Tochter eines Mannes, dem er früher viel verdankt habe, dessen Schuldner er seitdem sei. Die Revolution hätte die Verhältnisse desselben zerrüttet, er selbst aus Frankreich fliehen müssen; die Tochter, die bisher in einem Kloster erzogen worden, da die Mutter früh gestorben, hätte er nicht in die Fremde, in das Ungewisse mit sich nehmen wollen, sondern ihn, Joseph Lecomte, gebeten, ihr in seinem Hause Obdach und Schutz

zu geben. Am 11. August wäre Fräulein Genoveva denn bei ihnen eingetroffen. In gewissen Dingen war der alte Lecomte kein Freund von vielen Worten und Marcel mußte sich mit diesen Eröffnungen begnügen. Nur waren sie wenig geeignet, seine Neugierde zu befriedigen. Die Erzählung des Vaters hatte so viele Lücken, verschwieg und umging die Hauptsachen, daß Marcel, auch wenn er eine geringere Theilnahme für Genoveva empfunden, nach der Aufklärung dieser Dunkelheiten getrachtet hätte. Eine Fremde im Hause der Lecomte's wie eine Tochter behandelt und geehrt, eine Fremde, die keinen andern Namen haben sollte als den Genoveva! Das war für die Dienerschaft dasselbe Wunder wie für den Sohn. Für den aber sollte es bald noch ein größeres werden. Während Paris in den Septembertagen unter der bleiernen Wolke des Schreckens — der Verhaftungen, der Ermordungen, des herannahenden Gewitters, das der Herzog von Braunschweig an der Spitze der Preußen in seinem Manifest verheißen — verstummte und erstarrte, begann in dem Garten zwischen dem langsam genesenden Marcel, wenn er in der Mittagsstunde unter den Linden Sonnenschein und Wärme genoß, und Genoveva, die, neben ihm sitzend, mit ihm scherzte oder ihm vorlas aus St.-Pierre's entzückendem Buche „Paul und Virginie", eine Liebesidylle. Zum ersten mal im Leben, wie sie ihm gestand, athmete sie die Luft der Freiheit und des Glücks. Weder von ihrem Vater noch ihrer Mutter hatte sie eine sichere Kenntniß. In ihrem vierten Jahre war sie nach Caen in das Nonnenkloster der heiligen Dreifaltigkeit gebracht worden. Die Damen des Klosters hatten sie erzogen in strengen Pflichten, ohne ihr jedoch ganz die weltliche Bildung zu verschließen.

Nach der Aufhebung des Klosters nahm sich, da sie ganz hülflos und verlassen schien, eine ihrer Lehrerinnen ihrer an. Bei deren Verwandten, die in der Nähe von Sceaux ein Gut besaßen, hielt sie sich auf, als ihr an einem Abend von ihren Wirthen ein Mann vorgestellt wurde, der sich ihren Vater nannte und als solcher von ihnen empfangen wurde. Sie konnte sich nur undeutlich entsinnen, ihn ein- und ein andermal im Sprechzimmer des Klosters gesehen zu haben. Sein Anblick flößte ihr kein Vertrauen ein, sie fürchtete sich vielmehr vor ihm und fühlte bei seinem Blick all ihre Widerstandskraft erlahmen. Noch ehe er gesprochen, war sie bereit, sich seinem Willen zu fügen. Er kündigte ihr an, daß in der Frühe des nächsten Morgens ein Wagen kommen würde, um sie nach Paris, zu guten Leuten zu bringen. Dort solle sie ihm und dem Gedächtniß ihrer Mutter Ehre machen und den Herrn des Hauses als ihren Vater betrachten und lieben. Paris: das war für ein junges siebzehnjähriges Mädchen, das noch nie aus der Stille eines Klosters und der Enge beschränkter Verhältnisse gekommen, ein Zauberwort. Genoveva glaubte, es müßten ihr über Nacht Flügel an den Schultern gewachsen sein, als die Pferde vor der Thür stampften. Die Leute, bei denen sie bisher verweilt, sahen sie, wie es schien, nicht ungern scheiden; sie fühlten sich einer Last erledigt. Der Empfang dagegen, den sie bei dem alten Lecomte und seiner Gattin fand, übertraf all ihre Erwartungen. Elisabeth hatte nichts eiliger zu thun, als sie in die kleinen Geheimnisse des Hauses und die große Sorge ihres Herzens: die Verwundung Marcel's, einzuweihen. Am ersten Tage schon sprach hier alles das junge Mädchen heimatlich an; als hätte sie

eine weite und gefährliche Reise gemacht und wäre endlich glücklich in das Vaterhaus zurückgekehrt, so war es ihr. Wer hätte auch Joseph Lecomte und Frau Elisabeth nicht lieben sollen? Ihr ganzes Herz hätte ihnen Genoveva ausschütten mögen. Vor dem Manne, der sich für ihren Vater ausgab, hatte sie sich ängstlich und scheu zurückgezogen: zu Marcel's Eltern zog sie Dankbarkeit und Neigung, jene feinsten Regungen der Seele, die der Zerlegung wie der Bezeichnung spotten.

Das gestand sie in jenen Septembertagen im harmlosen Gespräch ihrem neuen Freunde. Mit eigenen Augen betrachtete sie Marcel. War es das wonnige, heitere Gefühl der Genesung, die Milde und der Farbenschimmer des Spätsommers, die ihm seine Gefährtin im Verklärungsglanz zeigten? Er war überzeugt, daß ihm nie ein schöneres und holdseligeres Mädchen begegnet sei als Genoveva. Eine Weile gewann der Zauber ihrer Lieblichkeit, ihres Umgangs Gewalt über die heftigen Leidenschaften, das Kriegerische und Abenteuerliche in ihm. Allmälig verwandelte sich die Theilnahme, die er anfangs für sie, eine arme verlassene Waise, empfunden, in eine innigere Neigung. Wenn es nicht Liebe war, so doch zärtlichste Freundschaft. Arm in Arm gingen sie durch die Kastanienallee des Gartens, während die Blätter in herbstlicher Stimmung sich gelb und roth färbten; und Frau Elisabeth fragte sich still, ob Genoveva den Sohn oder er das Mädchen stütze. Noch glich das Verhältniß beider einer schwellenden Knospe; wird sie der Sonnenschein zur herrlichsten Blüte zeitigen? Durch kein Liebeswort, kein stürmisches Begehren störte Marcel die Unschuld ihres Zusammenseins, kein vorschneller Strahl durchbrach die

freundliche Dämmerung dieser Idylle. Als wäre jene arkadische Landschaft mit ihrem Glück und ihrer ungetrübten Sonnenhelle, die Poussin gemalt, in der selbst der Grabstein mit der Inschrift: „Ast ego in Arcadia!“ nur zu sanfter, das bedrängte Herz in Thränen lösender Klage stimmt, für sie noch einmal geschaffen worden! Um sie der stille, im Herbstschmuck prangende Garten — eine hohe Mauer trennt ihn und sie von der Außenwelt. Nicht der Schall kriegerischer Trommeln, noch das Wuthgeschrei des empörten Volks dringt in seine duftige Einsamkeit. Ein Stück vom Garten Eden, mitten in dem Sodom und Gomorrha des aufständischen Paris. Draußen Kampf und Streit, der an die Schlacht Lucifer's und der Seinen gegen die treugebliebenen Engel des Lichts, an den Himmelssturm der Titanen erinnert: unter den Kastanien die Liebe zweier jungen, unschuldigen Herzen — etwas von Paul und Virginie, deren Geschichte sie so gern, oft von Genoveva's Schluchzen und Weinen unterbrochen, lasen, wieder auflebend in ihnen . . .

Diese Bezauberung konnte nicht ewig dauern. Joseph Lecomte war selbst nicht gewillt, den Sohn in unthätige Träumerei versinken zu lassen. Und dann machte auch, wie der Präsident des Patriotischen Clubs, der seine Sonnabendsitzungen in dem Hause hielt, bei einem Besuche bemerkte, den er dem „verwundeten Helden“ abstattete, die Revolution ihre Ansprüche auf ihren Sohn geltend; wie „Rom den jungen Scipio“, so sollte, nach ihm, Paris den jungen Marcel brauchen, worauf der alte Lecomte mit einer seiner seltsamen Aeußerungen, von denen niemand recht wußte, ob sie ernsthaft oder spöttisch gemeint waren, erwiderte: „Dann bereite dich bei zeiten

darauf vor, mein Sohn, in die Verbannung zu gehen und fern von Paris zu sterben!“ Die Folge aber war denn doch, daß Marcel wieder aus dem Frieden des Hauses auf den Markt des Lebens, in den Zwiespalt der Parteien gerissen wurde. Um sich in der Weise seines Vaters abzuschließen und allen Ereignissen bald die Ruhe eines Weisen, bald das Lachen Voltaire's entgegenzusetzen, hätte er eben älter und ohne Hoffnung und Ehrgeiz sein müssen.

Der Convent war nach dem Sturz des Königthums eröffnet worden; gleich seine ersten Sitzungen offenbarten die tiefe Kluft, welche die Girondisten — so nannte man die Partei von dem Departement der Gironde, welches neben andern den mächtigsten Redner der Versammlung, Vergniaud, zu seinem Abgeordneten gewählt — auf den rechten Bänken des Convents von den Männern trennte, die, um Danton, Robespierre und Marat geschaart, auf den erhöhten Sitzen, dem Berg, der linken Seite ihre Plätze genommen. Die Republik wollten beide Parteien — aber die Republik Vergniaud's und Barbaroux' hatte den Firniß des alten Königthums; die „Gebildeten“ sollten in ihr die Herrschaft über die Menge behaupten, der Abgrund der Revolution in ihr geschlossen sein. Das war schon ihr Bestreben in der gesetzgebenden Versammlung unter Ludwig XVI. gewesen. So standen sie still, mitten in Nebel und Rauch, während die Männer des Bergs vorwärts schritten. Die Girondisten gleichen den Adlern, die lange Zeit hindurch in Käfigen gefangen gehalten, durch einen glücklichen Zufall ihre Freiheit erlangt haben. Eine Strecke weit fliegen sie mit gelähmten Fittichen, dann sitzen sie wieder auf den Felszacken nieder;

sie können sich noch gegen ihre Feinde vertheidigen, aber nicht mehr siegen. In der Hauptstadt hatten ihre Anschauungen nie festen Boden gewonnen. Die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung waren am 10. August vom Schauplatz zurückgetreten: Paris gehörte den Armen, den Sansculotten. Und diese unruhigen, im Innersten aufgewühlten Massen, alle mit Beilen und Spießen bewaffnet, die rothe Mütze auf den Köpfen, im Vollgefühl ihrer Macht, mit leeren Magen und durstigen Kehlen, ohne Arbeit und Glauben — den beiden Ankern, die im Wirbelwind der Welt allein unser Fahrzeug zu halten vermögen —, drängten zu immer neuen Aufläufen, Bewegungen; sie verlangten nicht nach Stillstand und gesicherten Verhältnissen; in der dunkeln Ahnung, daß sie mit dem Aufhören der Unruhe in die Hütten des Elends und der Armuth, denen sie kaum entstiegen waren, wieder verschwinden würden, folgten sie dem stürmischsten Mann am willigsten. Was verstanden sie auch von der pomphaften Beredsamkeit Vergniaud's, der witzigen Schärfe Guadet's? Anders klang in ihr Ohr und an ihr Herz die Löwenstimme Danton's, die Schlichtheit und Förmlichkeit Robespierre's; sein Puritanerthum sprach sie an, wo sie die vornehme Kühle und Kälte der Girondisten abstieß. Wie ihr Wesen und ihre Auffassung der republikanischen Freiheit sie dem Volke entfremdete, so zerfielen sie auch bald mit den Wenigen, die ihnen, wie Marcel, in persönlicher Freundschaft anhingen. Da sie in der Hauptstadt sich ohne Einfluß sahen, in dem eingeschüchterten Convent ihre beredte Stimme machtlos, unter dem Höhnen und Zischen der Tribünen verhallte, gestaltete sich in ihrem erfindungsreichen Geiste nicht der feste Plan, aber doch

der Gedanke einer Föderativ-Republik, deren Vorbild die Schweiz und jenseit des Meeres Amerika darbot. In den Provinzen des Südens und Westens zählte die Gironde ihre wärmsten Anhänger; hier ließ sich vielleicht ein Widerstand gegen die Allgewalt der pariser Gemeinde vorbereiten ... Aber darüber verlor die Partei in Paris jeden Halt; auch Marcel trennte sich von ihnen. Das einige Vaterland galt ihm mehr als die Freundschaft.

An dem sturmumwölkten Himmel Frankreichs stand für ihn nur Ein Stern: Genoveva. Der Glanz dieses klaren und freundlichen Gestirns erheiterte das Dunkel um ihn her. In die Nähe des Mädchens wagte sich keine Häßlichkeit, keine Bosheit. Es hätte nicht des ausdrücklichen Befehls Joseph Lecomte's bedurft, daß in Gegenwart der Frauen des Hauses nicht von Politik solle gesprochen werden, Marcel wäre immer davor zurückgeschreckt, Genoveva's Seele und Phantasie durch die Erzählung der Greuel zu beflecken, die geschahen. Nur Dinge, die sich nicht verschweigen ließen, wie die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, pflegte Joseph Lecomte selbst mit wenigen Worten, ohne jede Bemerkung und Betrachtung darüber, nach der Mittagsmahlzeit seinen Angehörigen mitzutheilen. So trübte keine Wolke den heitern Frieden des Mädchens. Sie hatte schwesterliches Zutrauen, schwesterliche Hingebung zu Marcel. Ihre Liebe, die noch kein Hinderniß erfahren, kein Mißgeschick getroffen, entbehrte des leidenschaftlichen Aufschwungs, stürmischer Zärtlichkeit. Weder er noch sie dachten daran, daß es je anders sein könne. Es war nicht gewisser, daß an jedem Tage die Sonne aufging, als daß sie sich sahen, sprachen und unbekümmert um die Zukunft den Reiz ihres Zusammen-

seins, einer heitern Gegenwart genossen. Da die Flammen fehlten, gab es auch keinen Rauch; nur zuweilen ein gutmüthiger Scherz, eine muthwillige Neckerei — sie wandelten wie in einer Wolke von Gold und Azur. Schade, daß wir Sterbliche nicht geschaffen sind, beständig eine balsamische Luft einzuathmen oder ein ruhiges Glück zu ertragen! In uns ist eine dunkle, unbezwingbare Sehnsucht nach dem Neuen, Seltsamen, aus dem Frieden in die Aufregung des Kampfes. So wurde Marcel allmälig gleichgültiger gegen die Schönheit und Freundschaft Genoveva's. Das junge Mädchen hatte eben nur ihr Herz zu verschenken, ihre Seele klang in zwei Accorden: in Zärtlichkeit und sanfter Trauer. War sie sich selbst doch noch wie ein unbekanntes Land, unbewußt der Leidenschaft, die in ihr schlummern mochte. Wie hätte sie Marcel anders als ein bescheidenes Veilchen erscheinen können, dessen Duft auf einen Augenblick entzückt. Er vergaß sie nicht, er nahte ihr in gleicher Freundlichkeit wie früher; an seinem Arm ging sie, als es Frühling wurde, auf den Boulevards, im Garten des Luxembourg spazieren, fuhr mit ihm nach Longchamp hinaus, aber die blaugoldene Wolke um sie her hatte einen grauen Ton erhalten.

Ob Genoveva diesen Wechsel in der Stimmung des Freundes empfand? Ihre Jugend und Unschuld bewahrten sie vor dem herbsten Schmerz: es war wol anders zwischen ihr und Marcel geworden, aber verloren hatte sie im Grunde doch nichts. Und wollte sie zuweilen über die Hast und Unruhe Marcel's im Hause, der, kaum eingetreten, schon wieder hinausstürmte, in leise Thränen ausbrechen, so kam Frau Elisabeth tröstend ihrer Klage zuvor: so seien nun einmal die Männer, rastlos und

unstet. Als dann Marcel nach der Normandie reiste, ertrug Genoveva leichter die Qual der Trennung in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens, wo die Schatten verschwunden sein und ihr und ihm heiter das Licht des Himmels und der Liebe lächeln würde.

Herr Joseph Lecomte warf noch einen sorgenvollen Blick auf den Sohn und wandte sich dann in halberzwungener Heiterkeit zu der nahenden Genoveva. „Da kommt unser Töchterchen! Willst du dir auch einmal Bewegung machen? Recht so! Du hast so manchen Tag mit der Mutter am Fenster gesessen und in die Wolken gestarrt. Nicht grübeln, nicht den Kopf hängen lassen, lustig sein: das ziemt sich für die Jugend! Die Sperlinge sind ja klüger wie du. Die fliegen, hüpfen und zwitschern, daß es eine Freude ist. Warum blühen die Bäume, warum scheint die Sonne, wenn wir Menschen keinen Genuß davon haben?"

Es waren Ermahnungen, die er vielleicht mehr an sich selbst als an das junge Mädchen richtete. Denn auf Genoveva's Wangen hatte, als sie Marcel neben dem Lehnstuhl des Vaters gewahrte, schon ein holdes Erröthen die Blässe und den Ausdruck der Traurigkeit wie mit rosigem Sonnenaufgangsschimmer vertrieben. „Ich bin gar keine Grillenfängerin!" erwiderte sie, mit lieblichem Muthwillen ihre Locken schüttelnd. „Nur der Regen der vergangenen Tage hielt mich im Zimmer gebannt. Bei solchem Unwetter sitzen auch die Vögel verdrießlich und griesgrämig in den Zweigen. Wäre der Himmel immer blau und die Luft weich und mild, da würde ich so viel Unruhe und Lärm anstiften, daß Sie ihr eigenes Haus nicht wiedererkennen sollten!"

„Oho, mein Kind, triumphire nicht zu früh! Denkst wohl, weil ich das Podagra in den Füßen hätte, ich könnte nicht einmal mit dir herumtanzen! Wart', wir wollen einen Ball geben, ein großes Gartenfest! Mir fällt ein, wir haben ja deinen Eintritt in unser Haus noch nicht gefeiert, und nun Marcel's glückliche Heimkehr! Zwei Fliegen mit Einem Schlage. Warum ist die Welt schön? Wir wollen auch einmal lustig sein!"

„Ich kenne dich kaum wieder!" sagte mit gutmüthigem Lächeln Frau Elisabeth, die jetzt zu ihnen getreten. „Bist du doch übermüthig wie ein junger Marquis. Ach, du weißt nicht, meine liebe Genoveva, wie leichtsinnig und toll zu meiner Zeit die jungen Edelleute waren. Wahre Schreckensgeschichten haben sie in Paris aufgeführt und nun will Herr Joseph Lecomte in ihre Fußtapfen treten."

„Frau Elisabeth" — und mit einer gewissen altmodischen Höflichkeit, die ihm nicht schlecht stand, küßte er der Gattin die schmale, feine Hand —, „die jungen Leute müssen sich zerstreuen. Haben Sie nicht gehört, daß die Welt in den Gesundbrunnen gestiegen und tausend Jahre jünger daraus hervorgetaucht ist? Draußen, auf den Plätzen, vergnügt sich täglich das Volk; da gehören wir beide nicht hin; gelt, Frau Elisabeth, wir würden eine schlechte Rolle bei dem Tanz um den Freiheitsbaum spielen! Aber hier, das sind unsere Linden, unsere Kastanien, da richten wir nach unserm Gutdünken unser Fest ein. Wir laden unsere Bekannten ein, da sind Mädchen und Jünglinge —"

„Das ist hübsch!" rief Genoveva, in die Hände schlagend. „Ein Ball! Ich habe im Leben noch keinen Ball mitgemacht; im Kloster durften wir gar nicht davon

sprechen. Und in einem fremden Hause würde ich auch nicht tanzen; ich fürchtete mich vor all den Menschen, die mich beobachteten. Unter Ihren Augen aber, meine Mutter — o, Sie sind schlecht, Herr Marcel, warum lachen Sie mich nur aus?"

„Liebste Genoveva, ich spotte nicht, ich freue mich Ihrer Freude. Um einen ersten Ball gaukeln alle Genien des Scherzes und der Heiterkeit — und mir ist, als wären Sie schon ein klein wenig von ihnen verwandelt. Es ist hier zu einsam um Sie her gewesen, das stimmt ernst und trüb. Nun sollen Sie desto fröhlicher in den Frühling schauen."

„Abgemacht", entschied Herr Joseph, „wir laden unsere Freunde auf den nächsten Sonntag zu uns ein! Junges Volk zumeist! François soll morgen die Einladungsschreiben besorgen."

Die freundlichen Worte Marcel's, in die sie mit der Selbsttäuschung der Liebe mehr hinein legte, einen tiefern Sinn, als ein anderer daraus entnommen, die Aussicht auf ein Fest, die ihre Brust in so befremdlichen und doch so süßen Ahnungen leise erbeben ließ, hatten wirklich Genoveva, wie Marcel sagte, verwandelt. Mit ihrer frühern Schüchternheit kämpfte erwachend der Uebermuth und Muthwille des jungen, schönen Mädchens, das zum ersten mal, es kann nicht erklären woher und warum, zum Bewußtsein dieser seiner jugendlichen Schönheit gelangt und staunend und entzückt zugleich die Wirkung erkennt, die sie auf die andern ausübt. Als sie den Namen des alten Dieners François hörte, schüttelte sie bedächtig sinnend den Kopf: „Auf Herrn François werden wir wohl verzichten müssen, der ist verstört!"

„Verstört?“ fragte Marcel, bereit auf ihren Scherz einzugehen.

„Er hat vor einer Stunde ein Gespenst gesehen.“

„Ein Gespenst am hellen Nachmittag!“

„Sie sind ein Ungläubiger, Herr Marcel! Ein wirkliches großes Gespenst —“

„Wo denn? Wo ist es ihm erschienen?“ Verbarg der alte Lecomte hinter dem kurzen Gelächter, womit er seine Frage begleitete, doch eine ernste Neugier.

„Hier im Garten. Er hatte Ihren Sessel und das Tischchen dort zurechtrücken wollen und ist ganz leichenblaß ins Haus gekommen und hat der Magd, die es mir erzählt, zugeflüstert: „„Er ist wieder da, der Kobold!““

„Unsinn!“ sagte Joseph Lecomte und nahm sein Buch vor, Hume's „Geschichte Englands.“ „Hört nicht auf ihn, Kinder! Der Alte träumt zuweilen mit offenen Augen. In meinem Garten Gespenster! Die pflegen doch nur auf Kreuzwegen oder Kirchhöfen umherzuwandeln, natürlich nur für die Sontagskinder sichtbar. Kindisches Geschwätz! Wieder ein Beispiel, daß die Philosophie nicht für das Volk ist.“ Damit vertiefte er sich in die Schlachten des englischen Bürgerkriegs, in offenbarer Verstimmung, wenngleich ihr Grund den beiden jungen Leuten verborgen blieb. Und da nun auch die Mutter an dem kleinen Gartentisch von dunkelm Nußbaumholz sich niedergesetzt, und eine Näharbeit vorgenommen hatte, winkte Marcel dem Mädchen mit den Augen . . .

Im nächsten Augenblick gingen beide nebeneinander die Kastanienallee im halblauten Gespräch entlang.

Ganz verschüchtert, mit zurückgehaltenen Thränen sagte Genoveva: „Was habe ich nur gethan! Warum ist der

Vater über meinen Scherz böse geworden? Ich habe die Geschichte nicht erfunden."

„Das ist es eben!" entgegnete Marcel nachdenklich. „An Gespenster glaubt der Vater nicht, aber wenn François einen Menschen gesehen —"

„Einen Dieb? Einen Räuber? Sie erschrecken mich!"

„Sie werden sich doch nicht fürchten, wenn ich bei Ihnen bin?"

Nun blitzten ihre Augen wieder hell durch den leichten Thränenschleier; ihre Hand, die sie in die seine legte, mochte ihm die Antwort sagen: Nein! Dennoch wich der nachdenkliche Zug nicht aus Marcel's Gesicht. „Ein Geheimniß steckt dahinter, Genoveva! So thöricht ist der Alte doch nicht, im Sonnenschein Geister zu erblicken! Und im Garten wäre es geschehen?"

„Bei dem Pavillon an der Mauer — in der Gesindestube heißt es bei allen, dort spuke es."

Marcel blieb stehen. „Haben Sie Muth, Genoveva? Wollen wir einmal den verrufenen Ort besuchen?"

Sie nickte. „Doch thue ich es nicht gern. Der Vater mag es nicht leiden, daß man dort umherstreift."

„Gerade das treibt mich dahin."

„Ihr Ernst — dieser Ton . . . Wissen Sie Herr Marcel, daß Sie mich nun auch furchtsam machen?"

„Sie lieben meinen Vater, meine Mutter . . . "

„Wem sagen Sie es? Ohne Ihre Aeltern wäre ich verkümmert, vielleicht gestorben. Ich habe so wenige Freuden in meinem Leben genossen, erst hier in Ihrem Hause lernte ich Glück und Zufriedenheit kennen. Fordern Sie doch etwas Großes und Schweres von mir, ich bin

bereit! Halten Sie mich nicht für ein schwaches, scheues Mädchen. Für meine Lieben habe ich Muth, kann ich sterben!"

„Gute, liebe Genoveva! Noch bedroht ja kein Blitzstrahl unser friedliches Dach. Ich wollte Sie nur auf eine Gefahr vorbereiten, die vielleicht herandroht — von dem Gespenst!"

„So reden Sie nur, ich bin stark!"

Und sie hob den zierlichen Kopf, den sie immer ein wenig gesenkt trug, mit einem Ausdruck von Entschlossenheit, der Marcel überraschte, in die Höhe. In andern Tagen, unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte der Heldenmuth, zu dem sich Genoveva emporraffte, da er weder zu der Sanftmuth ihres Wesens, noch der Feinheit ihrer Gestalt zu passen schien, etwas Herausforderndes oder Drolliges gehabt, in der Revolution aber überwog für die Zeitgenossen der pathetische und tragische Zug. Alle erwarteten, hoffend oder fürchtend, das Außerordentliche; entsetzliche Vorfälle, ungeheure Schicksalswechsel hatten die Menschen mit den Schrecknissen des Todes gleichsam vertrauter gemacht und den Schwächsten eine stählerne Ader gegeben. Auch in Genoveva sprang sie auf. Frauen, die früher vor einer Spinne in Ohnmacht gefallen, bebten vor der Guillotine nicht mit den Wimpern. Das Leben hatte an Werth und Reiz verloren, eine unbändige Leidenschaft des Kampfes beseelte und entzündete alle.

In einen Seitengang der Allee einbiegend, verloren sich Marcel und Genoveva bald aus den Blicken der Aeltern. „Hier", hob er aufathmend an, „kann ich freier mit Ihnen reden. Sie sind mir in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins theuer, ja theuer wie eine Schwester

geworden. Warum sollte ich Ihnen verschweigen, was mich bedrückt? Es ist mir, als wäre das ein geheimer Raub an Ihrem Besitzthum. Vorhin, ehe Sie mit der Mutter zu uns kamen, hatte ich dem Vater vorgeschlagen, Paris auf einige Monate zu meiden. Er läßt es sich nicht merken, aber die wilde Bewegung zehrt an seinem Dasein. Auf unserm Gute fände er das beste und sicherste Asyl, Ruhe und in vielfacher Arbeit Zerstreuung. Mit einer Hartnäckigkeit, die mich stutzen ließ, weigerte er sich indeß, auf meinen Vorschlag einzugehen. Ich bringe seine Weigerung mit dem Gespenst in Verbindung. Wenn er einen Freund, einen Verfolgten in dem Pavillon verbirgt? Wenn François ihn durch einen unglücklichen Zufall entdeckt?"

In ihrer Unschuld und Harmlosigkeit sah ihn Genoveva mit großen Augen an; sie erkannte die Gefahr nicht, die für sie alle in diesem Umstand liegen sollte.

„Glückliche Unwissenheit! Ach, Genoveva, wir leben nicht unter freundlichen Gestirnen, ein Schwert hängt über uns! In seiner Sorge für die Mutter und Sie hat der Vater unter künstlicher Decke Ihnen die Wirklichkeit verhüllt. Jenseit der Gartenmauer herrscht ein unerbittliches Gesetz, ein schreckliches Regiment . . ."

„Ich ahnte es wohl, aber Sie wird das Schwert nicht treffen, Sie nicht!"

Zum Zeichen, daß sie schweigen sollte, legte Marcel den Finger auf den Mund; wenige Schritte von ihnen entfernt erhob sich ein kreisrundes Gebäude, mit Spitzen und Thürmchen und kleinen Glocken im chinesischen Rococostil: der Pavillon.

Der Garten der Lecomte's dehnte sich von der Straße

Du Coq, in der das Haus gelegen war, bis zu einer der kleinen unansehnlichen Gassen aus, in die damals Paris nach dem Hügel des Montmartre zu sich verlor. Eine Steinmauer trennte ihn von diesen Hütten und dem freien Felde. Obwohl gepflegt und ohne auffallende Spuren der Vernachlässigung, hatte doch dieser Theil des Gartens an der Mauer, da er weniger von der Familie betreten wurde, einen wildern und einsamern Charakter. Dichter wuchsen hier die Hecken und Gebüsche ineinander, üppiger schoß das Gras auf den Rasenplätzen empor. Nicht so sorgfältig wie in dem vordern Theil war jedes Unkraut und jede wilde Blüte entfernt worden. Hier nun stand der Pavillon, aus gelbem Sandstein, vor etwa funfzig Jahren aufgebaut. Der Großvater Marcel's, der es den vornehmen Leuten gleichthun wollte, hatte ihn errichtet. Sein Sohn Joseph aber liebte das Chinesische und Verschnörkelte nicht, er gab der englischen Gartenkunst den Vorzug. So war denn das Gartenhaus dem Verfall und den Stürmen der Zeit ausgesetzt geblieben. Der Glanz seiner vergoldeten Spitzen war erblichen, seine silbernen Glöckchen waren zersprungen oder fehlten ganz. Grüne Jalousien schlossen seine Fenster. Die Wasserkunst, die ehemals den Platz belebt, sprudelte und rauschte nicht mehr. In den Steinfugen der kleinen Granitschale sproßten die Gräser auf, der schwarzgewordene Triton blies in eine gespaltene Muschel. Ringsumher standen Taxushecken; sie allein prangten in frischem Grün, als wäre ihnen nichts geschehen. Die Gänge, die ehemals über den Rasen zu dem Pavillon geführt, waren überwachsen, von kleinen Schlingpflanzen überwuchert.

Ein Hauch der Vergänglichkeit über allem... er durch-

schauerte auch Genoveva's Herz, daß sie sich unwillkürlich näher an Marcel drängte und ihren Arm in den seinen legte.

Sie hatten aber das Ende des Baumgangs erreicht und blieben vor dem Platz, in dessen Mitte der Pavillon aufragte, stehen.

„Hier also spukt es!" meinte Marcel endlich. „Nur scheint der Ort mehr zu einem Elfentanzplatz als für Kobolde geeignet. Und das Drolligste ist, daß ich, der Sohn des Hauses, zuletzt von diesen Geistern erfahre."

„Wer hätte Ihnen davon erzählen sollen? Der Vater liebt solche Geschichten nicht, und Sie —"

„Ich glaube nicht daran. Sie aber, Genoveva, sind wohl oft hierher gekommen: haben Sie je eine Spur von dem Geiste bemerkt, den François gesehen?"

„Nie! Mich zog das verlassene Haus nicht an; doch bin ich in den letzten Wochen, als Sie fern von uns waren, täglich durch den Garten und auch hier vorübergegangen; es war immer so wie jetzt."

„Immer — und doch . . . Ist da oben nicht eine Jalousie aufgezogen?"

Genoveva bestätigte es; aber wer sagte ihnen denn, daß sie nicht immer aufgezogen gewesen? Der Stelle gerade gegenüber, auf der sie standen, war die Thür des Pavillons. Auf drei Stufen ging man hinan. Spinnengewebe hingen, leise im Winde sich schaukelnd, an ihren Pfosten. Die Neugier der beiden jungen Leute war einmal geweckt. . . vielleicht war der Pavillon durch irgend einen Zufall offen. Arm in Arm eilten sie über den Rasenplatz. Aber das Haus war fest geschlossen. Wie sie auch klopften und lauschten, kein Ton wurde vernehmlich. Hier und dort schlossen die Jalousien schlecht; sie legten das

Gesicht an die Oeffnungen: leere, kleine Zimmer mit kostbarer Einrichtung, die allmälig verwitterte. Seit Jahren mochten diese Räume nicht gelüftet worden sein. „Ob wir die Thür gewaltsam aufbrechen?“ fragte halblaut Marcel seine Begleiterin. Genoveva indeß mahnte von diesem Plane ab: sie würden den Vater erzürnen, wenn sie wider seinen Willen sich in sein Geheimniß drängten. So gab Marcel nach, obgleich mit verletzter Eigenliebe; war er denn ein Knabe, dem man noch kein wichtiges Geschäft anvertrauen durfte? Wenn es sich in Wirklichkeit um die Rettung eines Verfolgten handelte, hätte der Vater sie ihm auftragen sollen; solche Angelegenheit erforderte den Muth und die Thatkraft eines jungen Mannes, sie war zu schwer für die Schultern eines Greises. In solchen Gedanken schritt er um den Pavillon, während Genoveva an der Granitschale des Springbrunnens verweilte. Nur wenige Fuß breit war der Pavillon von der Gartenmauer entfernt. Eine alte, vielfach verriegelte Thür führte nach der Gasse. Marcel konnte sich nicht entsinnen, daß man sie jemals benutzt hätte: nie hatte er sie offen gesehen. Einmal argwöhnisch geworden, betrachtete er alles mit mißtrauischem Auge. Auch ihm erschien das Einfachste verdächtig. Wie leicht war es, aus der öden, fast unbewohnten Gasse, wenn man nur den Schlüssel hatte, in den Garten und den Pavillon zu schlüpfen! Waren einem die Verfolger nicht hart auf den Fersen, mußte man ihnen so entgehen. Der geheimnißvolle „Er“ des guten François war ein politischer Flüchtling, ein Aristokrat oder ein Girondist, daran zweifelte Marcel nicht mehr. Doch wußte der Vater um seinen Aufenthalt im Gartenhaus?

Dies erwägend, ging er zu Genoveva zurück.

Nichts gefunden? fragte ihr Blick und laut setzte sie hinzu: „Das Ganze mag doch nur eine Einbildung des alten Dieners gewesen sein. Und um all seinen grausigen Erscheinungen ein Ende zu machen und diesem schönen, einsamen Platz seine frühere Ehre wieder zu verschaffen, wollen wir hier am Sonntag unser Fest feiern. Helfen Sie mir, Herr Marcel, etwas Ueberraschendes zu ersinnen."

„Ich bin so gar nicht in einer festlichen Stimmung, liebe Genoveva. . ."

„O, nun haben Sie mir meinen Traum gestört, noch ehe ich ihn geträumt. Ich mag nicht tanzen, wenn Sie traurig blicken. Vergeben Sie mir meine Fröhlichkeit, sie ist ein Unrecht in so harter Zeit."

„Liebes, gutes Mädchen! Was soll ich verzeihen? Ihr Lächeln? Aber die Welt würde ja in Dunkelheit versinken, wenn die Sonne nicht leuchtete. Nicht zu heiter, zu traurig sind Sie für unser Haus. Mich treibt mein Ungestüm in die Ferne; ich bin ein schlechter Sohn, nicht fähig, thatenlos neben dem Stuhl meines Vaters zu sitzen. Da dacht' ich oft: wenn du fern bist, wird Genoveva deine Stelle einnehmen, deine Pflicht erfüllen und den Aeltern den verlorenen Sohn ersetzen. Ihre Fröhlichkeit wird den Vater erheitern, ihre Hülfe der Mutter so manche Sorge abnehmen. Das tröstete mich. Soll es nun anders werden? Soll Ihre Traurigkeit nun auch meine Unruhe verklagen?"

„Nein, Marcel, nein! Was könnte mir heiliger sein als der Friede dieses Hauses? Sie hätten mich nur nicht mit Ihren Grillen erschrecken sollen. Ich will mich so

gut verstellen, so gut. Es mag draußen schlimm genug hergehen, aber einmal muß es doch enden. Jede Nacht, ehe ich einschlafe, bete ich, Gott möge Sie, die Aeltern und das Vaterland segnen! Ganz heimlisch thue ich es. Sie sind der erste, dem ich es gestehe, und ich habe die feste Zuversicht, mein Gebet werde erhört werden. Eines Morgens wachen wir alle mit einem Lächeln auf dem Gesicht auf. Bis dahin aber soll niemand merken, daß ich weinen kann, da sollen mich alle die lustige Genoveva nennen! Ist's so recht?" Und um ihren Worten noch größern Nachdruck zu geben, fing sie eine Arie aus einer damals beliebten komischen Oper von Grétry und Sedaine zu singen an. Ein lieblicher Reiz holder Mädchenhaftigkeit umschwebte sie in diesem Augenblick. So mußte ein Weib beschaffen sein, an deren Seite ein Mann ein glückliches Leben zuzubringen hoffen konnte. Nichts war in ihr, das eine heftige Leidenschaft entflammen mochte, aber eine Jungfräulichkeit des Wesens, ein Hauch der Anmuth und sanft sich anschmiegender Zärtlichkeit, welche die Bürgschaft dauernder Liebe sind.

„Genoveva!" Er bedeckte ihre Hand mit Küssen.

Ueber den Rasenplatz waren sie wieder in die Allee zurückgekehrt. Den Pavillon, die Absicht, weshalb sie hierher gekommen . . . beide hatten es vergessen. Vor den Augen des Mädchens schimmerte und flimmerte es, der Garten schwamm in Rosenduft. Da rief von dem andern Ende des Ganges eine Dienerin: „Ach, da sind Sie, Fräulein Genoveva! Herr Lecomte und Madame Elisabeth lassen bitten; es ist Besuch gekommen, Herr Guillotin und Herr Le Couteux . . .

Genoveva hatte ihre Hand Marcel schon entzogen und

eilte ohne Abschied von ihm. Diesmal hätte sie nicht mit ihm zugleich vor die Aeltern treten können. Eine Empfindung, die noch namenlos war, erfüllte sie mit unaussprechlicher Seligkeit, mit einer so reinen und himmlischen Freude, daß es ihr eine Entweihung geschienen, hätte ein anderer eine Ahnung davon gehabt oder gar ihr Geheimniß in ihren Zügen gelesen.

Die Ahnung dessen, was in ihrer Seele vorging, beschlich Marcel; er wandte sich, um ihr den Vorsprung zu lassen, nach dem Gartenhause zurück. Ihre grauen Schleier senkte die Dämmerung allmälig nieder. Die Wipfel der Bäume hatten noch einen rothgoldenen Schimmer und die Wetterfahne auf dem Thurm des Pavillons, die längst eingerostet war, ein ursprünlich grün, roth und golden angestrichener eiserner Drache, gewann im Sonnenuntergang etwas von ihrem ehemaligen Glanz.

Gemächlich, als wäre er gewohnt, hier täglich aus- und einzugehen, öffnete jetzt von innen jemand die Thür des Hauses.

Bei dem Klirren des Schlüssels, dem Knarren der Angeln fuhr Marcel zusammen.

Vorsichtig steckte der geheimnißvolle Bewohner seinen Kopf aus der halbgeöffneten Thür; sei es nun, daß er Marcel nicht gewahrte oder den jungen Mann für durchaus ungefährlich hielt, er trat heraus.

Mit Einem Sprunge war Marcel neben ihm. Eine so große Kaltblütigkeit bewahrte der Fremde, daß er die Thür verschloß, den Schlüssel zu sich steckte und erst dann, seinen Hut abnehmend, höflich sagte: „Guten Abend, mein Herr!“

Bei dem Anblick dieses Gesichts, bei dem Ton dieser

Stimme prallte Marcel zurück: es war der Reisende aus der Postkutsche, nur trug er statt des gelben Rocks einen dunkeln.

„Ah“, fuhr der Fremde fort, „wir sind alte Bekannte. Sehr erfreut, Sie wiederzusehen, Herr Lecomte!“

„Danke, mein Herr! Aber ich bin verwundert ...“

„Mich so unerwartet wiederzufinden! Spiel des Zufalls!“

„Wollen Sie mir gefälligst erklären, wie Sie hierher gekommen sind?“

„Ich glaube, die Auseinandersetzung kann ich mir ersparen, Sie sehen es mit Ihren Augen. Uebrigens ein schöner Garten und ein hübsches Mädchen, mit dem Sie vorhin am Springbrunnen sprachen.“

„Mein Herr! ...“

„Bitte, ich trat ohne Absicht an das Fenster“ — er zeigte nach der halbaufgezogenen Jalousie — „und mußte Sie beide bemerken. Vermuthlich Ihre Schwester oder Base?“

„Sie haben eine so seltsame Weise des Benehmens, daß ich noch keine rechte Bezeichnung dafür finde. Ich bin der Sohn des Hauses, dieser Boden ist der meine — Sie müssen es entschuldigen, wenn ich meine Frage wiederhole, wer giebt Ihnen das Recht, hier zu verweilen?“

„Recht? Ich könnte antworten: ich nehme es mir! In der Revolution herrscht der allein, der die kräftigste Faust hat. Jedoch, sehe ich aus wie ein Dieb, wie ein Räuber? Nein! Ich habe diesen Pavillon von Ihrem Herrn Vater gemiethet, zwar sehr billig gemiethet, aber immer doch gemiethet. Ich komme, ich gehe, wie und wann ich will. Halt, da schlägt eine Uhr die siebente

Stunde! Ich habe noch mancherlei Geschäfte für den Abend und kann im Augenblick diese anziehende Unterhaltung mit Ihnen nicht fortsetzen."

„Ich will Sie nicht hindern. Wann werden Sie mir die Aufklärung geben, die ich verlange?"

„Die Sie verlangen? Schwerlich je! Meine Zeit ist gemessen; ich bin nur auf der Durchreise in Paris. Wenn Sie den Wunsch nicht unterdrücken können, mich näher kennen zu lernen — und ich gestehe es gern, ich hege in Bezug auf Sie denselben Wunsch — machen Sie mir das Vergnügen, in dem Garten des Wirthshauses „Zur Nation" mich um neun Uhr zu erwarten! Ein Volksball ist angezeigt; schöne Bürgerinnen werden da sein; wir werden alle patriotische Lieder singen . . ."

„Ich dächte, in Ihrer Wohnung hier könnten wir ungestörter miteinander reden."

„Niemals mache ich in meinem Hause Geschäfte ab, noch empfange ich darin Besuche. Sonderbarkeiten, die Sie mir bei näherer Bekanntschaft vergeben werden. Also um neun Uhr! Ich werde eine rothe Nelke im Knopfloch tragen. Haben Sie einen Gruß an Herrn Marat zu bestellen? Ich gehe stehenden Fußes zu ihm."

„Zu Marat — Sie?"

„Wir sind alte Freunde . . . Auf Wiedersehen, Herr Marcel Lecomte! Schönsten Gruß an ihre Verwandte, Schwester oder Base, gleichviel!"

Ehe Marcel sich noch gefaßt, hörte er die Thür in der Mauer sich drehen und mit einem leisen Schlag wieder ins Schloß fallen.

III.

„Laurent, sind die Blätter in Ordnung?"

„Alles in Ordnung! Die neueste Nummer des Volksfreunds wird schon in den Straßen ausgerufen. Sieben Uhr vorüber; die Mädchen haben tüchtig gefalzt und sind eben fortgegangen — es giebt heute Abend einen Ball."

„Ist das eine Zeit zum Tanzen? Hat das Volk kein Gefühl für das Unglück des Vaterlands? Warum muß ich auch gerade jetzt krank daliegen und meine Stimme nicht erheben können!"

„Sie schallt laut genug aus deinem Volksfreund."

„Schallt sie? Warum stände dann die Revolution still? Schändlich, wir werden von den Aristokraten betrogen und ausgelacht! Wozu haben wir die Guillotine, Laurent, wozu? Dies Volk ist noch nicht reif für die Tugend, es singt und springt —"

„Deine eigene Gattin läßt sich zum Ball frisiren..."

„Und ich wälze mich umher, elend, den Tod in der Brust!"

„Ruhe, sagt der Doctor, dann wirst du auch wieder genesen. Wenn du stürbest, hätte das arme Volk seinen letzten Freund verloren. Wetter, Bürger, ärgere dich doch nicht über jeden Schatten! Alle können keine Philosophen und Volksfreunde sein wie du. Keiner liest eifriger deine Schriften wie ich! Während die andern tanzen oder trinken, sitze ich in meiner Dachkammer und studire. Recht

hast du: die Welt ist niederträchtig und schaden kann's auch nicht, wenn hunderttausend todtgeschlagen werden, damit Raum für uns andere wird. Hab' ich mich so in die Wuth hineingelesen, fang' ich an, Holz zu hauen; jedes Scheit, das abfliegt, ist ein Aristokrat."

„Bravo, Laurent! Immer drauf zugeschlagen, immer drauf zu!"

Und er sprang trotz seiner Krankheit aus seinem schlechten, mit fahlem grünen Zeuge überzogenen Armstuhl auf und fuhr sich mit der Hand durch die wild und unordentlich herabhängenden Haare — eine kleine, schmächtige Gestalt, mit triefenden und funkelnden Augen in einem vor Elend hagern und von der Krankheit gerötheten Gesicht, die Brust nur halb von einem schmuzigen Hemd bedeckt, das aus der offen stehenden Jacke hervorsah; in eine lange, grauwollene Decke gewickelt, den einen nackten Arm drohend schüttelnd. Das Gemach war nur klein, seine Fenster schauten nach dem Hofe und ein spärliches letztes Licht der Sonne fiel von den gegenüberliegenden Dächern widerstrahlend hinein.

„Alle todt!" rief er, nach einigen tollen Sprüngen athemlos in den Stuhl zurücksinkend.

„Ja, Bürger, aber wird es etwas helfen? Den Adel sind wir glücklich los geworden, allein die reichen Bäcker, die Brauer und Fleischer sind geblieben."

„Unter den Fleischern sind gute Patrioten; denk' an Legendre, der uns in seinem Keller beherbergte!"

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Das Fleisch ist theuer, Brot und Branntwein auch. Wenn wir ein Mittel hätten, das alles umsonst zu bekommen . . ."

„Du bist ein Esel, Bürger Laurent Bas! Arbeite,

falze den Volksfreund und haue Holz, dann wirst du verdienen, was du brauchst!"

„Arbeit! Und wieder Arbeit! Sind wir dazu auf Erden? Siehst du, das hat mich nachdenklich gemacht. Piken hat das Volk, rothe Mützen und die Guillotine. Es ist eine Ehre, keine Hosen zu haben — aber bei alledem, Reichthum schändet nicht und Hunger ist kein Vergnügen. Mit vollem Magen läßt sich viel besser: Es lebe die Republik! rufen als mit leerem; ein Mensch mit trockener Kehle ist zu allen Schandthaten bereit; einer, der getrunken, ist weise wie Sokrates und wie du."

„Unverwüstlicher Trunkenbold, was willst du?" Wieder fuhr er mit jenem Aufschnellen, das dem Sprunge wilder Katzen glich, in die Höhe.

„Nichts, gar nichts! Aber es wäre mir lieb, Bürger, wenn du mir einige Livres vorstrecken könntest; für einen Sansculotten wird das Leben täglich kostspieliger."

Seine buschigen Augenbrauen runzelte der Kranke: „Jeden Monat erhältst du den Lohn, den du dir ausbedungen, nicht früher, nicht später, nicht mehr, nicht weniger! Gefällt es dir nicht, geh'! Du hast schlimmere Zeiten mit mir durchgemacht als diese, da wir noch vor den Aristokraten und ihren Gerichtsdienern von einem Versteck zum andern fliehen mußten. Jetzt ist dir der Hochmuthsteufel in den Kopf gefahren . . ."

„Bürger Marat, du bist Mitglied des Convents, ein großer Mann geworden, vielleicht wirst du noch einmal Herr der Republik —"

„Schweig'! Die Republik hat keinen Herrn! . . . Kerl, ich glaube, du bist ehrgeizig und trachtest nach einem Ministerposten!"

„Was wäre dabei? Ich würde wenigstens das Vaterland nicht verrathen und die schurkischen Aristokraten ohne Gnade verfolgen.“

„Alle todt!“ Marat's Stimme klang heiser und dumpf, sei es nun infolge seiner Krankheit oder der Aufregung, in die er sich hineingeredet. „Kein Frieden, ehe der Boden Frankreichs nicht von ihnen gesäubert ist! Sie sind die Wolke, welche die Sonne der Republik verhüllt. Durch einen Blutstrom müssen wir waten, Laurent Bas, alle bis an den Hals, um an das Ufer des Gelobten Landes zu gelangen. Zu viel Ungerechtigkeit und Lüge ist in der Welt. Wie Ein Mann müssen sich die Armen erheben, sie fortzuschaffen. Aber die Kraft fehlt, der Muth! Ihr habt nicht die Tugend, nur eure Feste und Trinkgelage im Sinn. Statt loszuschlagen, singt ihr. Eure Gassenlieder kosten keinem Aristokraten das Leben, höchstens machen sie gute Patrioten taub. Ihr seid elende Musikanten und jämmerliche Bürger! Brutus ließ seine Söhne hinrichten, ihr schreit beständig: Ruhe und Mäßigung! Memmen, die ihr kein Blut sehen könnt! Was sagt Hippokrates? Eisen und Feuer heilen die Welt. Verstanden, Laurent Bas? Heilige Tugend, heilige Armuth, wann werdet ihr hienieden herrschen über ein frohes und glückliches Geschlecht? Das wird keine Schwelgereien und Laster, keinen Reichthum und kein Verbrechen kennen. In Eintracht und Brüderlichkeit werden die Menschen nebeneinander wohnen und das Feld bebauen ... Heilige Tugend! Nach Hause, Laurent, in deine Bodenkammer, und Holz gehauen, jedes Scheit ein Aristokratenhaupt!“

Eben erloschen die letzten Sonnenstrahlen auf den Dächern drüben. Ein phantastisches Halbdunkel verbreitete

sich im Gemach; noch grotesker und unheimlicher erschien in ihm die Gestalt Marat's, der mit großen Schritten, in niedergetretenen Schuhen, mit lose herabhängenden Strümpfen umherhuschte, während Laurent Bas mit offenem Munde, die Hände in den Hosentaschen, auf der Schwelle der halbgeöffneten Thür stand, die in das Nebenzimmer führte. Jetzt wandte er sich hastig um; die Portiersfrau war unbemerkt von beiden eingetreten und zupfte ihn an dem Schos seines Rocks.

„Was soll's?" rief Marat argwöhnisch.

„Ein Herr ist da, der Sie zu sprechen wünscht . . ."

„Ich bin krank, ich empfange niemand."

„Das hab' ich ihm auch gesagt, aber er will sich nicht abweisen lassen."

„Wo ist Simonne? Sie soll mit ihm reden. Was stehst du noch hier? Was lauerst du?"

„Herr Bruneau ist bei Madame im Vorderzimmer, sie zum Ball zu frisiren, und der —"

„Zum Teufel diese Weiber!"

„Und der Fremde behauptet, sie würden ihm eine Unterredung unter vier Augen gewähren."

„Unter vier Augen? Ich weiche nicht von deiner Seite, Bürger Marat! Der kommt nicht in guten Absichten zu dir!" Und Laurent Bas richtete seine athletische Gestalt in ihrer ganzen Höhe auf.

„Aber der Fremde sagt, er wäre Ihnen wohlbekannt, er brächte Ihnen Grüße von Monorgeuil."

„Ah!" Marat schlug seine Decke wie eine römische Toga um sich, in der Weise, wie es damals Vestris auf dem Theater that, und trat betroffen einen Schritt zurück. „Monorgeuil! — Herein mit dem Fremden! Das hättest

du mir gleich melden sollen, Bürgerin Pain, aber du bist und bleibst eine unverbesserliche Schwätzerin!"

„Monorgeuil", brummte Laurent Bas, „das klingt aristokratisch!" Und da er nie zu den Klügsten gehört, war seine Neugier um so größer, und er beschloß, den Fremden zu erwarten.

Marat indeß hatte ein scharfes Ohr und ein gutes Auge. Sein ganzes Leben lang war er den Schlägen des Schicksals und der Bosheit der Menschen ausgesetzt gewesen, mit tausend Listen hatte er sich durch alle Fährlichkeiten durchkämpfen, sich jeden neuen Tag aufs neue erobern müssen. In seinem Wesen hatte sich so die Vorsicht, der lauernde Zug ausgebildet, der ihn selbst in der Umgebung seiner treuesten Anhänger nicht verließ. „Monorgeuil", fuhr er darum Laurent an, „ist ein Pferdename. Ein Schimmelhengst hieß so; der war freilich klüger wie du. Guten Abend, Bürger! Mach', daß du fortkommst!"

So drohend schüttelte er die Faust gegen den „eifrigsten Leser des Volksfreunds", daß es dieser doch für das Gerathenste hielt, sich zu entfernen; aber das Glück wollte ihm wohl: im Vorgemach stieß er auf den eingetretenen Fremden.

„Bürger Marat?" fragte der.

„Dort!" zeigte Laurent.

„Bist du noch hier?" schrie der Volksfreund.

Da war Laurent Bas aus der Thür und die beiden Männer allein.

„Bei der heiligen Guillotine! Baron —" fing Marat an.

„Bitte, der Adel ist abgeschafft! Wenn dir's gefällt, Bürger Marat, nenne mich Lefranc!"

„Hoffst du, durch einen Namenswechsel der Guillotine zu entgehen?“

„Ich bin kein Narr — die frißt uns alle! Das muß ein Trost für dich sein!“

„Du bist doch nicht nach Paris gekommen, um zu sterben? Zum zweiten mal werde ich dir keinen Paß nach England verschaffen!“

„Du brauchst auch nicht. Den kleinen Dienst, den ich dir geleistet, hast du durch einen größern bezahlt.“

„Kleinen Dienst?“ Und Marat wiederholte sein pathetisches Spiel mit der wollenen Decke. „Klein! Und du willst ein Edelmann sein, Bürger Lefranc? Die Menschen sind heimtückische Bestien und keiner hat Gutes von mir verdient, keiner, außer dir! Niemand wird mich wieder vor Peitschenhieben retten, wie du es gethan. Hätte ich ihn jetzt nur hier, diesen tollköpfigen, hochmüthigen Artois, ich ließe ihn zerreißen und sein Herz auf einer Pike mir vorantragen, wenn ich in den Convent ginge!“

Er knirschte mit den Zähnen und wühlte in seinen Haaren.

„Ereifere dich nicht, Volksfreund! Der Graf sitzt in Deutschland bei einer Flasche Champagner; dich hat kein Schlag getroffen. Wir sind gute Freunde, und der Weiseste von uns allen war der Schimmel Monorgeuil, der an deinen Pillen gestorben.“

„Nicht durch meine Pillen!“ erwiderte ärgerlich, in seinem gelehrten Stolz gekränkt, Marat. „Mische dich doch nicht in Angelegenheiten, die du nicht verstehst! Das arme Thier starb, weil es der eigensinnige Artois während der Cur geritten. Das sagt' ich ihm ins Gesicht; ich habe nie die Wahrheit verschwiegen; er aber schrie seinen Stallknechten zu: „Peitscht den Frechen, peitscht ihn!“

Da sprangst du dazwischen, du, ein hochgeborener Baron!"

„Abgeschafft — und dafür brachtest du mich im vergangenen September glücklich aus der Abtei, gerade zwei Stunden früher, als die Mörder kamen."

„Es waren keine Mörder —"

„Vergebung, es waren die Vertreter des freien und herrschenden Volks."

„Aber du stehst noch immer, Bürger Lefranc! Setz' dich!" Und als der Fremde sich auf einen der schweren Holzschemel niedergelassen, fuhr er, nicht ohne einen leisen Anflug von Eitelkeit, fort: „Kahle Wände, harte Stühle! Es ist nicht wie in Versailles. Die Freunde des Volks wohnen nicht in Palästen."

Kärglich und wüst zugleich, so weit es der Fremde in der Dämmerung gewahren konnte, sah es in dem Gemach aus. Links von der Thür ein ungemachtes Bett, davor ein Tisch mit Schreibzeug und Papieren; an den Wänden ein Schrank, ein Bücherregal, neue und alte Nummern des Volksfreunds, Marats vielgelesener und vielbeliebter Zeitung, auf dem Fußboden verstreut; an den Fenstern Vorhänge, die längst grau geworden und manchen Riß hatten; drei oder vier Schemel und der Armstuhl, in dem er selbst Platz genommen: das war die Einrichtung Marat's. Das Gepräge der Armuth, das allem aufgedrückt war, verletzte weniger als der Mangel jeder Ordnung und Sauberkeit. Mit cynischer Frechheit schien die Nothdurft und das Elend des Lebens hervorgekehrt zu sein, um Zeugniß für die Uneigennützigkeit und Tugend des Volksfreundes abzulegen.

„Licht!" rief Marat hinaus, als beide Männer an

dem viereckigen Tisch sich gegenübersaßen. „Willst du ein Glas Wein haben?“ Es war ihm eine Art Genugthuung, daß er — ehemals der arme Thierarzt in den Ställen des Grafen Artois — jetzt den vornehmen Edelmann bewirthen konnte. Die Dunkelheit verbarg ihm das spöttische Lächeln, das wie ein Blitz um dessen Lippen spielte; laut sagte indeß Bürger Lefranc mit verbindlicher Artigkeit: „Warum nicht? Ein Glas Wein bei einem guten Freunde habe ich nie verschmäht.“

Die Bürgerin Pain, die in der Wirthschaft Marat's auch den Dienst einer Köchin leistete, brachte darüber das Licht in einem zinnernen Leuchter und eine Flasche Burgunder.

„Schenk' dir ein, Bürger Lefranc! Ich darf wegen meiner Krankheit nicht trinken.“

„Krankheit? Hm, du siehst übel aus, aber das ist die Folge deiner Arbeiten, du schreibst zu viel“ — und mit einem derben Fußtritt stieß er einen Haufen Journalblätter fort. „Da liegt der Bettel! Auf deine Pillen verstehe ich mich nicht, dafür verstehst du dich nicht auf die Revolution. In dem ganzen Wirrwarr haben nur zwei Männer das Richtige getroffen: Mirabeau und Danton. Der erstere ist in den Armen seiner Tänzerinnen an Opium, Champagner und Trüffelpasteten gestorben, der andere lebt noch herrlich in Saus und Braus, spielt hoch, ißt gut und hat mehr als eine Geliebte, du aber —“

„Ich bin kein Wüstling, ich nehme kein Geld von den Aristokraten!“

„Nein! Du bist wie in den Pferdeställen, wo wir uns kennen lernten, nach wie vor ein trauriger Narr. Wenn ihr euch nicht an die Stelle derer setzen wollt, die

bisher die Besitzenden gewesen, wozu der Lärm? Hungern und darben konntet ihr auch unter dem König."

Marat zuckte die Schultern, nicht im Grimm, sondern wie einer, der die Unfähigkeit eines andern bedauert, der seinem Gedankengang nicht zu folgen vermag. „Du hast kein Herz für das Volk", meinte er, „du denkst nur an dich. Es ist unrecht, daß ich dich vom Tode gerettet, aber ich vermochte meine Schuld nicht anders abzutragen. Und ich will keinem Menschen etwas schulden, keinem! Die Gebeine deines Mirabeau wird man nächstens aus dem Pantheon holen und auf den Schindanger werfen, wohin sie gehören."

„Ihr solltet seine Haut zu Handschuhleder gerben, dann brächte dieser Verräther doch noch den Sansculotten einigen Nutzen."

„Und dieser Danton", fuhr Marat vor sich hinbrütend fort, „wird kein besseres Schicksal haben. Ich werde all diese Schwelger dem Volke anzeigen und die Revolution, die sie schänden, von ihnen befreien."

Inzwischen hatte der Fremde zwei Wassergläser — denn andere waren nicht vorhanden — halb vollgegossen und reichte das eine dem Kranken dar. „Trink, die paar Tropfen werden dir nicht schaden. Stürz' dich ins Leben, verkümmere nicht hier. Weiß man die Welt richtig zu nehmen, kann man sie wie Wachs kneten."

„Nun, aus alter Freundschaft zu dir und den Aerzten zum Trotz!" Marat stieß mit ihm an und trank. „Mögest du sicher wieder aus Paris und über die Grenze gelangen."

So heftig schlug der Bürger Lefranc auf den Tisch, daß die Gläser zitterten und der Zinnleuchter umzufallen

drohte; aus dem Vorderzimmer fragte ängstlich eine weibliche Stimme: „Ist dir nicht wohl, geliebter Freund? Ich bin sogleich fertig."

Schweigend leerte indessen Lefranc sein Glas, stützte das Haupt auf den Arm und sagte: „Ich schelte dich und bin ein Thor wie du, nur in anderer Weise. Wir Menschen sind wunderbare, verrückte Thiere. Ich komme nicht fort von diesem französischen Boden. Er hält mich fest, so oft ich einen Versuch mache, ihm zu entfliehen. Statt nach England ging ich nach der Vendée, ihr Republikaner habt da eine harte Nuß zu knacken. Von der Vendée nach der Bretagne, war dann bei den Girondisten in dem Departement Calvados."

„Bei Barbaroux und Pétion?"

„Bei ihnen. Diesmal aber steh' ich zu dir, Volksfreund, das sind jämmerliche Schwachköpfe, geschniegelte, eitle Gecken, zu ehrgeizig für ein Königthum und zu vornehm für die Republik. Du und die Deinen, ihr hattet ein Recht, dem armen Ludwig den Kopf abzuschlagen, diese Wortdrescher nicht. Entweder das Volk oder der Adel! Von Caen bin ich wieder nach Paris gegangen."

„Warum? Willst du dich aufrichtig für die Republik erklären? Du bist ein tapferer Mann, es fehlt uns an tüchtigen Officieren, du sollst Oberst werden."

„Sachte! So weit reichten meine Erwartungen nicht. Ich hab' einige Geschäfte hier abzumachen, Privatangelegenheiten, bei meinem Ehrenwort! Der Staat ist mir gleichgültig. Unter andern eins mit dir."

„Da bin ich neugierig."

Einige Secunden lang klopfte der Fremde mit seinen Fingern an das Glas wie einer, der in Verlegenheit nach

dem besten Ausdruck für seine Gedanken sucht. Trübe brannte mit verglimmendem Docht das Licht und warf einen fahlröthlichen Schimmer über Marat's Gesicht.

„Was hast du?“ fragte er endlich.

„Hm — was würde Monseigneur Artois sagen, wenn er uns beide so zusammensitzen sähe? Eine verkehrte Welt! Die Schafe kommen zum Wolfe, ihn vor den Hunden zu warnen. Im Ernst, Paul Marat, es droht dir Gefahr.“

„Gefahr? Ich gebe gern mein Blut zur Rettung des Volks.“

„Das ist deine Sache, die meine war's, dich zu warnen.“

„Deshalb bist du nach Paris gekommen?“

Darauf antwortete Lefranc nichts, sondern stand von seinem Holzschemel auf; beide maßen sich lange mit den Augen, prüfend, wortlos.

Das Innere der beiden Männer, die sich so gegenüberstanden, konnte keinen schärfern Gegensatz darbieten, als ihre äußere Erscheinung.

Der Fremde, stattlich, hochgewachsen, adelig in seiner Haltung, in gewählter Tracht, mit ruhigem Gesichtsausdruck; Marat, eine kleine, groteske Gnomengestalt, hüpfend wie eine Bachstelze, sagt einer seiner Gegner von ihm, in beständiger Unruhe, mit beständig zwinkernden Augen, vom Scheitel bis zur Sohle eine fratzenhafte Verkörperung der wildesten Leidenschaft, der ein unheimlicher Zug des Wahnsinns nicht fehlte, in schmuziger Kleidung, mit ungekämmtem Haar . . .

In plötzlicher Bewegung, der er sich selbst vielleicht nicht vollkommen bewußt war, hatte Marat die Hand

ausgestreckt, als wolle er die des andern ergreifen; der aber spielte mit den Knöpfen seines Rocks, scheinbar absichtslos, in Wahrheit aber, wenn man in seiner Seele hätte lesen können, suchte er dadurch die Berührung jener schrecklichen Hand zu vermeiden, an der das Blut der Septemberopfer klebte.

„Laß gut sein"! meinte er gleichgültig. „Auch andere Angelegenheiten riefen mich nach Paris, die deinige zählt nicht. Und dann weißt du ja, wie auch die andern von dir denken mögen, ich habe ein gewisses Freundschaftsgefühl für dich. Du hättest bei der Medicin bleiben und Hunde und Pferde curiren sollen."

„Ich curire den Staat."

„Zu Tode, wie den guten Schimmel Monorgeuil. Nichts für ungut, Bürger! Ich habe dich gewarnt —"

„So bleib' doch! Von wem droht mir Gefahr?"

„Das ist mein Geheimniß! Du hast dir aber doch Feinde genug gemacht, um in jeder Hand einen Dolch blinken zu sehen."

„Ich verachte sie alle! Ich bin bereit, wie Regulus für das Vaterland zu sterben."

„Es wäre viel gescheidter, wenn du dir nicht wie Regulus, aber wie Diderot, den du doch zu den Heiligen deines Kalenders rechnen wirst, einen neuen Schlafrock kauftest. In den Wind mit allem Patriotismus, wenn du dir nicht einmal so viel erübrigt hast!"

„Geh'", erwiderte Marat, „du bist des Umgangs der Weisen und Patrioten nicht werth!"

„Darum hielt ich es stets für meine Pflicht, fern von ihnen zu bleiben.

„Trink' die Flasche leer, Lefranc, trink' aus! Du bist

ein Lump, wenn du es nicht thust! Ich trinke mit. So, im Zorn sollst du nicht von mir gehen! Ich hab' eine Ahnung, daß du, einmal über diese Schwelle, sie nicht wieder überschreiten wirst. Der Patriotismus hat zehntausend Augen und die Guillotine Hunger."

„Und ich Durst! Jedem das Seine!"

Sie hatten wieder an dem Tische Platz genommen; langsam brannte das Licht herab.

„Erinnerst du dich noch des Abends", begann Marat wie aus einem Traume heraus, „im Garten von Versailles, als ich dir meine Erfindung des Perpetuum mobile auseinandersetzte?"

„Du warst immer ein erfinderischer Kopf! Dem Dinge fehlte damals nur das Eine Rad, das es überhaupt zum Laufen brachte."

„Fehlgeschossen! Das Ding ist da — Revolution heißt es! Wir wußten nur nicht, womit wir die Räder einschmieren sollten. Blut brauchen die Räder, um zu rollen! Ueber Frankreich, über Europa, durch die ganze Welt — ein unaufhörliches Rollen, kein Stillstand. Je höher das Blut steigt, um so schneller läuft das Perpetuum mobile. Niemand vermag es auf längere Zeit aufzuhalten; hier und dort prallt es wol von einer stählernen Mauer zurück, nur um mit verstärkter Gewalt vorzustürzen und sie einzurennen. Alle Königthümer der Erde sind Kartenhäuser gegen diesen eisernen Sichelwagen! Aber Blut kostet es, Blut und Feuer, Dampf und Rauch! Dann aber ist die Kanonenkugel nicht schneller, noch die Pest ... Ça ira! Ça ira! bis ans Ende der Welt!" In dem fahlen Schein des Lichts begann er wieder seine Sprünge durch das Gemach, bei denen die wollene Decke

ihm nachschleppte — wie er selbst ausrief, als er bei dem Spiegel vorbeikam und einen Blick in dessen zersprungenes Glas warf: „gleich dem Schweif eines Löwen."

Hatte der Fremde bei den wunderlichen Reden Marat's, bei dem dumpfen Ton, mit dem er sie vortrug und in dem etwas von der Stimme eines Geisterbeschwörers klang, eine Anwandlung des Grauens nicht überwinden können, diese letzte Vergleichung der Decke mit dem Löwenschwanz gab ihm seine frühere Kaltblütigkeit wieder. Und in das laute Gelächter, in das er ausbrach, stimmte, als wäre nichts geschehen, auch der Volksfreund ein. Er nahm das gefüllte Glas in die Rechte, schwang es um seinen Kopf, daß die Weintropfen an die Erde fielen, und krächzte ein Straßenlied:

„Gott der Liebe, Gott des Scherzes,
Sage, wo verbirgst du dich?
Statt mit Küssen schließt jetzt alles
Mit der Guillotine sich."

Auf einem Fuße stehend, drehte er sich noch einmal herum und wiederholte: „Mit der Guillotine sich . . ."

In diesem Augenblick wurde die Thür, die zu dem Vorderzimmer führte, stürmisch aufgerissen und David Bruneau zeigte sich auf der Schwelle. „Bürger Marat", sagte er mit dem ganzen Stolz eines Künstlers, „mein Werk ist vollendet, Sie werden es loben!"

„Werd' ich, du Narr?"

Durch die offene Thür strömte zugleich eine Fülle von Licht herein und inmitten dieses Glanzes wurde eine schlanke Frauengestalt sichtbar. Mit einiger Verwunderung schaute sie der Fremde an; das Ganze entwickelte sich mehr und mehr zu einer tollen Fastnachtsposse.

„Komm' nur näher, Simonne“, winkte Marat mit dem Glase, das er noch immer in der Hand hielt, „ohne Furcht! Freunde haben keine Geheimnisse voreinander und der Bürger Lefranc ist mein bester Freund!“

„Bürger Lefranc ... Habe die Ehre —“ stotterte Bruneau, der den Mann aus der Postkutsche in dem „besten Freund“ Marat's wiedererkannte.

Indeß war Simonne näher getreten, sicher im Gang, fast mit einem herausfordernden Blick. Ein blasses, längliches Gesicht, dem die Kunst David Bruneau's einen rosigen Farbenschimmer geliehen, die Züge stark und fest, mit vorspringenden Knochen — der Bürger Lefranc nannte sie heimlich bei sich eine Marktschönheit. Gewisse Furchen, die um ihren Mund lagen, mochten sowol Spuren des Elends und der Entbehrung als eines wilden und zerstörenden Lebensgenusses sein. Zwischen Noth und Orgien hin- und hergetrieben, schien sie ihr Dasein bald in Dachstuben oder Kellern und in hellerleuchteten Tanzsälen verbracht zu haben. Der funkelnde Blick ihrer großen, schillernden Augen überflog den Fremden —

„Mein Herr“, sagte sie ... Ganz ohne Anmuth war die Bewegung doch nicht, mit der sie ihn grüßte.

„Bürgerin, Vergebung, wenn wir Sie durch die etwas laute Freude des Wiedersehens bei dem wichtigsten Geschäft der Damen, bei Ihrer Toilette, gestört haben.“

„Höre nicht auf ihn, meine Freundin, er ist noch ein halber Aristokrat!“ unterbrach ihn Marat.

Der Bürger Lefranc aber fuhr fort: „Es lebe die Republik! Allein ich müßte mich entschieden gegen sie erklären, wollte sie uns verbieten, höflich gegen die Damen zu sein. Nicht wahr, Bürger Bruneau?“

„Vollkommen einverstanden!“ Die Ritterlichkeit war die schwache Seite des Friseurs und er rieb sich vor Vergnügen die Hände, daß endlich einer es wagte, dem „großen Volksfreund“ in dieser Hinsicht die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

„Wir störten Sie — erlauben Sie uns dafür, Sie bewundern zu dürfen. Unsere Huldigung mache unsere Unart gut.“ Gewandt, wie es nur ein Edelmann thun konnte, erhob er sein Glas: „Aufs Wohl der Schönen!“

„Kommt mit den süßen Redensarten zu Ende!“ fuhr Marat dazwischen. „Gieb mir die Hand, Simonne! Bürger Lefranc, an einem schönen Tage, im Angesicht der Sonne wurde sie meine Gattin. Die Patrioten brauchen keine Könige und keine Priester.“

Dennoch schien Simonne von dieser Aufrichtigkeit nicht angenehm berührt und auch der Fremde mochte kein Verlangen hegen, Marat's unzüchtigen Späßen zuzuhören; er fragte: „Warum dieser Putz, Bürgerin? Feiert die Stadt Paris ein republikanisches Fest? Ich bin erst diesen Mittag hier eingetroffen und kenne die Neuigkeiten der Stadt nicht.“

„Nein, Bürger, es giebt nichts Außerordentliches! Aber meine Schwester, die seit einigen Wochen bei uns wohnt, hat noch nie einen Volksball mitgemacht; heute Abend findet im Wirthshause „Zur Nation“ Ball und Gartenfest statt und Bürger Bruneau ist so gütig gewesen, uns Einlaßkarten zu verschaffen. Er will uns begleiten.“

„Ein Mann zwei Damen, das geht nicht! Bürgerin, Sie gestatten mir, Ihnen meinen Arm anzubieten; Bürger Bruneau wird Ihre Schwester führen.“

„Allzu gütig, mein Herr! . . .“ Nicht besser als durch dies Wort „mein Herr“ konnte Simonne die befriedigte Eitelkeit ausdrücken, die sie über den Antrag Lefranc's empfand.

„Wirst du denn nie vernünftig werden?“ kreischte Marat, der sich bei dem Gedanken, daß seine Geliebte am Arm eines Barons einherschreiten würde, vor Lachen ausschütten wollte. „Noch immer der alte Wirrkopf wie im Schlosse . . .“

„Sachte! Vertraust du deine Gattin nicht meinem Schutz?“

„Dir noch eher als dem Hasenfuß Bruneau!“

„Oh!“ — Beleidigt zog sich der Friseur in das andere Gemach zurück.

„Gehen wir zu Fuß?“

„Nein, wir haben einen Wagen!“ — Simonne hob den Kopf stolzer empor — „In einer halben Stunde wird er hier sein.“

„Setzt euch, setzt euch! Wir können noch so lange plaudern; nachher und die ganze Nacht werde ich doch allein sein“, sagte Marat mit einem leise verklingenden Seufzer. „Das war mein Geschick von jeher: Einsamkeit! Mutter erhabener Gedanken nennen sie die Dichter, aber aus ihrem schwarzen Schooße steigen auch schreckliche Gesichte, schlangenhaarige; sie schütteln die Fackeln, sie fletschen die Zähne . . .“

„Bürgerin, unser Freund ist schwarzsichtig und schwarzgallig. Er muß mehr spazieren gehen und weniger arbeiten, das ist die beste Arzenei. An unserer glorreichen Republik arbeiten so viele kluge Leute — er kann sich schonen.“

„Täglich rede ich so, aber folgt er mir?“

„Arbeit ist das Leben, Arbeit und Kampf! Was wäre eine Freiheit und ein Dasein, die wir nicht den tückischen Mächten abringen müßten? Nur die Frauen und die Aristokraten fordern beständig Vergnügen und Genuß. Ich bin da, das Volk aufzuklären und die Verräther zu entlarven.“

„Du hast das Deinige gethan. Die Republik sollte dir eine Leibrente geben und du dich damit zur Ruhe setzen. Da fällt mir ein, kennst du vielleicht den jungen Marcel Lecomte?“

„Ich kenne ihn“, antwortete Simonne rasch; „ich legte ihm am 10. August den ersten Verband an; ein hübscher, ein tapferer junger Mann.“

„Sie kennen ihn? Um so besser! Ich hatte ein Zusammentreffen mit ihm im Garten „Zur Nation“ verabredet. Wie wird er sich freuen, seine Retterin wiederzusehen! Aber der Volksfreund hält noch immer seine Kassandralippen geschlossen —“

„Es gefällt mir nicht, daß du mit ihm ein Stelldichein hast. Das wirft einen Schatten auf den fleckenlosen Ruf des jungen Lecomte,“ murrte Marat.

„Du wirst ihn darum nicht geringer schätzen, weil ich mit ihm verkehre. Uebrigens sind wir keine Freunde. Politik ist nicht mein Fach; ich meinte, ob du sonst Gutes oder Böses von ihm wüßtest?“

„O mein Herr, von Marcel Lecomte wie von seinem Vater spricht die ganze Stadt nur Gutes!“ Simonne konnte und wollte ihre Theilnahme für den „jungen Helden“ nicht verbergen, aber Marat grollte: „Sein Vater ist ein klugverstellter, heimtückischer Aristokrat, der sich

die Miene eines trefflichen Bürgers giebt; er hat große Besitzungen in der Normandie von den frühern Klöstern gekauft; er ist ein Wucherer …"

„So? In der Normandie! Warst du einmal in dieser Provinz?"

„Ja, vor sieben oder acht Jahren. Arm und elend kam ich aus England zurück. Ich war Hauslehrer bei einem Lord gewesen und schimpflich davongejagt worden, weil ich dem hochmüthigen Aristokraten die Wahrheit gesagt. Aus Mitleid nahm mich der Kapitän eines Kauffahrteischiffs, das nach Cherbourg ging, mit an Bord."

„Hm — kamst du vielleicht durch Caen?"

„Ich glaube nicht. Warum fragst du?"

„Magnetische Anregungen. Du glaubst ja an Mesmer und seine Erfindung. In den Klöstern der Normandie soll viel Geld vergraben sein, dort wie in der Bretagne. Die Aufständischen in der Vendée wissen darum, aber ich dächte, Bürgerin, gute Patrioten wie wir könnten diese Schätze besser gebrauchen."

„Freilich!" bestätigte Simonne. „Das Brot wird täglich theurer und man lebt doch nicht allein von Brot und Wasser."

„Geld und wieder Geld! Pfui darüber!" Marat spie auf den Boden. „Das Vergnügen entnervt den Körper und das Geld verdirbt die Seele der Männer. Die Spartaner hatten kein Geld."

„Dafür hätten die Spartaner auch nicht deinen „Volksfreund" gekauft, sondern dich als Federfuchser aus dem Lande gejagt."

„Sie glauben wirklich an vergrabene Schätze in —

ich habe den Namen vergessen —“ Ganz Ohr war Simonne bei diesen Eröffnungen Lefranc's geworden.

„In Caen. Ein reiches Nonnenkloster befand sich dort, jetzt ist es von der Gemeinde in Besitz genommen worden. Aber es soll den Nonnen und ihren Freunden gelungen sein, einen Theil ihrer Schätze, die sie nicht über die Grenze retten konnten, in dem Hofe des Klosters unter einer alten Linde zu vergraben . . .“

„Hast du ihn gehoben?“ höhnte Marat.

„Setze den Fall, ich hätt's!“

„Sie haben den Schatz!“ rief Simonne in Aufregung. Ihre Augen sprühten und ihre von David Bruneau kunstvoll, nach dem Vorbild der Mediceischen Venus, in einen Knoten verschlungenen Haare drohten in Unordnung zu gerathen. „Sie haben den Schatz!“

Bei diesem Aufruf eilten auch der Friseur und ein schüchternes, junges Mädchen, das sich bisher wie versteckt gehalten, wieder in das Arbeitszimmer Marats.

„Nichts da!“ Und der Volksfreund sprang auf den Stuhl. „Keinem von euch gehört der Schatz! Er ist das Eigenthum des Volks, der Republik!“

„Auch gut! So möge ihn die Republik sich holen!“

„Sehr gut, Bürger!“ Bruneau klatschte in die Hände vor Freude, daß die schnöde Bemerkung, die Marat kurz vorher über ihn gemacht, dem Uebermüthigen jetzt mit gleicher Münze heimgezahlt wurde.

In dem Lärm ihrer eigenen Worte hatten sie alle das Heranrollen eines Wagens in der engen Straße überhört, da rief die Bürgerin Pain durch die offene Thür herein: „Der Wagen! Der Wagen!“

Marat und die Seinen benutzten eine Carrosse so

selten, daß bei einer solchen feierlichen Gelegenheit alle Hausgenossen in eine gewisse Aufregung geriethen; es fehlte nur noch, daß der Volksfreund selbst die neue mit schwarzer Seide gefütterte Soutane angezogen, die er bei dem ersten Verhör Ludwig Capets im Convent getragen.

Während nun Bruneau den beiden Schwestern Mäntel und Tücher umgab — aus Vorsorge gegen die kalte Nachtluft, wenn sie erhitzt vom Ball kämen —, raunte der Fremde Marat noch einmal zu: „Gehab' dich wohl und wahre dich!“

„Ich bin unverwundbar wie die Revolution.“

„Auch sie hat ihre Achillesferse — die Dictatur.“

„Hätten wir nur einen ehrlichen, volksliebenden Staatsmann, sie zu übernehmen!“

„Ueber Nacht wird er auferstehen, ein glücklicher Soldat ... Aber die Damen warten. Ihren Arm, Bürgerin! Sie führen das Fräulein, Bruneau! Eins, zwei, drei, vorwärts!“

„Gute Nacht, mein Freund!“ winkte Simonne noch Marat zu.

„Gute Nacht! ... Säßet ihr doch alle in der Hölle!“ grollte der, und kaum hatte die Bürgerin Pain die Thür hinter ihnen geschlossen, so warf er die Weinflasche dagegen, daß die Scherben klirrend umherflogen.

Auf der Treppe hörten die Fortgehenden das Geräusch und Lefranc schaute sich befremdet um. Doch Simonne beschwichtigte ihn: „Das ist so Marats Art! Der Doctor sagt, es seien Anwandlungen der Tollheit.“

Und er war allein ...

Vor Erschöpfung war er in seinem Stuhl zusammengesunken; während sein Kopf glühte, fühlte er seine Hände

und Füße eiskalt werden. Er hüllte sich dichter in seine Decke; die Dienerin mußte ihm Kissen reichen, damit er darin erwarme. Aber kein Laut der Klage entschlüpfte ihm, etwas in ihm war von Erz. Im wirren Hexentanz umschwebten ihn Gestalten, wirkliche und phantastische, wunderlich ineinandergemischt. Nicht wie der Dämon, er sah aus wie der Kobold der Revolution, bluttriefend, das Messer wetzend und zugleich zum unauslöschlichen Gelächter auffordernd. Von seiner frühern Stellung als Arzt, von seinem damaligen Hochmuth, für einen berühmten Physiker zu gelten, schrieb sich der Zug des Marktschreierischen her, der nicht von ihm weichen wollte. Auch auf der Rednerbühne des Convents, wo er einmal, als die Girondisten eine Anklage gegen ihn erhoben, ein Pistol hervorzog und erklärte, er würde sich auf der Spitze des Bergs den Kopf zerschmettern, wenn das Decret gegen ihn durchginge, blieb er der Wunderdoctor, der Zahnarzt, der auf den Jahrmärkten seine Bude aufschlägt. Ein Kobold — aber mit Tigertatzen! In der ersten Zeit der Revolution glaubten nur wenige an das Dasein Marats. Von der Polizei und der Nationalgarde verfolgt, lebte, schrieb, druckte er in unterirdischen Verstecken, in Kellern, in den Gewölben des frühern Klosters der Franciscaner. Das Volk von Paris liebte ihn; es berauschte sich, mordwüthig, wie es seit dem Sturm der Bastille geworden, in der unermeßlichen Blutsündflut, deren Herannahen Marat in seinen Blättern weissagte. So, von den Vorstädten zum Abgeordneten gewählt, erschien er wie ein erdentstiegener Gnom, schmutzig, ungewaschen, mit borstigem Haar, in dem Anzuge eines Sackträgers, plötzlich in der Versammlung des Convents. Von jenem einundzwanzigsten

September 1792 bis zu diesem Julitag 1793 war sein Stern im Steigen gewesen. Danton mochte ein Mann der That, ein Held, Robespierre ein Redner und Philosoph sein: Marat drängte bei der Menge sie beide in den Schatten. Die Verkörperung ihres Elends, ihrer Rachsucht, ihres Branntweinrausches, daneben ihre dunkeln Hoffnungen, ihre Ahnungen, daß auch sie ein Recht zu dem Genuß des Lebens hätten, das Sinnbild ihrer Unterdrückung und ihrer Erhebung: das war ihnen Marat — ein betrunkener Gott in Lumpen.

IV.

Am Ausgang der Straße De Grenelle, nach dem Marsfelde zu, lag das Wirthshaus „Zur Nation".

Vor der Revolution war es ein kleines, unansehnliches, wenig besuchtes Haus gewesen. Aber seit den großen Festen, die seitdem auf dem Marsfelde gefeiert worden waren, seit hier, in seinen Räumen, die Adresse entworfen, die nach der Flucht Ludwig's XVI. im Junimonat 1791 seine Absetzung und die Errichtung einer Republik forderte, hatte der Garten „Zur Nation" an Volksbeliebtheit und Gästen rasch gewonnen. Damals, als das Volk jene Bittschrift an die Nationalversammlung auf dem Marsfelde unterschreiben wollte und von Lafayette und Bailly gewaltsam auseinandergetrieben wurde, hatte man die Verwundeten in den Saal des Wirthshauses getragen und der Wirth sich als echter Patriot im Sinne der Jacobiner bewiesen. Das war unvergessen geblieben; noch im Laufe des Jahres 1791 konnte der Bürger Mortier — so hieß der Besitzer — die nächstgelegenen Gärten ankaufen; bis an die Hügel, welche das Marsfeld umschließen, dehnten sich seine Anlagen aus. Das Haus selbst zu erweitern, dazu war er nicht zu bewegen; aber den Saal ließ er im Geschmack der Revolution ausschmücken. Ein feinerer Sinn mochte sich von der grellrothen Farbe der Wände ebenso verletzt wie von der Niedrigkeit des Raums, die

mit seiner Länge in keinem richtigen Verhältniß stand, gedrückt fühlen, aber den gewöhnlichen Besuchern fielen diese Mängel nicht auf. Sie waren hier heimisch; an der Tribüne, auf der die Musikanten zum Tanz aufspielten, hatte ein ehemaliger Hoftapezirer in geschmackvoller Drapirung die Fahnen „aller Republiken der Erde", die Medaillonbilder der Volksmänner: Dantons, Marats, Robespierre's und Camille Desmoulins' angebracht; von den Wänden hoben sich auf Consolen die Gypsbüsten des ältern und jüngern Brutus, der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton wirksam ab. Auch die Republik jenseit des Oceans war nicht vergessen: über der Thür prangten die Bilder Franklins und Washingtons. Keine Erinnerung an das Königthum und die Aristokratie beleidigte das Auge der Jacobiner.

Schon drängte sich in dem Saal und in den Nebengemächern die Menge, als Lefranc und Bruneau mit ihren Damen anlangten. Nichts hätte in Einem Blick ein deutlicheres Bild des allgemeinen Umsturzes der französischen Gesellschaft gewähren können, als diese Versammlung. Vor der Revolution hielten sich die Stände in strenger Abgeschlossenheit; der Adel, der Bürgerstand, die tiefern Schichten des Volks: sie hatten ihre besondern Feste, eigenthümliche Formen des Lebens und des Umgangs. Selbst die berühmten Maskenbälle im Opernhause vereinigten doch nur die gebildete Gesellschaft, den blitzenden Schaum, der von den dunkeln Wogen jener fünfundzwanzig Millionen aufspritzte, die bei der Erstürmung der Bastille zuerst ihren donnernden Ruf erhoben hatten. In diesem Saal aber, der früher nur von Arbeitern und Soldaten besucht worden, fand sich jetzt bunt durcheinander-

gemischt, was in Paris Vergnügen und Zerstreuung suchte, im Taumel des Genusses die Gefahr der nächsten Stunde, die Noth der Zeit, die Sorge des Herzens betäuben wollte. Neben den unheimlichsten Erscheinungen, die wol der eine und der andere mit geheimem Grauen an der Spitze der Vorstädter zu Kampf und Mord, zu Brand und Plünderung hatte schreiten sehen — wenn der Vulkan seine Lava in Flammenströmen ausstieß —, tauchten schlanke, vornehme Gestalten auf: froh dahingaukelnde Nymphen, Ballettänzerinnen, die gestern im „Urtheil des Paris“ die drei um den Apfel der Schönheit streitenden Göttinnen dargestellt; Talma mit dem hoheitsvollen Gange, der sich zum ersten Schauspieler der Welt, wie sein Freund, der Unterlieutenant Bonaparte, zum ersten Feldherrn hinaufarbeiten sollte; Nationalrepräsentanten mit dreifarbigen Schärpen, die hier den Ernst ihrer Gesetzgebermienen bei dem Schäumen des Champagners, dem Lächeln der Mädchen und den bald sanften, bald brausenden Tönen der Musik mildern; Arm in Arm, noch nicht durch politischen Zwiespalt auseinandergerissen, der eine zum Schaffot, der andere zu einer traurigen Berühmtheit: die Dichterbrüder André und Joseph Chénier . . . wie zu jeder Zeit in Paris, mag es nun ausruhen, schwelgerisch wie Capua, mag es branden und stürmen wie das römische Forum, als Cato ging und Cäsar kam, auch jetzt, im Saal und Garten „Zur Nation“ viel Fremde, Deutsche, Engländer, Amerikaner . . . Da ist Fournier, der am 10. August 1792 mit Westermann die Reihen des Volks zum Angriff auf die Tuilerien führte; eben zeigt er einem Bekannten die rothe Fahne, die er in einer Nacht zu dem geheimen Directorium jenes Aufstandes brachte und

auf die Carra schreiben ließ: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die executive Gewalt" — jetzt hängt sie friedlich, von den Kugeln der Schweizer durchlöchert, an der Tribüne der Musikanten; dort schüttelt an einem Tisch, wo die Gläser wild zusammenklingen, Anacharsis Cloots, der Vertreter des Menschengeschlechts, sein von langen Haaren wie von einer Mähne umflattertes Haupt, und Adam Lux, den die Stadt Mainz mit Georg Forster, zur Verbrüderung der Deutschen und Franzosen, nach Paris geschickt, stößt mit ihm an auf die Abschaffung des Königthums, so weit die Sonne scheint, und auf Vereinigung der befreiten Völker, während ein anderer Deutscher, der geistvolle und boshafte Oelsner, leise vor sich hinbrummt, die Gruppen umher betrachtend, daß man aus der Gewalt des durchlauchtigen Pöbels nur in die des durchlöcherten gefallen . . . denn hier hat die rothe Mütze und das Arbeitergewand den Frack und den bürgerlichen Hut verdrängt — wenn auch nicht ohne Hosen, so sind die besten Patrioten doch ohne Handschuhe.

Ein betäubender Lärm empfängt die Eintretenden . . . Simonne Evrard, am Arm des Bürgers Lefranc, war eine stattliche, auffallende Erscheinung. Der Venusknoten, den Bruneau geschlungen, die Wachsperlenkette, die sie um den Hals trug, das weißwollene Gewand, das, noch ein wenig schüchtern, den griechischen Schnitt nachahmte, der unter dem Directorium Mode werden sollte, mit der dreifarbigen Schärpe darüber, standen in Einklang mit ihrem Gesicht, ihrer über die Mittelgröße der Frauen emporragenden Figur. In einer gewissen Entfernung gesehen, mußten ihre starken Züge Eindruck machen, wie der grobgehauene Kopf einer Statue, den zu vollenden es

dem Künstler an Muße und Neigung für das angefangene Werk gebrach.

„Das ist ein Weib!“ sagt ein Sackträger, der sein Glas Branntwein hart am Eingang des Saals austrinkt, sie den Umstehenden zeigend.

„Aber der Kerl, der sie führt, zieht den Mund so spöttisch wie ein Aristokrat.“

„Ruhig!“ erhebt der Bürger Mortier seine Hand, der am Schenktisch steht und seine Gäste mit scharfem Auge überwacht. „Wer hier Beleidigungen ausstößt, wird hinausgeworfen! Trink' dein Glas und geh' deines Wegs! Es wird dir schon halb geschenkt!“

An einer andern Gruppe müssen sie noch vorüber, ehe sie in den für die „feinere Gesellschaft“ bestimmten Raum gelangen. Trotz seines Patriotismus und seiner Begeisterung hat der Bürger Mortier doch eine Schranke aufgestellt zwischen denen, die nur trinken und wie die Heiden im Vorhof verweilen, und den Bessern, die zugleich trinken und tanzen — zum letztern gehört anständige Kleidung und ein Billet. „Keine Anarchie!“ ruft der Wirth, wenn die Sackträger, die Fleischerknechte und die Straßenkehrer diese Schranke durchbrechen wollen. „Ohne Ordnung keine Republik! Ohne Geld kein Tanz! Wir sind alle Freunde der Gesetze!“

„Marat hoch!“ schreien die Männer, ihre rothen Mützen schwenkend, als die beiden Paare — Bruneau mit seiner Dame folgt Lefranc auf dem Fuße — an ihnen vorübergehen. Einer von ihnen ist auf den Tisch gestiegen und hat die letzte Nummer des „Volksfreunds“ vorgelesen.

„Zweimalhunderttausend Köpfe!“ sagt einer. „Nun,

er wird mit sich handeln lassen; hunderttausend ist auch eine schöne Zahl!"

„Nimmermehr!" erwidert der blutgierige Bruneau, sich nach ihm umwendend. „Entweder alle sterben oder keiner! Denkt ihr, wir schachern?"

Da wird von den wachehaltenden Dienern das verhängnißvolle hölzerne Gitter geöffnet, das selbst im Wirthshause „Zur Nation" die Besitzenden von den Besitzlosen trennt —

In dem Gewirr der Stimmen, in dem Lärm der Kommenden und Gehenden, dem Gesang der einen, dem Vivatrufen der andern verklingt fast unvernommen die Musik; nur zuweilen übertönt ein Trompetenstoß oder ein Paukenschlag den Tumult. Schon löst sich der Tanz, eine Pause ist eingetreten. Wie eine schwere Wolke liegt der aufgewirbelte Staub und der Dampf der Lampen, die den Saal erhellen, über der Menge — es ist gut, daß die zu dem Garten führenden Glasthüren offen stehen und der frische Hauch der Sommernacht kühlend hereinweht.

„Sie müssen Ihre Tanzlust noch zähmen, meine junge Freundin!" sagt Lefranc hinüber zu Bruneau's Begleiterin. „Ist es den Damen angenehm, so setzen wir uns unter einen Kastanienbaum, ins Freie, bis die Musik von neuem aufspielt."

Mit ihnen wälzt sich der Strom der Gesellschaft dem Garten zu; mit Besen und Gießkannen erscheinen einige Diener, um inzwischen den Saal rein zu kehren.

Offenbar begünstigt der Bürger Mortier seinen Garten vor seinem Hause. Es mag Einbildung sein und der Gegensatz der freien, schönen und immer bewundernswürdigen Natur zu dem häßlichen Anblick, den sie eben

gehabt, noch in voller Macht auf sie wirken: aber Lefranc wie Simonne athmeten auf, als sie aus der schwülen Atmosphäre des Tanzsaals die Stufen hinab in den Garten stiegen. Welch wohlthuende Ordnung überall! Die Stege sauber gefegt, der Rasen tiefgrün, bunte Lampen an den Bäumen, zu Triumphbogen oder Sonnen vereinigt. Auf dem Hügel, der den Garten abschließt, erhebt sich ein Altar des Vaterlandes; er strahlt von Licht und schon aus weiter Ferne sieht man ihn schimmern. Am Fuß der Anhöhe sind zwei dort aufragende Buchen zu Säulen benutzt worden, die einen von weißen, rothen und blauen Lampen gebildeten Thorbogen tragen; in Flammenschrift steht darunter: „Tod den Verräthern! Es lebe die Republik!“ Darüber kann man freilich, hat man aristokratische Grillen wie Lefranc, lächeln; das Ganze macht doch einen heitern und festlichen Eindruck. Indem die Gäste hier- und dorthin in Lauben und Alleen sich verlieren, diese lustwandeln, jene an einem Tische Platz nehmen, eine zahlreichere Gruppe auf dem größten Rasenplatz des Gartens, im Schein des Mondes, der darüber aus silberblauen Wolken emportaucht, zu einem Spiel sich anschickt, verschwindet manches Rohe und Gemeine, das schärfer und häßlicher hervortrat, als sich die Masse auf Einen Punkt zusammendrängte. Die Schatten der Nacht verdecken die Wüstheit. Der Lärm endet in halblauten Gesprächen, in leisem Geflüster — ein Gemurmel geht durch den Garten, das in harmonischem Einklang mit dem Säuseln der Blätter, dem Gefunkel der Sterne sich eint.

„Solch eine Nacht, blütentrunken, sommerlich weich und mild, die nur stillen und glücklichen Menschen auf-

gehen sollte, wie kann sie ihren Segenshauch einer Stadt spenden, in der das Mordbeil herrscht?“ Es ist eine trübsinnige Bemerkung André Chénier's, der am Arm des Bruders an Lefranc's Tisch vorüber in einen Seitengaug einbiegt.

„Hm, was hat sich der junge Narr um die Guillotine zu kümmern? Er sollte tanzen, trinken und singen! Nicht wahr, meine Damen? Bruneau, besorgen Sie uns eine Flasche Champagner!“ gebietet Lefranc in jener herrischen Weise, der sich niemand so leicht zu widersetzen wagt, am wenigsten ein Friseur mit dem Vornamen David und einer aristokratischen Vergangenheit.

„Champagner“ — Bruneau ist noch gar nicht dazu gekommen, sich niederzusetzen; er hat die Stühle, für die Damen Fußbänkchen besorgen müssen — denn der Boden ist feucht, behauptet Simonne — und so sehr ihm auch ein Augenblick Ruhe zu gönnen wäre, das Wort Champagner schnellt ihn wie mit einem Zauberschlag empor.

„Der Schatz von Caen bezahlt alles!“ lacht gutmüthig Lefranc.

Nicht ohne Absicht hat er es mit erhobener Stimme gesagt; sein Falkenblick entdeckt unter den Eintretenden Marcel Lecomte. Mit dem Taschentuch winkt er ihm: „Hierher, Bürger Lecomte! So! Guten Abend! Erlauben Sie, daß ich Sie den Damen vorstelle.“

Marcel und Simonne erkennen sich ... „Meine Retterin!“ Der junge Mann drückt ihr die Hand, scheint aber im Grunde doch nicht allzu freudig von diesem Wiedersehen überrrascht zu sein.

Um von den Stirnen den Mißmuth zu verscheuchen und die Zungen freizumachen, naht da rechtzeitig Bruneau

mit dem Champagner. Und das muß nun auch der Neid des kleinen Friseurs, der sich durch die Gegenwart der beiden andern ganz aus der Gunst seiner Begleiterinnen verdrängt fühlt und in jeder Hinsicht das fünfte Rad am Wagen ist, dem Bürger Lefranc lassen: er versteht es, den liebenswürdigen Wirth zu spielen. Wie knallt der Pfropfen, wie geschickt gießt er den perlenden Schaum ein, wie verbindlich stößt er mit den Damen, mit Bruneau selbst an: „Ihre Kunst und der Gordische Knoten!“ Sogar die schüchterne Katharine, Simonne's Schwester, wird lustig, Rosen blühen auf ihren Lippen und sie lächelt dem in Gedanken versunkenen Marcel zu.

Darüber beginnt die Musik wieder, die Paare ordnen sich zum ersten Tanz. „Den ersten Galopp“, bemerkt Simonne mit einer Falte des Verdrusses um den Mund, „habe ich unserm Bruneau versprochen ...“

„Sein Wort muß man halten, Bürgerin! Um einen spätern Tanz bitte ich. Da wendet sich ja auch ein junger Patriot an Fräulein Katharine. Getanzt, mein Kind, munter d'rauf zu! Keine Blume welkt so schnell als die Blüte der Jugend. Keine Secunde soll man ungenossen verlieren. Ohne Umstände! Recht so, geben Sie dem jungen Manne Ihre Hand! Und nun lebt wohl, Kinder, ich bleibe hier mit Marcel Lecomte noch sitzen! Bruneau, erzählen Sie der Bürgerin nicht zu viel Mythologie! Sie sind ein Studirter, ein Künstler — und die Künstler verführen die Frauen und zerstören die Republiken.“

Die Arme übereinandergeschlagen, mißtrauischen Auges saß Marcel dem sonderbaren Mann gegenüber. Ruhig, als beachte er ihn gar nicht, sah Lefranc indeß den Paaren nach, die in den Saal zurückströmten, wandte sich dann,

beharrte noch eine Weile in seinem Stillschweigen und meinte: „Nicht übel, diese kleine Hexe Katharine! Nicht so majestätisch wie ihre Schwester oder die Dame, mit der wir heute Morgen in der Postkutsche fuhren —"

Marcel fuhr auf: „Mein Herr, ich möchte Sie in aller Höflichkeit bitten, jenes Mädchen an diesem Orte nicht zu erwähnen und —"

„Sie in keinem Falle mit den Frauen zu vergleichen, die einen öffentlichen Ball besuchen. Junger Mann, das hält schwer. Jenes Mädchen wird der Hauptgegenstand unserer Besprechung sein."

„Dann vergeben Sie! Gute Nacht!" Rasch entschlossen stand er auf, aber Lefranc nöthigte ihn, seine Hand ergreifend, sich wieder niederzusetzen.

„Sie vertrauen mir nicht, das thut mir leid! Allein verargen können Sie es keinem, daß er in Revolutionszeiten sein Geheimniß in sich verschließt und zur Noth mit ins Grab nimmt. Und wiederum, habe ich nicht die Bürgschaft Ihres Vaters für mich?"

„Das flößt mir die stärkste Besorgniß ein! Sie spielen eine Doppelrolle. Wie käme der Freund Marats dazu, sich in einem einsamen Gartenpavillon zu verbergen? Ich will meine Familie nicht als verdächtig eingekerkert sehen, verdächtig geworden eines —"

„Zweideutigen Abenteurers wegen — vollenden Sie nur —, der wahrscheinlich im Solde Pitts, des Directors sämmtlicher Verschwörungen, steht. Ja, das ist nun einmal nicht zu ändern! Verhängniß! Ihr Vater weiß, warum. Den Kopf oben behalten! Noch bedroht weder Sie noch mich die kleinste Gefahr. Ein Unglücksstern ist freilich an Ihrem Himmel aufgestiegen: jenes Mädchen.

Lassen Sie mich ausreden! Ich hasse sie nicht — ganz andere Empfindungen bewegen mein Herz zur Freundschaft, zum Mitleid für sie. Sie ist mit einem verhängnißvollen Entschluß aus Caen, wo ich sie kennen lernte, hierher gereist. Es gilt, ihren Plan zu durchkreuzen, sie vor sich selbst und den Folgen ihrer That zu retten. Unter dem Königthum würde ich mir einen Verhaftsbefehl verschafft und sie auf einige Tage, zur Abkühlung ihres heißen Blutes, in die Bastille gebracht haben. Die Bastille war zu so Vielem gut. Jetzt bin ich ohnmächtig."

„Aber so nennen Sie mir doch diese That! Ist sie so schrecklich?"

„Sie nennen, heißt das Mädchen verderben. Und bedenken Sie doch, daß ich nicht ihr Vertrauter bin, daß mich keine Gewißheit, nur eine Ahnung ihr nachgetrieben. Weiß ich, ob der Gedanke, der in ihrer Seele erwacht ist, je zur That wird? Ist das Geheimniß eines Andern, das mich ein Zufall belauschen, errathen ließ, mein Eigenthum?"

„O, mein Herr, Sie lieben sie!" sagte Marcel mit tiefer Bewegung.

„Ja — etwa wie ein Vater seine Tochter liebt! Sie aber, Herr Lecomte, lieben sie mit einer rasenden Leidenschaft, die Ihnen Unglück bringen wird, wenn Sie nicht bald einlenken! Dies Mädchen übt eine dämonische Gewalt auf Sie aus . . ."

„Sie ist ein Engel des Himmels!"

„Einer, der vom Himmel zur Hölle stürzt und die mit sich ins Verderben reißt, die ihn anbeten! Entziehen Sie sich diesem fürchterlichen Einfluß, je eher, je besser!

Ich dächte, die hübschen Augen Ihres Bäschens könnten Ihnen diese Umkehr nicht schwer machen."

„Zur Sache, mein Herr! Sie behandeln mich wie einen Schulknaben, und ich verdiene diese Behandlung, weil ich zu lange schon ruhig Ihre Beleidigungen ertragen. Ich glaube dem ältern Manne, den ich nach allem, was geschehen, für einen Freund meines Vaters halten muß, manche Rücksicht schuldig zu sein; aber zuletzt hab' ich doch auch meine Ehre, mein Selbstgefühl. Noch einmal, zur Sache!"

„Ein Geschäft hab' ich nicht mit Ihnen, ich wünschte nur, bekannter mit Ihnen zu werden. Sie flößten mir vom ersten Augenblick unsers Zusammentreffens lebhafte Theilnahme ein; Sie führen einen Namen, der mir theuer ist; soll ich da nicht sagen dürfen: Halt, mein junger Freund, du bist im Begriff, dich auf ein stürmisches Meer zu begeben!?"

„Wenn ich nur erst Beweise Ihrer Aufrichtigkeit hätte! Jenes Mädchen ist mir entschwunden wie Ihnen ..."

„Ich täusche mich wol nicht in der Vermuthung, daß Sie an diesem ganzen Abend ihre Spuren gesucht haben, daß Sie trotz Ihres Unwillens über mich diese Stunde im Stillen segnen, da Sie dort den wackern Bruneau mit unsern Damen zurückkommen sehen — Bruneau, der die schöne Reisende in ihren Gasthof geleitete."

„Sie wissen mehr von ihr, wissen, wo sie geblieben?" rief Marcel leidenschaftlich. „Bei dem Gott des Himmels, geben Sie mir Antwort! Ihre dunkeln Reden haben, wie Oel die Flammen, meine Sehnsucht nach ihr aufs neue entfacht. Sie ist einsam, verlassen, schutzlos in dieser ungeheuern, unheimlichen Stadt —"

„Später!“ flüsterte der Fremde. „Verrathen Sie sich nicht vor dem schwatzhaften Friseur!“

Der aber schwelgte in diesen Minuten in dem Entzücken befriedigter Eitelkeit. Alle hatten seine Tänzerin bewundert und ihn beneidet. Etwas von dem Glanz ihrer Schönheit — und bei dem Licht der Lampen, in der Bewegung des Tanzes, die ihr Antlitz mit rosigem Schimmer übergoß, mit ihrer kräftigen Minervengestalt hätte Simonne auch einen feinern Kenner weiblicher Reize bis zu einem gewissen Grade angezogen und gefesselt, als die leichtsinnigen Zuschauer im Saale waren — ein Strahl von diesem Glanze fiel auch auf ihn zurück. Vor Ermüdung wie vor Freude trocknete sich Bruneau mit einem Spitzentaschentuch die Stirn — einem Taschentuch, das er gern zeigte und mit halbem Geständniß für das Liebespfand einer vornehmen Dame ausgab, während der boshafte Lefranc bei sich dachte: es würde wol bei der Erstürmung der Tuilerien aus einem Kasten der Königin sich wunderbarerweise in seine Tasche geflüchtet haben.

„Einen Schluck Wein, Haarkünstler!“ Und er drängte ihm ein Glas auf. „Das erfrischt die Lebensgeister! Wir sitzen so lieb und traut hier zusammen. Unter dem Laubdach der schützenden Kastanien, im Schein des Mondes! Schade, daß die Nachtigallen nicht schlagen und der Bürger Marat nicht mit uns in Wirklichkeit einer Flasche den Hals bricht, statt in seinen Fieberträumen die Aristokraten zu köpfen!“

„Ja, es ist ein Elend mit ihm!“ erwiderte Simonne. „Er ist ein berühmter Mann, der Retter des Vaterlands, der uns von den Girondisten befreit hat. Das Gold könnte auf uns regnen, so gut wie auf Danton, aber er

thut nichts für uns. In seinem Reich der Tugend lebend, vergißt er das Nothwendigste —"

„Einen Shawl aus Persien für Sie und einen Schmuck für Mademoiselle."

„Sie spotten, mein Herr! Und doch kann man Ihnen nicht gram werden! Sie sind lustig und wissen einem alle Kümmernisse fortzuscherzen. Blieben Sie doch länger in Paris und bei dem armen Marat! Mit jedem Tage wird er finsterer und mürrischer, des Nachts phantasirt er —"

„Was denn?"

„Haarsträubende Geschichten! So hörten wir ihn gestern, meine Schwester und ich, als wir an seinem Bett saßen und nähten, von einem Mädchen reden, das er auf einer seiner Reisen getroffen haben mußte; denn mehrmals rief er: „Ich komme aus England und will nach Paris!" Was er mit ihr vorhatte, verstanden wir nicht; seine Reden irrten bunt und wild durcheinander; es schien, als hätte sie einen Dolch auf ihn gezückt. „Lege das Messer fort!" stöhnte er abwehrend."

Marcel zuckte zusammen; auch Lefranc setzte das Glas, das er ergriffen, unberührt nieder — Simonne mochte glauben, ihre Erzählung hätte diesen ergreifenden Eindruck hervorgebracht, während vor dem innern Auge der Beiden plötzlich, wie durch eine wunderbare Phantasmagorie, jenes Mädchen, ihre Reisegefährtin, ein breites Messer in der Hand, dastand, schrecklich schön, wie eine zürnende, strafende Göttin. Woher diese Erscheinung ihnen kam? Sie vermochten es nicht zu bestimmen, aber sie war vor ihnen, sichtbar, mit den Fingern hätten sie auf sie zeigen können. Das hatte nur noch gefehlt, um Marcel's leidenschaftliche

Erregung aufs höchste zu steigern; so sehr hatte er alle Besonnenheit verloren, daß er sich hastig an Bruneau wandte und ausrief: „Wo ist sie?"

„Wer?" stammelte dieser, von der Heftigkeit Marcel's erschreckt.

Von einer einzigen Bewegung der Lippen hing jetzt das Geheimniß der seltsamen Fremden ab — mit ihrem Geheimniß ihr Leben, denn in jenen Tagen war der Verdächtige auch der Schuldige.

„Wer?" lachte Lefranc. „Das Traumgebilde! Da haben wir's, Bürgerin! Die Fieberphantasieen Marats wirken auch auf unsern jungen Freund. Bruneau, besorgen Sie noch eine Flasche! Und ihr beiden jungen Leute, gebt euch die Hände und tanzt durch den Saal! Bewegung ist zu allen Dingen gut und bringt das dicke Blut, das die Hirngespinnste erzeugt, wieder in Fluß."

„Jetzt tanzen?" flüsterte Marcel.

„Um ihretwillen!" sagte zischelnd Lefranc. Die beiden Frauen achteten im Augenblick weniger auf sie; Simonne hatte an dem Anzug der Schwester dies und jenes wieder zu ordnen. „Ihr vorlauter Ausruf hat den Argwohn dieser Menschen erregt. Um Ihrer Mutter willen, seien Sie freundlich zu der Kleinen! In Frankreich haben immer die Frauen geherrscht — und ich wette, Sie brauchen noch einmal die Hülfe der Geliebten Marats!"

Halb gezwungen — widerwillig und doch nicht fähig, sich dem Einflusse zu entziehen, den der Blick und die Stimme Lefranc's auf ihn ausübte — legte Marcel seine Hand in die Katharina's . . .

Da wandte ein allgemeiner Aufbruch, ein lautes Geschrei der Gäste ihre Aufmerksamkeit nach einer andern

Seite. Selbst Bruneau vergaß die Champagnerflasche auf den Tisch zu setzen und starrte mit offenem Munde nach der Saalthür. Ein seltsamer Zug bewegte sich aus dem Saal die Stufen hinab nach dem Garten.

Vier Patrioten, Fackeln in den Händen, in der sogenannten Carmagnole, eröffneten den Zug — das war eine Kleidung, die aus einem Wams von grobem schwarzen Tuch, Beinkleidern von gleichem Stoff, einer dreifarbigen Weste und der unvermeidlichen rothen Jacobinermütze mit einer mächtigen dreifarbigen Cocarde bestand. An engen schwarzledernen Gürteln trugen die Männer lange Schleppsäbel, deren Scheiden bei jedem Schritt aufstießen und klirrten. Eine Schaar Mädchen und Frauen — „Furien" nannte sie Lefranc heimlich dem jungen Marcel — folgte ihnen in phantastischem Aufputz; alt die einen, andere jünger, manche mochten kaum das sechszehnte Jahr überschritten haben, alle aber von derselben Leidenschaft ergriffen, trunken von Blut, Lärm und Wein — Fischweiber und Gemüseverkäuferinnen, in rasende Bacchantinnen verwandelt, frech in Worten und Geberden, die im Saal des Convents die Tribünen einnehmen und jeden Redner, der zur Mäßigung räth, mit wilden Flüchen und wüthendem Gekreisch zum Stillschweigen zu zwingen suchen, die draußen im Tuileriengarten Steine und Erdklumpen aufraffen und damit nach den Girondisten werfen. Diese schwangen Fackeln, jene Piken, die grimmigste von ihnen, ein hochgewachsenes, starkknochiges Weib mit flatternden Haaren, eine tellergroße Cocarde wie einen Blumenstrauß an der Brust, hatte auf ihre Pike ein Herz von Pappe gesteckt, mit der Inschrift: „Verfluchtes Aristokratenherz!" Und zwischen den Fackeln und Piken wurden von den jün-

gern Fahnen geschwenkt oder Hähne von Goldpapier, die man auf lange Stangen in Nachahmung der römischen Adler geklebt. Vernehmlich erscholl aus ihrem unharmonischen Gesang nur das schreckliche Ça ira, ça ira! Wie eine Bande von Hexen und Dämonen stürmten sie vorwärts. Nach ihnen, in der Mitte des Zugs, alle Köpfe überragend, wurde von sechs Männern eine Nachbildung der Guillotine, die auf dem Grèveplatz und dem Platz der Revolution ihre Arbeit verrichtete, emporgehalten: die Maschine von rothangestrichenem Holz mit blinkendem Fallbeil, ihre Träger schwarzhaarig, mit fürchterlichen, zum Theil aus einer Maskengarderobe geborgten Schnurrbärten, in rothen Hosen, die nur bis an die Knie reichten und die Beine frei ließen, an den Füßen statt der Schuhe Sandalen; einer, der ihnen vorausschritt, war zum römischen Lictor mit Ruthenbündeln und Beil herausgeputzt und sah, wie Simonne bemerkte, von allen am anständigsten und tragischsten aus.

„Kein Wunder“, entgegnete Bruneau eifrig, „ist es doch Lais, der berühmte Sänger aus der Großen Oper, groß wie Roscius und größer als Cicero, ein Jakobiner von echtem Schrot und Korn!“

Ein Schweif von Männern und Frauen schoß tanzend, schreiend, jubelnd der Guillotine nach. Man trank aus Flaschen, man stieß mit den Gläsern zusammen, daß die Scherben umherflogen. Weithin von den geschwungenen Fackeln stoben die Funken. Einzelne Stimmen überschrien zuweilen den Lärm und riefen: „An die Laterne! Es lebe die Guillotine!“ In dem Garten angekommen, hielt der Zug einige Minuten still und Lais begann eine Rede, von der freilich bei dem Getümmel der andern selbst

Bruneau, der auf einen Tisch gestiegen war, um besser hören zu können, nur die Worte erhaschte: „Es lebe Marat! Er allein ist ein wahrer Freund des Volks! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder den Tod!“ In diesen Ruf stimmten alle ein; wehe dem, der nicht seinen Hut geschwenkt, er wäre als verdächtig auf der Stelle ergriffen, in ein Gefängniß geführt oder gar von den Wüthenden zerrissen worden. Das pariser Volk stand während des ganzen 18. Jahrhunderts im Ruf der gesittetsten, höflichsten und leichtsinnigsten Nation Europa's. Viel Tollheiten, wunderliche Streiche, eine für den kältern Nordländer unbegreiflich schnelle Wandlung in Haß und Liebe schrieben ihr die Reisenden zu, die jahraus jahrein diese Weltstadt, das neue Athen, besuchten. Da enthüllte sich mit dem Bastillesturm eine bisher verborgene, kaum von den Scharfsinnigsten geahnte Nachtseite in dem Charakter dieser Bevölkerung: eine barbarische Grausamkeit, der nur die Löwen, Tiger und Amphitheater des alten kaiserlichen Roms fehlten, um die Verfolgungen der Christen noch einmal, an Priestern und Aristokraten, aufzuführen. Wie der Opiumtrinker täglich eine stärkere Dosis braucht, den geliebten Rausch zu erzeugen, so forderte das Volk von Paris bei der Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel, bei der zunehmenden Armuth für jeden neuen Tag neue Schrecknisse; die Aufregung, die schon bei allen einen wahnsinnigen, dämonischen Zug erhalten, sollte sie ihre Entbehrungen vergessen machen. So versetzte auch jetzt die Rede des Sängers, der Anblick der Guillotine die Masse der im Garten Zusammengedrängten in eine entsetzliche und doch wieder fratzenhafte Raserei. Die Weiber enthüllten ihren Busen und riefen: „Gleichheit oder den

Tod!“ Mit Piken und Fackeln umtanzten sie die Guillotine, andere versuchten an den Kaninchen Mortiers, die sie aus dem Hofe geholt, die Schärfe des Fallbeils und die Geschwindigkeit der Maschine. Kopf um Kopf flog ab. „Das putzt besser wie jede Lichtscheere!“ sagte die Trägerin des Aristokratenherzens. In einen Sack fing man die Kaninchenköpfe auf, „ein neues Plumpsackspiel“, scherzte man. Zuletzt brachten sie drei große Puppen aus dem Saal — „Vergniaud, Barbaroux und Pétion, die drei Erzverräther“ — und schoben sie unter das Beil. „Hussah! Hussah!“ brüllte die Menge. Das kindische, närrische Wesen des Parisers, der beständig sich in einer Fastnachtsstimmung wiegt, brach durch alle Schrecknisse wie ein hin- und herflackerndes Irrlicht. Aber nicht alle riß der bacchantische Taumel mit sich fort; entrüstet wandte Marcel sein Gesicht von dem widerlichen Schauspiel und fühlte mit einiger Genugthuung die Hand Katharina's, die noch in der seinen lag, wie Lefranc sie beide zusammengefügt, heftig zittern. Während die Schwester mit stärkern Nerven, die sich schon an die Tragödien wie an die Harlekinsstreiche der Revolution gewöhnt, dem wüsten Treiben triumphirend zuschaute — einer Fürstin ähnlich in Haltung und Blick, wenn auch nur einer Gassenkönigin — bebte das schüchterne Mädchen davor zurück; es war das erste mal, daß ihr die Fieberträume Marats leibhaftig entgegentraten, daß die Schaar losgelassener Dämonen, die bisher für sie nur in seinen Schriften gespukt, wirklich an ihr vorübersauste. „Nach Hause!“ drängte sie Marcel, „bringen Sie mich hinaus!“

„Pfui, Püppchen, hast du Kopfschmerzen?“ lachte Simonne. „Es ist ja nur Scherz! Ziemt es sich für

eine gute Bürgerin, in Ohnmacht zu fallen, wenn sie Aristokraten sterben sieht?“

Jetzt aber wälzte sich das Gedränge auch zu ihrem Tisch — unaufhaltsam, lärmend wie eine Meereswoge. Im Augenblick waren sie voneinander getrennt, Tisch und Stühle umgeworfen, die kostbare Champagnerflasche von dem Knittel eines Sackträgers aus der Hand Bruneau's geschlagen, über die Köpfe weg, er selbst, der heldenmüthige Friseur, wie ein Federball umhergestoßen, bis es ihm gelang, die Schärpe der Bürgerin Simonne wieder zu ergreifen und sich an ihren Arm zu hängen. Marcel hatte indeß seine Tänzerin fest an sich geschlossen, und da ihm Lefranc Bahn durch die Menge machte, ungefährdet den Saal erreicht.

„Ueberlassen wir Ihre Schwester dem Bürger Bruneau und ihrem guten Stern“, sagte ihr hier Marcel, „ich bringe Sie nach Ihrer Wohnung.“ Und da Katharina zögerte, eiferte Lefranc: „Keine Zeit verloren, sonst kommen uns die Wüthenden auch hierher nach. Die Schwester Marats hat unter seinen Freunden nichts zu fürchten.“

Wäre Marcel weniger eilig gewesen, das Haus zu verlassen und sich der Sorge um seine Schutzbefohlene zu entledigen, so würde ihm die Unruhe und Hast aufgefallen sein, mit der Lefranc, der sonst so ruhige, gleichmüthige und in seinem Humor unerschütterliche Mann, zum Aufbruch trieb, er hätte vielleicht den jähen Blick bemerkt, den Lefranc eben auf einen breitschulterigen, von dem Rauch der Pechfackeln geschwärzten Menschen richtete. Langsam näherte sich dieser, nicht eine Secunde verlor er Lefranc aus den Augen. Eine Narbe, die über seine rechte Wange wie ein rother Striemen lief, entstellte ihn noch

mehr und gab seiner Roheit und Häßlichkeit einen wilden, schreckenerregenden Zug. Schon waren Marcel und Katharina an dem Schenktisch vorüber, an dem statt des Wirthes ein Küchenjunge den Dienst versah — denn der Bürger Mortier war nach dem Garten geeilt, um von Tischen, Stühlen und Gläsern zu retten, was in dem allgemeinen Aufstand noch zu retten war —, als der Benarbte, gerade als Lefranc die Thür aufreißen wollte, seine schwere Hand auf dessen Schulter legte: „Hund von Aristokraten, hab' ich dich endlich! Ich habe den Säbelhieb nicht vergessen, den du mir in das Gesicht gezeichnet, Baron Pontmartin!"

Kaum aber fühlte Lefranc den Druck der fremden Faust, so schien auch seine Kaltblütigkeit und Thatkraft zu erwachen. „Achtung vor der Nationalcocarde!" Und er zeigte die Cocarde an seinem schwarzen runden Hute. „Im übrigen, du bist betrunken, Bürger!" Mit einer raschen Wendung machte er sich los von ihm und schleuderte ihn gegen den Schenktisch, daß der Junge dahinter laut um Hülfe zu schreien anhub. Aus dem Garten hatten sich inzwischen Frauen und Mädchen in den Saal hineingeflüchtet; sie wiederholten, ohne zu wissen, was geschehen, den Hülferuf; nun kamen auch Männer herbei, aus der Küche die Mägde ... Der Benarbte war wuthschäumend aufgesprungen. „Ein Aristokrat ist hier — er will die Patrioten verrathen, vergiften! Ich kenne ihn genau!"

„Warst du vielleicht sein Kutscher?" fragte eine höhnische Stimme aus dem Haufen.

„Es ist der Baron Pontmartin."

„Wo? Wo ist er?" schrien andere.

„Ruhe! Ruhe!“ forderten die Vernünftigsten, voran der Bürger Mortier, der bei der Stimmung seiner Gäste zu fürchten anfing, das Ganze möchte mit einer Verwüstung seines Hauses enden . . .

So kamen die drei ungehindert aus dem Wirthshaus „Zur Nation“; ein Wagen war leicht in der Nähe des Hauses gefunden und im scharfen Trabe ging's davon. Unterwegs scherzte Lefranc darüber, daß man ihn durchaus zum Baron erheben wolle, zum Baron aus dem Monde, denn er wisse sonst nicht zu sagen, wo seine Herrschaft läge. Die Straße der Franciscaner, in der Marat im Hause Nr. 30 im ersten Stockwerk wohnte, erreichten sie bald; die Bürgerin Pain öffnete die Thür, erstaunt, daß die Damen schon so frühzeitig zurückkehrten, und noch erstaunter, als sie nur Katharine aus dem Wagen steigen sah. Der Bürger Marat hätte sich eingeschlossen und arbeite, erwiderte sie auf eine Frage Lefranc's. Während das junge Mädchen dankend von Marcel Abschied nahm, drückte Lefranc der Pförtnerin ein Geldstück in die Hand und raunte ihr zu: „Jeden Morgen sagst du zu Marat: „„Monorgueil!““

Drinnen, im Treppenflur, bei dem trüben Licht einer kleinen Oellampe, welche die schmale, steile Stiege nur dämmernd erhellte, betrachtete die Bürgerin das schwere Geldstück: es war ein Louisd'or.

„Gold!“ Keinen Laut brachte sie mehr über die Lippen und hielt Katharine schweigend das Goldstück unter die Augen — denn gleich in den ersten Monaten der Republik war Gold und Silber im Vergleich zu dem Papiergeld der Assignaten, von dem Stadt und Land

überschwemmt waren, in das Ungeheure gestiegen; der Louisd'or hatte oft den Werth von tausend Livres Papier.

„Er hat einen Schatz entdeckt, der Bürger Lefranc!" flüsterte Katharine, die Treppe hinaufeilend. „Aber hast du den Bürger Lecomte angeschaut? Das ist ein anderer Mann als alle, die ich noch gesehen! So höflich und freundlich, und wie klug weiß er zu reden! Hast du bemerkt, welch kleine Hand er hat?"

Wortlos waren indeß die Männer eine Weile nebeneinander gegangen, dem Quai Voltaire und der Seine zu, um über die dort liegende Brücke die Tuilerien und den Platz der Revolution zu erreichen. Durch die unerwartete Eröffnung, daß sein Begleiter ein Adeliger, ein Anhänger des Königthums sei, wurde Marcel in seiner Abneigung und seinem Mißtrauen gegen ihn noch verstärkt. Mit ganzem Herzen war er der Republik ergeben und nur zu geneigt, alle Greuel und Verbrechen der Revolution den geheimen Ränken und Verschwörungen der Emigranten und Edelleute zuzuschreiben. Zu welch anderm Zweck befand sich der Mann, der jetzt an seiner Seite, ein Lied trällernd, dahinschritt, in Paris? Galt es wieder, mit dem Geld der Aristokraten einen Aufstand der Vorstädter heraufzubeschwören? Denn durch diese beständigen Aufläufe, das war die allgemeine Meinung der Zeit, wollte man die Republik den besitzenden Klassen, der Bürgerschaft und den Gebildeten so verhaßt wie verächtlich machen und sie das Königthum als den einzigen Schutz der Ordnung und des Friedens zurückwünschen lassen. Und mit solchem Manne, gingen die Gedanken Marcels weiter, stand sein Vater in innigster Verbindung! Wie sich diese Verbindung angeknüpft, aus welchen

Ursachen sie entsprang, blieb ihm freilich noch unerklärlich; er wußte nur, daß die Pontmartins ursprünglich das Haus besessen hatten, in dem seine Familie nun seit einer Reihe von Jahrzehnten wohnte ... Stellte sich der Bürger Lefranc nur, als ahnte er von all diesen Vorgängen in des Jünglings Seele nichts? Oder war ihm dessen gute oder böse Meinung über ihn gleichgültig? Die Straßen waren menschenleer, Mitternacht vorüber. Nicht einmal eine Patrouille begegnete ihnen.

„Diese Nacht ist zu einem Stelldichein Verliebter, zu einer Entführung wie geschaffen!“ begann Lefranc endlich; das Stillschweigen schien ihm lästig zu werden. „Ueberhaupt eine traurige Eigenschaft der Revolution, daß sie den Menschen die fröhlichen und heitern Empfindungen, die Freude an den Künsten raubt.“

„Sie vergessen, daß Sie mir nicht davon, sondern von dem Mädchen aus Caen erzählen wollten.“

„Hm — ich hab' einen tollen Plan. Wenn wir die Kleine entführten! ...“

„Entführten?“

„Wir wären dann sicher, daß sie weder uns noch sich selbst schaden könnte.“

„Und Sie fordern doch nicht meine Hülfe zu solchem Abenteuer?“

„Ich baue sicher darauf.“

„Sie sind sehr kühn.“

„Es müßte doch möglich sein, die junge Dame in das Haus Ihrer Aeltern zu bringen, zu Ihrer liebenswürdigen Base Genoveva ...“

„Sie kennen ihren Namen?“

„Was denn? Genoveva? Heißt die Kleine vom

Springbrunnen so? Das Wort entfiel mir zufällig; sie erinnerte mich an ein Bild der heiligen Genoveva, das ich früher irgendwo gesehen ... Ich denke, die Mädchen würden bald Freundschaft schließen und die nächste Post brächte sie und Ihre verehrte Mutter aus diesen Mauern."

„Bürger, Ihr Antrag — ich habe keine Antwort darauf."

„In dieser Stunde erwartete ich auch keine. Guter Rath kommt über Nacht. Darum ist's das Beste, wir trennen uns hier. Morgen Mittag bin ich im Tuileriengarten, am Eingang, unter den Bäumen. Nicht wahr, wir sehen uns dort wieder? Vielleicht besucht unsere Freundin die Sitzung des Convents. — Also auf morgen!"

Und nun grüßte er mit solcher Verbindlichkeit und doch Gemessenheit, daß Marcel eben auch nur seinen Hut ziehen und dann allein seinen Weg über die Nationalbrücke fortsetzen konnte. Der Bürger Lefranc lehnte sich über den einen ihrer Bogen und blickte in das dunkle Wasser der Seine ... Der Mondschimmer tanzte darüber hin.

V.

Am andern Morgen öffnete David Bruneau später als sonst seinen Laden gegenüber dem Hôtel de la Providence. Erst in der vierten Morgenstunde war er von dem Volksball zurückgekehrt und stand jetzt auf der Schwelle der Thür, sich den frischen Morgenwind um die Stirn spielen und den Sonnenschein seine etwas unklaren und nebeligen Gedanken aufhellen zu lassen. Als Lefranc, Marcel und Katharine den Garten verlassen hatten, war es den Bemühungen des Wirths und der „Gebildetern" unter seinen Gästen gelungen, die Ruhe wiederherzustellen. Feierlich verbrannte man die Guillotine auf dem Altar des Vaterlandes, die hartnäckigsten Schreier und die wüthendsten Weiber wurden hinausgewiesen. Wie von einem Alp befreit, athmete nach ihrer Entfernung die Gesellschaft auf — doppelt hoch der Friseur. Denn trotz seiner demokratischen Gesinnung hielt er es im Herzen mit den Vornehmen, und die Stöße und Schläge, die er an diesem Abend von den Patrioten erlitten, hatten sein Ehrgefühl so verletzt, daß er bei sich beschloß, den Verkehr mit den Männern der Zukunft aufzugeben. Wiederum aber war es ihm auch eine „moralische" Erleichterung, fortan der alleinige Beschützer Simonne's zu sein, und sein Schirmamt weder mit Lefranc noch Marcel ferner theilen zu müssen. Höher trug er den Kopf, als der Tumult sich gelegt und er seiner Dame wieder einen Platz verschafft

hatte. Für sein Vergnügen besaß David Bruneau trotz der harten Zeiten Geld genug — er konnte so gut wie der Bürger Lefranc „etwas springen“ lassen; ihm fehlte nur die „englische“ Art des ehemaligen Barons. So hatte er sich denn in seiner Weise die Nacht hindurch auf das trefflichste unterhalten und stand jetzt mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der, wie er von sich behauptete, Glück im Spiel und in der Liebe hat, in der Thür seines Ladens. Ein wenig Kopfweh, eine gewisse Schläfrigkeit quälte ihn noch — der Dichter hat schon recht, daß man hienieden jedes Glück mit einigen Schmerzen bezahlen muß, aber welche Erinnerungen hatte David Bruneau auch mit diesem Opfer erkauft!

Wie er so dämmernd in die Morgensonne starrte, trat eine Dame aus dem Hôtel de la Providence und suchte eilig auf der andern Seite der Straße an dem Friseurladen vorüberzukommen. Aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; Bruneau erkannte den schwarzen Filzhut und den grünen Schleier.

„Den allerschönsten guten Morgen, Bürgerin Corday!“ Und mit Einem Sprung war er über den schmalen Damm. „Wohl geschlafen? Frisch und rosig wie Aurora, die Morgenröthe, sehen Sie aus! Wollen Sie zu Bekannten? Es wird Ihnen nicht leicht werden, sich zurechtzufinden! Paris ist so groß — das Rom Cäsar's war ein Marktflecken gegen unsere Stadt! Sind Sie zufrieden mit Ihrem Zimmer? Ihrer Bedienung? Eine vortreffliche Frau, die Bürgerin Grollier! Schwatzhaft und neugierig, aber das sind alle Wirthinnen! Ich erkundigte mich gestern Abend noch nach Ihnen; es wäre mir eine außer-

ordentliche Ehre gewesen, Ihnen ein Ballbillet anbieten zu können."

„Ich war so müde von der Fahrt, ich habe mich gleich nach meiner Ankunft niedergelegt", unterbrach ihn Charlotte.

Aber ihr Blick war umsonst streng und abwehrend, der Ton ihrer Stimme kalt und ernst: auf den Friseur brachte sie keine überwältigende Wirkung hervor; eifrig fuhr er fort: „Ich hörte es zu meinem Bedauern von dem Hausmann. Schade, es war die ausgewählteste Gesellschaft von Paris! Lais, den Sie sonst nur für zwanzig Livres in der Oper singen hören, sang umsonst patriotische Lieder; Camille Desmoulins hielt eine Rede; ein Preuße, der aus den Kerkern einer furchtbaren Festung entflohen, schwur auf den Altar des Vaterlandes: er werde binnen vier Wochen den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich ermorden; er zeigte uns den Dolch, mit dem er die That vollführen würde. Eine Guillotine köpfte den verruchten Barbaroux ... Bürgerin, welch entzückendes Schauspiel! Gegenseitig sanken wir uns alle in die Arme und riefen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!" Doch ich hemme Ihren Weg, Sie haben Geschäfte ... Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten?"

„Dank, Bürger Bruneau! Ich schaue mir heute nur Paris an und gehe zunächst in die Sitzung des Convents."

„Ah!" Der Friseur verneigte sich. „Eine vortreffliche Patriotin! Sie werden auf dem Sitz ihres Ruhms die Retter des Vaterlands finden — den unvergleichlichen Robespierre, Danton mit dem Löwengebrüll, St.-Just, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem ehemaligen hei-

ligen Johannes haben soll — leider wird Marat nicht da sein!"

„Marat nicht auf der Spitze des Bergs?" Ein Schauer rieselte durch die schlanke Gestalt Charlottens, nur war Bruneau viel zu lebhaft mit sich selbst beschäftigt, um es sonderlich zu beachten.

„Sie wissen die Trauerkunde noch nicht?" sagte er. „Ja, kann es denn einen Ort in Frankreich geben, wo man nicht über die Krankheit des großen Volksfreunds in der tiefsten Niedergeschlagenheit wäre?"

„Marat ist krank?"

„Er leidet an der Brust und am Herzen. Kein Wunder — seine große Seele verzehrt sich im Kummer über unsere Unthätigkeit, über das Elend und die Langmuth des Volks. Oh, wir sind für das Reich der Tugend noch nicht reif! Marats Weisheit wird erst die Nachwelt begreifen. Ich komme täglich in sein Haus — ich mache mir ein Vergnügen daraus, seine Geliebte — wollte sagen seine Schwester zu frisiren — da lern' ich ihn lieben und bewundern. Er hat sein ganzes Leben so viel mit Pferden und Hunden zu thun gehabt, daß ihm einige üble Gewohnheiten von diesem Umgange her noch anhaften. Seine Reden verletzen zuweilen ein gebildetes Ohr, dafür aber ist er der erhabenste Philosoph. Alle Philosophen, Bürgerin, trugen zerrissene Schuhe und Mäntel und ließen sich nie frisiren. Ihnen ahmt Marat nach. Wie gesagt, die Sitzungen des Convents besucht er nicht mehr; die Mehrzahl der Deputirten sind trotz ihrer dreifarbigen Schärpe mit Goldfransen Lumpenkerle. Doch verzweifeln Sie nicht! Sie sollen Marat sehen. Mein Einfluß wird Ihnen seine stets verschlossene Thür öffnen.

Nur die wenigsten sind es werth, sich an seinem Anblick zu laben, Bürgerin; Sie aber verdienen Marats Gruß!"

„Darum hoffe ich auch, noch ein Wort mit ihm zu reden."

Hier zwang ein Vorübergehender, der in seinen Laden trat, Bruneau sehr gegen seinen Willen, das Gespräch mit der schönen Bürgerin aus der Provinz abzubrechen und von der linken wieder auf die rechte Seite der Straße zu springen.

Charlotte stand, als wäre sie in den Boden gewurzelt. So sicher hatte sie geglaubt, Marat im Convent zu finden. War seine Krankheit nun, die ihn am Ausgehen verhinderte, für sie ein Wink des Schicksals? Sollte sie sich ihm fügen, die Absicht, die sie von Caen nach Paris geführt, aufgeben? Oder trotz des Geschicks vorwärts schreiten?

Wie einer, der sich gewaltsam den umstrickenden Armen des Morgenschlummers entreißt und traumbefangen umhergeht, so ging Charlotte Corday die alte Augustinerstraße, in der Richtung nach den Tuilerien, entlang.

Wie sie Bruneau erzählt, hatte sie gestern nach ihrer Ankunft ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Die anstrengende zweitägige Reise übte ihr Recht auch auf ihre stahlkräftige Natur aus. Sie bedurfte des Schlafs, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen und zu einem Entschluß sich zu sammeln. Anders, als sie es erwartet, war ihr Paris erschienen, und diese große Enttäuschung hatte unwillkürlich einen Umschwung in den Vorstellungen hervorgerufen, die ihr bisher die liebsten gewesen. Hatten die flüchtigen Conventsdeputirten, die sie in Caen gesprochen, Barbaroux, Louvet und Pétion, sei es aus Haß gegen die

Jakobiner, die sie besiegt, oder aus Furcht vor dem Pöbel, vor dem sie geflohen, doch in ihren Schilderungen übertrieben? Sie nannten in ihren Proclamationen Paris eine Mörderhöhle, das Wasser der Seine war nach ihren Behauptungen roth von dem Blute der Getödteten, in all' seinen Straßen wütheten Plünderung und Feuer. Statt dessen kamen ihr heute wie gestern lachende, fröhliche Menschen entgegen. Die Läden waren geöffnet, nirgends Lärm und Aufruhr. Geduldig standen die Armen in langer Reihe vor den Verkaufsstellen der Bäcker und Fleischer, schlechte und gute Witze flogen umher, auch an derben Flüchen gegen die Kornwucherer und Geldwechsler an der Ecke des Palais Royal fehlte es nicht, doch erhob sich keine Hand, weder zum Schlag noch zum Raub. Unangefochten, von keinem frechen Blick eines Mannes verletzt, ging sie ihres Weges: so war sie in Caen in Begleitung eines alten Dieners zur Kirche geschritten, sie bemerkte heute nicht einmal die Abwesenheit ihres guten Leclerc. Das Bild des Friedens um sie her stimmte auch ihr stürmisch wogendes Herz ruhiger, die finstern Nachtgesichte und Gedanken entwichen vor dem Licht eines heitern Morgens. Aber Charlottens ernster, sinnender Natur war es nicht gegeben, sich harmlos der Freude und dem Genuß zu überlassen, zu der sie das klare Blau des Himmels, der Glanz der Sonne aufzufordern schien. Umsonst boten ihr die Blumenverkäuferinnen in der Nähe der Tuilerien Rosensträuße an. Ihre Seele wie ihr Antlitz bewahrten den schwermüthigen, tragischen Zug. In dem geheimsten Grunde ihres Innern lag ein dunkles Etwas: war es eine schreckliche Erinnerung? eine Schuld? jenes Unsagbare und Unerklärliche, was die eigentliche Wesenheit eines

bestimmt ausgeprägten Charakters bildet und der Bezeichnung durch die Sprache spottet?

Sie hatte nicht darauf Acht gehabt, daß sie durch das Gitterthor geschritten und sich im Tuileriengarten befand. Das Rauschen der Bäume, der Gesang der Vögel, das Verstummen des Wagengerassels und des Straßenlärms mahnte sie jetzt daran. Verwundert blickte sie umher. Eine Steinbank unter einer breitästigen Platane lud sie zur Ruhe ein. Dort setzte sie sich nieder und öffnete im gedankenlosen Spiel bald ihren Fächer, bald schlug sie ihn zusammen. Sie war die Beute einer eigenen Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit geworden, die sie vordem nie gekannt.

Wenn wir, im Begriff, eine folgenreiche, verhängnißvolle That zu thun, durch irgend einen Vorgang, eine Erscheinung aus der Außenwelt daran gehindert und gezwungen werden, gleichsam auf uns selbst zurückzukommen, unsern Entschluß noch einmal zu prüfen, da geschieht es wol, daß wir in diesen Augenblicken des Nachsinnens unser vergangenes Leben überschauen und bis zu den geheimsten Wurzeln unsers Seins hinabsteigen. So sah sich auch Charlotte Corday, als sie in der Stille dieses Morgens auf der Bank im Tuileriengarten saß, von ihren Erinnerungen überwältigt und aus der Gegenwart davongetragen.

Sie war wieder in Caen, in dem alterthümlichen, halb gothischen Hause ihrer Tante, der Frau von Bretteville. Vor dem Hause, das gegen die andern Häuser der Straße zurückgebaut war, lag ein breiter, gepflasterter Hof, in dessen einem Winkel ein kleiner Brunnen, mit steinerner Einfassung, rauschte. Wie in einem Spiegel

sah sich Charlotte jetzt wieder auf einer der Stufen sitzen, die zu diesem Brunnen führten, ein Buch in der Hand. Wie oft hatte sie dort gesessen, in ihre Lieblingsschriftsteller vertieft! ... Rousseau, Raynal, Plutarch — eine wunderliche Wahl für ein junges Mädchen, das seine Erziehung in einem Kloster empfangen hatte. Aber die geistige Revolution, die vor der thatsächlichen ganz Frankreich ergriffen und umgewandelt hatte, war nicht ohne Einfluß auch auf Charlotte geblieben. Zu stark und tief war der Gegensatz des Bestehenden und der Ideale, die aus den Schriften der Philosophen in die Gedanken und Empfindungen der Nation übergegangen, daß nicht in der entlegensten, abgeschiedensten Landschaft selbst, so gut wie in der Hauptstadt, die Jugend ihn bemerkt hätte und auf das mächtigste von ihm berührt worden wäre.

Charlotte Corday stammte aus einer adeligen, aber wenig begüterten Familie. Franz de Corday d'Armont, ihr Vater, besaß in der Nähe von Argentan in der Normandie ein kleines Landgut, von den Bewohnern der Umgegend Ronceray genannt. In ländlicher Stille wuchs Charlotte mit ihren Geschwistern dort auf; früh verlor sie die Mutter, und sich allein überlassen, nahm ihr Wesen schon in der Jugend den selbstbewußten und herben Zug an, der die einzige That ihres Lebens bestimmt hat. Ihr Vater hing den neuen Ideen und Hoffnungen an, von ihm lernte die Tochter an eine große und schöne Zukunft glauben. Mehrere Jahre verbrachte sie darauf in dem Fräuleinstift zu Caen. Nur waren damals nicht mehr wie früher die Klöster von der Welt durch unübersteigliche Schranken und Mauern getrennt. Fast ungehindert fand der Geist der Zeit den Zugang zu den Herzen der Nonnen und Schü-

lerinnen. Die Aebtissin selbst, eine Dame von Belzunce, verschloß sich ihm nicht. Die Strenge der klösterlichen Regel ward wenig beachtet; in den Gesellschaften, welche die Aebtissin gab, ging die Rede nicht immer über Gegenstände der Moral, versandete nicht immer in alltäglichen Dingen: auch die Fragen der Politik, welche Frankreich zu bewegen anfingen, wurden hier berührt. Auf Charlottens ernsten und männlichen Sinn machten sie den tiefsten Eindruck. Die Worte Freiheit, Vaterland übten einen Zauber auf ihre Seele wie auf ihre Phantasie; nicht umsonst floß in ihren Adern ein Tropfen von dem Blut Corneille's, des großen tragischen Dichters, in dessen Trauerspielen jene magischen Worte so oft und so gewaltig widerhallen. So gewann ihr Wesen allmählich einen römischen Zug, den Anhauch der antiken Welt. Als sie dann nach Aufhebung des Klosters in das einsame Haus ihrer alten Tante zog, deren Leben durch ihre Jugend zu erheitern und zu erleuchten, und mehr als je auf sich allein, auf ihre Gedanken und Träume angewiesen war, erfüllte sich ihr Herz aus der verführerischen Lectüre Plutarchs mit heroischen Thaten und Handlungen. Erschien doch allen die französische Revolution wie eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit, zu den griechischen Republiken, auf das römische Forum. Das Heldenhafte verschmolz der begeisterten Charlotte mit dem Schönen. Schönheit und Freiheit, das Vaterland und die Gottheit vereinigten sich für sie zu einem einzigen Begriff. Da sie von Paris entfernt blieb, verloren die Ereignisse der Revolution in ihren Augen nichts von ihrer Erhabenheit, ihrem poetischen Glanz; die Ferne verhüllte mit ihrem Schleier freundlich alles, was Charlottens Reinheit hätte verletzen, ihre Em-

pfindungen herabstimmen können. Bis zum Sturz des Königthums trug die Revolution für sie einen Glorienschein; was Rousseau herbeigesehnt, was Plutarch als einst, in glücklichern Zeiten wirklich und lebendig geschildert: es nahm wieder Gestalt und Wirklichkeit an. Mochte nun auch die Hinrichtung des Königs ihre Seele schmerzlich zerreißen und die Ahnung künftiger Blutthaten aus dieser ersten gespenstisch für sie emporsteigen; die stolzen Worte: Freiheit und Gleichheit! übertäubten den Aufschrei ihres Herzens. Nicht nur Athen und Rom, auch Frankreich schmückte der erhabene Name Republik. Das gewaltige Senatus populusque romanus, das noch auf den Trümmern von Tempeln, Burgen und Brücken dem Wanderer Ehrfurcht einflößt, lebte wieder in dem Zeichen R. F. — Französische Republik — auf öffentlichen Gebäuden, auf den Fahnen der zur Welteroberung ausziehenden Krieger auf.

Und für Charlotte hatte diese Umgestaltung Frankreichs noch einen eignen, schaurigen Reiz.

Ein sonderbares Ereigniß, das ihr auf dem Gute ihres Vaters in einer Novembernacht, wenige Jahre vor dem Ausbruch der Umwälzung, begegnet war, hatte den Schleier, der die Zukunft bedeckte, vor ihr gelüftet — ein wenig nur, wie der Wind einen Vorhang aufhebt, der im nächsten Augenblicke wieder zurückfällt —, aber für das junge, damals siebzehnjährige Mädchen war jener Blick, den sie in den Abgrund der Zukunft geworfen, von der dämonischen Wirkung gewesen, welche die Sage dem Anschauen der versteinernden Meduse zuschreibt. Aus Charlottens Erinnerung wollte diese Begebenheit, dies Bild nicht weichen; in natürlicher Scheu und wie es in der Verschlossenheit

ihres Charakters lag, hatte sie zu niemandem davon geredet. Wem hätte sie sich auch entdecken können? Die Freundinnen im Kloster würden sie ebenso wenig verstanden haben als die Tante oder der Vater. Anfangs hielt sie das Ganze für einen häßlichen Traum; es war ein Alp, den sie von ihrer Brust gern fortgeschüttelt hätte; später hütete sie ihr Geheimniß wie einen Schatz; die Ereignisse machten etwas wie eine Weissagung und Offenbarung daraus. Von Jugend auf hatte sie in ihrem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl sich entfernt von ihren Verwandten gehalten und kein innigeres Band sie mit ihnen verbunden. Charlotte erfüllte alle Pflichten einer Tochter, einer sorgenden Pflegerin, aber ihr Wesen wurde von alledem nicht berührt. Sie wandelte wol mit den andern auf derselben Erde, allein sie lebte in einer bessern, lichtern Sphäre. In der Stadt schalten sie die eifrigsten Jakobiner eine Aristokratin; ihre Haltung, ihre Geberden wie ihre Reden trugen den Stempel des Adeligen, einer höheren Menschennatur. Die ideale Republik, die sie träumte, die aus den Trauerspielen ihres Ahnherrn, aus dem „Tod des Pompejus", aus „Sertorius" ihr entgegenschimmerte, goldstrahlend wie eine Schöpfung der Götter; wo alles licht und edel, die Männer Gracchen und die Frauen Cornelia's waren; wo Freiheit und Tugend herrschte und die Weisheit die Gesetze schrieb, hatte indeß mit der französischen nichts gemein. Die Republik der Jakobiner war alles Schmuckes bar; sie hatte keine goldenen Helme und purpurstreifigen Toga's, sie ging mit nackten Füßen, eine rothe Mütze auf dem Haupt: es war die Erhebung der Armen und Elenden gegen die Herrschenden und Glücklichen. Nur zu bald sollte Charlotte den Gegen-

satz zwischen der Wirklichkeit und ihren Anschauungen erfahren.

Neun Monate nach der Proclamirung der Republik genügten, die Hoffnungen, welche die Idealisten auf diese Staatsform gebaut, zu vernichten. Ueber die Guten und Edeln, über die Schönen und Beredten schlug die ungestüme Welle des Volks dahin. Einunddreißig Mitglieder des Convents, Mitglieder der Rechten, Vergniaud an ihrer Spitze, wurden von den Sitzungen ausgeschlossen und in Verhaft genommen. Einigen der Angeklagten gelang es, sich zu retten und aus Paris nach den Provinzen zu entfliehen. Darüber gerieth ganz Frankreich in eine stürmische Gährung. In der Hauptstadt selbst waren die Jakobiner und die Pikenmänner der Vorstädte despotische Herren geworden, gegen die keine andere politische Partei mehr anzukämpfen wagte. Die Wohlhabenden und Friedlichen räumten ihnen Markt und Straße, das Rathhaus und den Convent. Wie überall in bewegten Zeiten und Lagen, gab die kraftvolle, vor keinem Aeußersten zurückschreckende Minderzahl der Masse der Gleichgültigen, Theilnahmlosen und Feigen Richtung und Ziel. Einstimmig aber, wenigstens schien es einige Tage so, erhob sich die Meinung Frankreichs gegen die Lumpenrepublik in Paris. In allen Departements hatten sich die Conventsmitglieder durch ihr herrisches Auftreten, die Rücksichtslosigkeit ihres Verfahrens verhaßt gemacht. Statt des einen königlichen Tyrannen hatte man jetzt siebenhundert, oft Leute aus den niedrigsten Ständen, die nur den Haß und die Verachtung der Gebildeten verdienten. In Lyon wie in Bordeaux und Rennes traten die Besitzenden zusammen, um dieser gewaltig vordringenden Flut der Pöbelherrschaft einen

festen Damm entgegenzusetzen. Es war das Unglück dieser Bewegung, daß sich ihr sogleich alle königlich Gesinnten anschlossen. Das Bürgerthum der Provinzen wollte im Grunde nur eine geordnete Staatsverfassung, eine Republik, in der sein Ansehen gewahrt, sein Reichthum geschont würde; unwillkürlich wurde es durch die Priester, welche die Verfassung nicht beschworen, die Grafen und Barone, die Anhänger der Monarchie, von diesem Standpunkt verdrängt und in das ihm wie den Jakobinern feindliche Lager der „Emigranten" mit fliegenden Fahnen getrieben. Den tiefern Keim, aus dem die Bewegung hervorbrach und der allein ihr Kraft und eine Zukunft zu geben fähig war, erkannten die leitenden Männer in Paris augenblicklich, während die Girondisten zu furchtsam und unentschlossen waren, ihn zu entwickeln. Die Provinzen strebten nach municipaler Freiheit, sie wollten das eiserne Joch zerbrechen, das der Hof und die Hauptstadt seit zwei Jahrhunderten ihnen auf den Nacken gelegt. Bewußt oder unbewußt hatten alle diese Aufstände nur Einen Zweck: die Auflösung des alten Frankreich. Die Jakobiner riefen den Girondisten zu: „Ihr wollt das Vaterland zerstückeln, wir aber wollen die eine, untheilbare Republik!" Möglich, wenn Vergniaud ihnen entgegengedonnert: „Ja, das wollen wir! Unser Ideal ist die Schweiz, Nordamerika, nicht Rom, das von der Plünderung der Provinzen lebte und zuletzt einem glücklichen Soldaten zur Beute anheimfiel!" — daß entschlossene Menschen sich um dies Banner gesammelt und Paris dem Boden gleichgemacht hätten, auf dem es jetzt mit Thürmen und Palästen prangt. Doch die Girondisten waren nur Wortkünstler, Wanderer im Nebel, ohne Mitgefühl für die Menge, ohne Verständniß

ihrer Wünsche und Leiden. Ihre pomphaften Reden glichen den tauben Aehren; das erste Hagelwetter schlug sie nieder und der Wind verwehte die leere Spreu.

Dieser phantastische, poetische Zug der Partei, der in den Persönlichkeiten ihrer Häupter gleichsam Verkörperung erhalten, verband sie mit dem ernsten, verschlossenen Mädchen in dem alterthümlichen Hause zu Caen. Den Helden ihres Plutarch glichen die Girondisten; Vergniaud und Barbaroux kämpften gegen Marat und Robespierre wie die olympischen Götter gegen die himmelstürmenden Titanen. Bei ihnen war alles Licht, bei jenen das Dunkel der Nacht. Sie wollten das goldene Zeitalter, jene nur das alte Chaos heraufführen. Solch widerliche, entsetzliche Geburt der Finsterniß und des Chaos war vor allen Männern, deren Namen sie gehört, Paul Marat, der Volksfreund. Sie kannte ihn nicht; selbst im Bilde entsann sie sich nicht, ihn gesehen zu haben, und doch stand er wie leibhaftig vor ihr, jetzt wieder im Tuileriengarten: mit struppigen Haaren, bluttriefenden Augen, mit schäumendem Munde. Sie wußte nicht, warum sie ihn haßte; zu weit auseinander waren die Ströme ihres und seines Lebens gegangen; wie tief sie auch in ihre Erinnerungen hinabsteigen mochte, sie fand seinen Namen in ihrem Dasein nicht — und dennoch empörte sich ihr Gefühl, ihr Denken gegen ihn bis zu fanatischer Raserei. Das Elend Frankreichs, die Mordgreuel des September, den Fall der Girondisten, die in Schmuz und Blut getauchte Tricolore — ihm allein schrieb sie alles zu, ihn machte sie verantwortlich für die Revolution. Er war der böse Geist, der die Freiheit entweihte und das Heiligste besudelte. Der aufgeregten Phantasie des Mittelalters konnte der Satan

in keiner schrecklichern Gestalt erscheinen, als in der Marat vor die Seele Charlottens trat. Zwischen ihr und ihm gab es einen unsichtbaren Kampf, wie zwischen den beiden persischen Göttern, zwischen Auramazda und Ahriman, die diese Welt beherrschen. Die Menschen jener Tage sind nicht mit dem Maß gemeiner Verständigkeit zu messen: sie handelten wie Gestörte, Berauschte, Wahnsinnige. Von den römischen Kaisern, von Caligula und Nero, hat man nicht mit Unrecht behauptet, ihre Allgewalt habe sie schwindelig und trunken gemacht; dieselbe Erscheinung bietet das französische Volk in der Zeit seiner Umwälzung, die wir anstaunend und schaudernd, bedauernd und verdammend „den Schrecken" nennen. So berauschte sich auch Charlotte in dem Gedanken, von jenem „Ungeheuer", das mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit lebte, ihr Vaterland, die ideale Republik zu befreien. Sie war eine Streiterin des Himmels, ein Engel des Lichts; im voraus schon begrüßten die Heldinnen Corneille's, die Emilia's und Cornelia's, die gegen die Tyrannen ihren Dolch erheben, sie als ihre Schwester.

Was lange nur eine Verirrung der Einbildung gewesen, reifte rasch, von den Ereignissen gezeitigt, zur schrecklichen That.

Auf ihrer Flucht kamen Barbaroux, Pétion, Gorsas und andere Girondisten nach Caen, der Hauptstadt des Departements Calvados. Der Nordwesten Frankreichs schwankte und zitterte wie in einem Erdbeben. Unter Wimpfen und Puisaye sammelte sich ein Heer Freiwilliger, um gegen Paris zu ziehen und die Republik von Marat und seinen Genossen zu befreien. Die Wuthausbrüche Marat's hatten seinen Namen überall den Verwünschun-

gen der Friedlichen und Guten geweiht, und geschickt verstanden es die Girondisten, diesen allgemeinen Haß zu nähren; sie hofften, indem sie Marat trafen, mit ihm auch Robespierre, Danton und die gesammte Partei der Jakobiner zu zerschmettern. Als Lucifer vom Himmel zur Hölle fuhr, bedeckte der Schatten seiner Riesenflügel die Erde mit Finsterniß, so verdunkelte der Schatten Marats die Republik. In Caen war ein Zusammentreffen zwischen Charlotte und den Girondisten unvermeidlich, auch wenn sie ihr Herz nicht zu ihnen gezogen. So groß war die Stadt doch nicht, daß eine so hervorragende Persönlichkeit wie die des jungen Mädchens, so viel Schönheit bei so viel Hoheit und Seelengröße hätte unbekannt und verborgen bleiben können. Ihre adelige Herkunft, die in Caen nicht vergessen war, die Thränen, die sie einem ihrer Bekannten aus dem Kloster, dem jungen und ritterlichen Belzunce, einem Verwandten der Aebtissin, nachgeweint, der bei einem Volksaufstand getödtet wurde, ihre Erscheinung stempelten sie zur Aristokratin. Als solche schilderte man sie den Girondisten und sie begrüßten sie mit diesem Namen an dem ersten Tage, da Charlotte in das Regierungsgebäude kam. Halb mochte sie die Neugierde treiben, diejenigen in der Nähe zu sehen, die sie so lange als die echten Nachkommen der griechischen und römischen Helden und Redner aus der Ferne bewundert hatte, halb führte sie ein Geschäft zu ihnen. In dem Kloster, in dem sie ihre Erziehung erhalten, hatte Charlotte eine Stifsdame aus Troyes, ein Fräulein Alexandrine von Forbin kennen gelernt; bald nach dem Ausbruch der Revolution war diese nach der Schweiz geflüchtet, hatte aber seit einem Jahre die Pension nicht empfangen, die der Staat ihr bei

der Aufhebung des Stifts ausgesetzt. Eine zärtliche Freundschaft hatte Charlotte mit ihr vereinigt, von ihrem unglücklichen Loose gerührt, hochherzig und rasch entschlossen, wollte das junge Mädchen versuchen, ihr Schicksal zu bessern und ihr die rückständige Pension zu verschaffen. In Paris war sie ohne Bekannte und Gönner, unwissend selbst, an wen sie sich mit ihrer Bitte wenden sollte. Die Anwesenheit der Girondisten in Caen gab ihr die erwünschte Gelegenheit, etwas in dieser Sache zu thun und Barbaroux' immer noch mächtigen Einfluß im Convent für ihre Freundin zu gewinnen.

„Die schöne Aristokratin!" sagten lächelnd die Girondisten, als sie in dem großen Saale des Regierungsgebäudes erschien. Etwas wie der Schimmer eines Sterns leuchtete auf der Stirn des Mädchens und erzwang ihr die Achtung dieser ebenso leichtsinnigen als hochmüthigen Männer, die sich allein berufen glaubten, Frankreich zu retten. Kein Scherz, wie er im Munde Louvets, des Verfassers des „Faublas", nur zu erklärlich gewesen wäre, verletzte ihr Ohr. Barbaroux zeigte sich ihren Bitten geneigt, er gab ihr ein Empfehlungsschreiben an Duperret, ein Mitglied des Convents, als sie davon sprach, nach Paris zu reisen. Dieser Plan hatte sie schon vor der Ankunft der Girondisten in Caen beschäftigt, im April erbat und erhielt sie einen Paß von der Gemeindebehörde zu Caen. Viel verkehrte sie mit den Girondisten nicht; ihre Schweigsamkeit, ihre Verschlossenheit waren nicht für einen leichten Umgang geschaffen. Aber es konnte doch nicht fehlen, daß in ihren Gesprächen mit Barbaroux und Pétion der Pöbelherrschaft in Paris, Marats Erwähnung geschah, daß diese Schilderungen den leidenschaftlichen Haß

des Mädchens noch mehr entflammten. Sonntag den 7. Juli hielt der General Wimpfen auf dem Platz in Caen Heerschau über die Freiwilligen, die sich um ihn geschart. Auf dem Balkon des Stadthauses wohnte Charlotte mit anderen Damen dem Schauspiel bei. Die Begeisterung der jungen Leute riß sie wie in einem Wirbelwinde mit sich fort. Alles um sie her athmete den Krieg, von allen Lippen scholl es: „Freiheit oder den Tod!" „Bald werden wir unter den Mauern von Paris sein", damit hatte Barbaroux seinen Brief an Duperret geschlossen. Und wo Tausende bereit waren, sich für das Vaterland aufzuopfern, da hätte sie allein thatlos und müßig zurückstehen sollen? Es bedurfte nur eines Opfers, um die Freiheit wiederaufzurichten. Wenn Marat stürbe ... Waren denn Männer zu dieser That nöthig? Wenn Porcia glühende Kohlen verschluckte, konnte Charlotte Corday nicht einen Tyrannen ermorden? Der Tod, das Schaffot ... aber was bedeutet der Tod, wenn dein Name glänzend im Pantheon der Geschichte stehen wird, von keiner Zeit verwischt? Einen kurzen Raum nehmen die großen Menschen während ihres Lebens ein, aber nach dem Tode bedeckt ihr Schatten die Welt. Das Schaffot? Kann es einen Helden schrecken? Singt doch der Dichter:

Nicht das Schaffot, die Schuld allein bringt Schande!

In die Gewalt einer dämonischen Verblendung gefallen, mußte Charlotte ihr Schicksal erfüllen. Gerade das Edelste in ihr, der Stolz der Tugend, ihre Jungfräulichkeit, ihre Freiheitsliebe trieben sie zum Verbrechen. Was andern eine Leuchte des Lebens ist, wurde für sie zum sinnverwirrenden Irrlicht. Aus den Banden der All-

täglichkeit heraus hatte sie sich stets nach einer denkwürdigen That gesehnt; ihre Einbildung, durch die Darstellungen ihrer Lieblingsbücher schon erhitzt, war, von den Ereignissen berührt, elektrisch geworden: der Funke war da, er mußte treffen. Ihre Verwandten waren an die Selbstständigkeit ihres Willens gewöhnt, weder ihr Vater noch ihre Tante erhoben einen Einspruch, als sie ihnen erklärte: sie wolle der Einladung einer Freundin folgen und nach England gehen. Nur Barbaroux wußte um ihre Absicht, eine Zeit lang in Paris zu verweilen. Der eigentliche Zweck ihrer Reise war ihm freilich verborgen, denn Charlotte hielt weder jemand für würdig, ihr Geheimniß zu theilen, noch mochte sie ihn der unausbleiblichen Gefahr aussetzen, die diese Kenntniß nach sich ziehen mußte. Voll freundschaftlicher Theilnahme für das schöne Mädchen bat sie Barbaroux darum, ihm ausführlichen Bericht von ihrer Fahrt und ihren Abenteuern in Paris zu geben — er ahnte nicht, daß dieser Brief Charlottens im Gefängniß geschrieben werden und nie an ihn gelangen sollte.

In der Frühe des Dienstags verließ sie ihr Haus. In den Gassen der Stadt regte sich noch kaum der erwachende Verkehr, die Geschäftigkeit der Menschen. Erst als sie schon in der Postkutsche saß und die Thore von Caen hinter sich hatte, fiel es den Bewohnern der Nachbarhäuser auf, daß zur bestimmten Stunde in dem einen Vorderzimmer der Frau von Bretteville nicht das Klavier erklang, auf dem Charlotte zu spielen pflegte, und dessen Klänge aus dem halbgeöffneten Fenster über den stillen Platz schollen. Nicht mit einem Blick schaute Charlotte nach dem friedlichen Asyl ihrer Jugend zurück, nicht mit

einem Seufzer bereute sie es, aus seiner sichern Verschollenheit sich in die Wogen des Lebens gestürzt zu haben. Sie war ganz zur tragischen Heldin umgewandelt und hatte nur Eins noch vor Augen: den Tod Marats.

Seit ihrer Ankunft in Paris indeß erfuhr ihre Stimmung eine Wandlung. Die wilde Begeisterung, die fast Raserei war, unter deren Einfluß sie gehandelt, drohte zu erlöschen, die Hindernisse, die sich der Ausführung ihres Plans entgegenstellten, verwirrten ihr Gefühl ... wenn sie in Wahrheit zur Retterin des Vaterlandes berufen war, warum hemmte das Schicksal ihre Schritte? Dazu das Neue, daß sich ihr in Straßen und auf Plätzen, in Gärten und Palästen aufdrängte, die Beweglichkeit und der Lärm einer Weltstadt — wie hätte es sie nicht anziehen, ihren Gedanken nicht eine andere Richtung geben sollen? Neben und vor all diesen Eindrücken aber machte sich die Erinnerung an jenen wunderlichen Vorgang in ihrem Leben heute geltend, der, wie sie ihn auch bedachte, an Seltsamkeit und dauernder Wirkung auf sie alles übertraf, was ihr seither begegnet. Ihr war es, als müsse sie hier, im Mittelpunkte der Revolution, noch einmal mit dem Manne zusammentreffen, der ihr in jener Nacht, ein armer, müder, verirrter Wanderer, diese Umwälzung der Welt prophezeit. Du wirst ihn finden, hatte eine unsichtbare Stimme in ihr gesprochen, als sie auf dem Revolutionsplatz, aus der Postkutsche steigend, zum ersten Male den lavaglühenden Boden von Paris berührte. In der Nacht, ehe sie einschlief, verdrängte sein Bild fast das Marats. Sie erwachte mit der Frage: wirst du ihm heute begegnen? Sitzt er vielleicht im Convent? Sie kannte seinen Namen nicht, sein Gesicht aber hätte sie

unter tausenden wiedererkannt. Wer von den Häuptern der Revolution hatte sie einst um ein Obdach, um Wasser und Brod angefleht? Du bist eine Träumerin, sagte sie sich jetzt — denn all ihre Vergangenheit irrte an dem Auge ihrer Seele vorüber — heute wie vor Jahren, du erblickst Dinge und Menschen in einem Vergrößerungsspiegel. Wie ruhig ist dies Paris! Wie blühen die Rosen, wie lieblich duften die Resedablüthen in jenem Blumenbeet! ... So wird auch der arme Bettler gestorben sein, im Kampfe geblieben, vom Hunger getödtet...

Und noch eine Weile saß sie so in Gedanken und erhob sich dann, nach den Tuilerien, in die Sitzung des Convents zu gehen.

Gerade als sie aufstand und die Augen, die träumerisch auf dem Boden geruht, emporrichtete, näherte sich ihr der Mann im gelben Rock ... der Baron Pontmartin.

Als Charlotte Corday den Baron erblickte, fuhr sie in jäher Angst auf, und ihr erster Entschluß war, diesem Manne, den sie fürchtete, obgleich er ihr nichts Böses gethan, zu entfliehen; aber im nächsten Augenblick empörte sich ihr Stolz gegen einen solchen Beweis ihrer Ohnmacht . . . sie erwiderte kalt und gemessen seinen Gruß.

Hoffte sie, daß damit ihr Zusammentreffen beendigt sein würde?

„Guten Morgen, Bürgerin!“ sagte der ehemalige Baron und jetzige Bürger Lefranc mit jener Sicherheit und dem schalkhaften Humor, der das Seltsame seiner Erscheinung wohlthätig milderte. „Es lebe der Sonnenschein von Paris! Und es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie

bei so schönem Wetter Ihrem alten Bekannten kein freundlicheres Gesicht zeigen!"

„Ich glaubte nicht, daß Sie auf den Ausdruck meines Gesichts solchen Werth legten."

„Bürgerin, Sie sagen nicht die Wahrheit! Ich habe nun einmal das Unglück, mir Ihr Missfallen zuzuziehen, so oft wir uns sehen."

„Das hat sich doch noch nicht so oft ereignet; es ist heute das dritte Mal."

„Dies Wort in diesem Ton! Vor der Revolution wäre das für jeden Ehrenmann ein Korb in schönster Form gewesen. Aber jetzt — wir verwildern mit den Göttern; gute Sitten würden uns als Aristokraten verdächtig machen. Darum bleib' ich."

„Ich bin freilich nur ein Mädchen und waffenlos."

„Nicht also, Fräulein Corday! Es war kurz vor der Auflösung des Klosters zur Dreifaltigkeit in Caen, die Aebtissin gab ihre letzte Gesellschaft. Ein Mann, der sich viel im Leben umhergetrieben, auf seinen Höhen wie in seinen Tiefen, ein Abenteurer befand sich unter den Gästen. Hin und her ging das Gespräch; zuletzt wurde er der Mittelpunkt der Unterhaltung, denn er kam aus Paris und war bei allen Ereignissen der Revolution bis dahin Augenzeuge gewesen. Unter seinen Zuhörerinnen fiel ihm ein junges Mädchen auf von einem Ernst, weit über ihre Jahre hinaus; nur selten öffnete sie ihre herb geschlossenen Lippen zu einer Bemerkung; was sie aber sagte, zeugte von hohem Sinn und männlicher Entschlossenheit; sie kam ihm vor wie ein Adler, der sich in eine Taubengestalt verirrt. Sie hatte in diesem Kreise von Mädchen und älteren Frauen, um die alle ein klösterlicher Hauch schwebte,

ein seltsames Wesen, eine fremdartige Hoheit. Denen, die täglich mit ihr verkehrten, mochte sich ihre Eigenart weniger mächtig aufdrängen als dem Fremden, der sie zum ersten mal beobachtete. Am Tage darauf sah er sie wieder im Klostergarten . . . sie ahnte seine Gegenwart nicht und spielte harmlos mit einer jüngern Freundin, einem rosigen, kindischen Mädchen, das eben zur Jungfrau erblühte. Die strengblickende Minerva des vergangenen Abends hatte sich in eine lustige, blumenwerfende Nymphe verwandelt. Ja, hätte ein anderer bei diesem Schauspiel gesagt, so sind die Frauen, ein ewiges Räthsel! Der Fremde aber konnte nicht so reden, denn das Kind, mit dem die Jungfrau spielte, war ihm unendlich theuer. . ."

„Und mir auch!" brach Charlotte aus. „Meine arme, kleine Genoveva!"

Voll Theilnahme weilte das Auge Lefranc's auf ihr; es hatte nicht mehr das blitzartige Aufleuchten und den stolzen Blick, die Charlotte sonst zugleich geängstigt und beleidigt. „Dann vergingen einige Jahre", fuhr er langsam fort, „ehe der Zufall mich wieder mit ihr zusammenführte. Wir hatten nur wenige Worte miteinander gewechselt und aus manchem Zeichen konnte ich entnehmen, daß mir die Schöne nicht gewogen sei. Da streifte mich am Sonntage ihr Kleid auf dem Balkon des Stadthauses in Caen. Auf dem Platz wurde Heerschau abgehalten — und oben, mitten unter den Damen und Herren, die sich einander Glück wünschten, daß die braven Freiwilligen, die unten vorüberzögen, sie bald von den Lumpenrittern in Paris befreien würden, sagte der edle Pétion, der nebenbei ein großer Geck und ein mißrathener Schauspieler ist: „„Der Anblick dieser Tapferen allein schon wird Ma-

rat tödten!...““ Da wandte sich meine Schöne und entgegnete hastig: „„Sind Tausende zu einer That nöthig, zu der Eine Hand genügt?““ Die andern lächelten; für sie war die Frage des Mädchens nur eine wohlklingende Phrase — für mich war es ein Blitz, der mir in der allgemeinen Dämmerung eine Heldin zeigte.“

Bei dem Schluß seiner Erzählung war Charlotte erbleicht; sie rang nach Worten, die jener Aeußerung das Gefährliche und Bedeutungsvolle nehmen sollten — aber sie fand keine und mußte die Blicke niederschlagen. War ihr Geheimniß durchschaut? Ein Geheimniß, das sie doch so gut gehütet! Verwarf das Schicksal ihr Opfer und wählte einen andern Arm zur Befreiung Frankreichs? Oder sollten gar nach dem unbegreiflichen Beschlusse der Macht, die diese Welt leitet, die Edeln, die Jungen und Schönen untergehen und Marat triumphiren? Warum trat ihr kurz vor dem Ziel ein Mann hindernd in den Weg, dessen Absichten sie nicht kannte? War er ein Freund oder ein Gegner? Verbarg sich hinter der Maske freundlicher Theilnahme nur die List, sie dadurch um so sicherer zu umgarnen und zu vernichten?

Wie Wolken am Aprilhimmel in stürmischer Eile, so jagten diese Gedanken in ihr auf und nieder. Unveränderlich aber, nicht schwankend oder weichend stand der Baron — sie kannte ihn nur unter diesem Namen — vor ihr. In ihrer Befangenheit und Bestürzung dachte sie nicht daran, daß gerade ihr Stillschweigen seinen Verdacht, wenn er sie beargwöhnte, noch verstärken mußte; er aber kam ihr gleichsam zu Hülfe und sagte scherzend: „Diese Worte entschieden mein Geschick, ich wurde ein Gefangener des schönen Mädchens! Wenn ich zehn Jahre jünger gewesen,

würde ich mich in sie verliebt haben. Einen gewissen Einfluß übt unser Wille doch, wie mir scheint, auf die äußern Verhältnisse unsers Lebens aus; ich wünschte, dies junge Mädchen nicht aus den Augen zu verlieren . . . und siehe da, wir saßen zusammen in der Postkutsche, die von Caen nach Paris fährt, und finden uns nun im Tuileriengarten!"

„Ein eigenes Spiel des Zufalls", entgegnete nicht ohne Bitterkeit Charlotte, „der mir einen Späher nachsendet."

„Sie nehmen es allzu tragisch, aber ich überlasse der Zeit meine Rechtfertigung. Sie stoßen mich zurück und ich komme doch mit einer guten Nachricht zu Ihnen. Die kleine Genoveva ist in Paris."

„Meine kleine Genoveva ist hier? Bei Ihnen?"

„Parbleu! Sehe ich aus wie einer, der sich in diesen Tagen die Last eines achtzehnjährigen Mädchens auflädt? Nein, sie ist bei guten, liebenswürdigen Leuten! Wie würde sie sich freuen, ihre liebste Freundin in Ihnen wiederzusehen! Eine Freundin, deren Anblick sie so lange und so schmerzlich entbehrt."

In Charlottens Seele erhob sich ein bitterer Kampf. Alle sanfteren Empfindungen ihres Herzens drängten sie der Freundin entgegen, an die sie trotz des Unterschieds der Jahre innige, schwesterliche Neigung gefesselt hatte. Unter ihrer Pflege war Genoveva groß geworden, ihr verdankte das junge Mädchen fast mehr als den Erzieherinnen des Klosters ihre Bildung. An Einem Stiel wachsen so zwei weiße Rosen: die eine ist noch in der Knospe, während die andere sich bereits zur vollen Blüthe entfaltet. Manches Jahr hatten beide unzertrennlich aneinander ge-

hangen, dann trennte sie die Revolution. Genoveva — sie hieß nicht anders im Kloster — folgte einer ihrer Lehrerinnen, einem Fräulein von Marmoutier, zu deren Verwandten, während Charlotte in Caen blieb. In der Aufregung und Erschütterung der Welt, bei der Theilnahme, mit der Charlotte den Ereignissen folgte und ganz von ihnen ergriffen und überwältigt wurde, legte es sich allmählich wie ein Flor über das Bild der Freundin. Hier, in Paris, mußte nun ein Mann, der ihr immer unheimlich gewesen, sie an Genoveva erinnern. Die Stille, der Frieden, die Heiterkeit der Jugend wachten wie ein vergessenes Märchen wieder in ihr auf. In den Schrecknissen, die ihre Seele umlagerten, leuchtete mit dem Namen Genoveva's lichter Glanz auf; statt der Furien mit den schlangenumwundenen Häuptern näherte sich ein leichtbeschwingter, hold lächelnder Seraph. Ihr war's, als müßte sie die Arme nach ihm ausstrecken, die Freundin an das Herz schließen und unter Thränen und Küssen den Umsturz der Dinge und ihren eigenen blutigen Vorsatz vergessen. Was ist die Welt, was Freiheit und Vaterland gegen die süße Gewißheit, geliebt zu sein! Gegen die Ruhe an der Brust einer geliebten Freundin! Und so nahe war Charlotte diesem Glück . . . sagte ihr keine innere Stimme, daß ihr guter Engel ihr hier den Weg zur Rettung bereite? Nein! Nur der Dämon flüsterte ihr zu: Wie, willst du feige deinen Entschluß aufgeben? Schwach sein wie alle Weiber? Und du wähntest, durch eine große That die Unsterblichkeit zu erringen? Was hast du mit der reinen, unschuldigen Genoveva noch zu theilen? Wie darfst du dich mit deinen Mordgedanken

in ihre Nähe wagen? Fürchtest du denn nicht, daß sie das Blutmal auf deiner Stirne schaudernd erkenne?

Und diese Stimmung behielt die Oberhand und entschied ihre Antwort.

„Sie haben mir eine große Freude bereitet", sagte sie mit bebender Stimme, in der ihres Herzens Kampf ausklang, „größer, als meine Worte es ausdrücken können! Grüßen Sie Genoveva — nein, es ist besser, Sie erwecken mein Angedenken nicht in ihr! Unsere Bahnen laufen nicht ineinander. Ich wünsche ihr das reinste Glück und den seligsten Frieden."

„So wollen Sie die Freundin nicht wiedersehen? Ach, Sie lieben sie nicht mehr!"

So hart und ungerecht der Vorwurf ihr Herz traf, das nur mühsam seine liebende Zärtlichkeit zurückhielt, sie preßte die Lippen stolz und streng aufeinander: „Nicht heute — nicht morgen, Bürger. Ich kam nicht nach Paris, die Stunden zu verträumen."

„Abgeschlagen", erwiderte Lefranc sarkastisch. „Doch wenn mich nicht alles täuscht, naht mir da ein Helfer."

Diesmal erröthete Charlotte und ihr Pulsschlag ging heftiger... Der Herankommende war Marcel Lecomte.

Das war noch eine der unruhigsten Nächte gewesen, die der junge Mann gestern zugebracht, nachdem er sich anf der Nationalbrücke von Lefranc getrennt hatte. Die widersprechendsten Pläne und Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe. Sollte er dem Vater anvertrauen, daß er um den heimlichen Einwohner des Pavillons wisse, in wessen Gesellschaft er ihn getroffen? Was war Wahrheit, was Lüge an diesem Manne? Die Freunde Marats pflegten sich nicht zu verstecken — aber freilich, seit wann

trugen die Freunde Marats den Titel eines Barons von Pontmartin? Doch wie er auch sann, all sein Grübeln führte ihn stets zu der schönen Reisenden zurück, immer klang durch das wüste Gewirr und den wilden Lärm des Volksfestes ihre süße Stimme verführerisch an sein Ohr. Die Rücksicht auf sie war es auch, die ihm am nächsten Morgen im Familienkreise Schweigen über seine Entdeckung auferlegte, die ihn Genoveva's leisen Fragen mit Ausflüchten begegnen ließ und ihn zuletzt zum bestimmten Stelldichein in den Tuileriengarten brachte. Denn stärker als seine Abneigung gegen den vielgestaltigen Baron war seine Leidenschaft für Charlotte. Erschienen ihm auch am Morgen die Reden desselben als Uebertreibungen und Hirngespinnste — Ausschmückungen der Wahrheit, darin sich von jeher die Abenteurer gefielen, um sich selbst vor der Menge der Sterblichen zu erhöhen —, in Einem Worte konnte Wahrheit enthalten sein und dies Eine zum Untergang der Geliebten hinreichen. Er aber hatte ihr gelobt, sie zu beschützen, wie durfte er fehlen, wo es sich um ihre Freiheit, ihr Leben handelte? Einem verwegenen Manne wie dem Baron, war das Aeußerste zuzutrauen; vielleicht wußte Charlotte um seine verrätherischen Absichten und er dachte, sie mit ihrem Willen oder gewaltsam aus Paris zu entfernen. . .

Aber da war sie; ihr Anblick wirkte wie Sonnenaufgang auf Marcel. In der Freude des Wiedersehens, vor dem Glanze ihrer Schönheit zerstob alles Bängliche, jede düstere Ahnung. Er vergaß die Welt um sich her und auch sie kam ihm in lebhafter Bewegung, mit freudiger Aufwallung entgegen. Das Alleinsein mit Lefranc drückte sie, wie in Neuilly entriß sie Marcel dieser qualvollen Lage

— konnte sie weniger thun, als ihrem Befreier die Hand zum Gruße reichen? Das mochte zugleich für den lästigen Beobachter ein Zeichen sein, sie zu verlassen. Lefranc mußte über sich selbst lächeln — statt die jungen Leute von einander entfernt zu halten, wie es seine erste Absicht gewesen, hatte er jetzt ihre Zusammenkunft vermittelt.

„Ich bin großmüthig, Bürger Lecomte", so verneigte er sich vor Marcel, „und räume Ihnen das Feld. Sie wissen unsere Verabredung, handeln sie danach! Und auch mit Ihnen, Bürgerin, hoffe ich heute noch einmal zu reden. Unser aller Glück hängt von Ihnen ab. Beiderseits den schönsten Guten Morgen und das angenehmste Gespräch!"

Sichtlich hatte er das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, als er damit von ihnen schied, doch war ein höherer Ernst über ihn gekommen und der spöttische Ton verklungen.

Marcel und Charlotte waren allein.

Zwar hatte sich inzwischen der Tuileriengarten mit Lustwandelnden gefüllt, aber weder achteten die beiden sonderlich auf das Gewühl, noch fielen sie den andern auf. So sehr waren sie miteinander beschäftigt, Charlotte überdies durch das Gespräch, das sie mit Lefranc geführt, und das unerwartete Erscheinen Marcels so erregt, daß sie nicht einmal die Menge geputzter Frauen bemerkten, die, wie unter der Regierung der Könige, sich auf den Stühlen in den Alleen niederließen, wie Mercier sagt, einem glänzenden, summenden Schwarme bunter Schmetterlinge vergleichbar. Conventsdeputirte, durch ihre dreifarbigen breiten Schärpen mit Goldfransen kenntlich, gingen auf und nieder und begannen mit dieser oder jener gefeierten Schön-

heit des Tages eine lebhafte Unterhaltung. Im ganzen ein Bild des Glücks, des Wohlseins, auf grünem Rasen, unter dunkeln Bäumen, die mit ihren breiten Zweigen die Mittagssonnenstrahlen fern hielten — wer aus der Vogelperspective herabgeschaut, hätte immer noch das „alte Paris", das Paris aus den ersten hoffnungsreichen Jahren Ludwig's XVI. darin erkennen und Boucher, den „Maler der Grazien", herbeiwünschen können, einzelne dieser Gestalten zu verewigen. Näher durfte man sich freilich diese Gesellschaft nicht ansehen. Wo war die Anmuth, die höfliche Sitte, der geistreiche Scherz von früher hingerathen? Welche wüste Gestalten in Schmutz und Lumpen mischten sich mit frechen Blicken unter die vornehmer Gekleideten! Und diese selbst — es sind Armeelieferanten, Börsenspeculanten, Kornwucherer; der lebt vom Ankauf alter kostbarer Geräthschaften, welche die adeligen Familien verkaufen müssen, ein anderer ist ein Spion Dantons, von jenem geht sogar das Gerücht, daß er an der Spitze einer Gesellschaft stehe, die Handschuhe aus gegerbter Menschenhaut verfertigt. Unter den Frauen ragen die Opernsängerinnen, die Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die Damen der Conventsmitglieder hervor... Die Marquisen, die Gräfinnen, wo sind sie hin? Wie der Chor der Furien, der einst in Gluck's Oper „Orpheus", in idealer Gestalt, die Pariser und Marie Antoinette entzückte, bildet sich inzwischen nach der Seite des Schlosses hin, wo der Convent seine Sitzungen hält, eine Schar älterer Frauen, aus den tiefsten Schichten des Volks, grauäugig, runzelig, mit der Stimme und der Wuth der Megären, jede mit einem Strickzeug bewaffnet . . . erst werfen sie neidische, grimmige Hexenblicke auf die geputzten Schönen, dann

folgt ein Hagelwetter von Schimpfwörtern und Flüchen — nun ein ohrbetäubendes Händeklatschen — Maximilian Robespierre ist in grauem Frack, eine Rose im Knopfloch, an ihnen vorüber in die Sitzung gegangen.

In diesem auf- und niederflutenden Menschenstrom verschwanden Marcel und Charlotte — eine Welle, die von der hinter ihr rollenden überschlagen wird. Inmitten des Gewühls fühlten sich beide einsam, nur aufeinander angewiesen. Die natürliche Angst eines jungen Mädchens, das sich zum ersten mal in einer ihr fremden Stadt und Umgebung so vielen Männeraugen ausgesetzt sieht, die alle mit einer gewissen Frage auf der Alleinstehenden ruhen, besiegten auch Charlottens heroische Seele; sie nahm Marcel's Arm, als würde ihr dadurch Sicherheit geboten. Zu einem ruhigen Genuß der schönen Stunde aber kam sie nicht. Das seltsame Benehmen, die dunkeln Absichten Lefrancs beschäftigten sie. Auf dem Wege zu Duperret, dem Conventsdeputirten, dem Charlotte den Brief Barbaroux' einhändigen und den sie für die Angelegenheit des Fräuleins von Forbin gewinnen wollte, erzählten sie sich gegenseitig ihre Abenteuer mit dem ehemaligen Baron. Charlotte stutzte bei der Nachricht, daß er mit Marat in Verbindung stände, daß er im Gartenhause der Lecomte's wohnte. Und wiederum erstaunte Marcel, als er vernahm, daß Charlotte im Kloster der Dreifaltigkeit zu Caen die Bekanntschaft des wunderlichen Mannes zuerst gemacht habe. Plötzlich aber rief der junge Mann: „Ich hab' des Räthsels Lösung! War zu jener Zeit nicht ein junges Mädchen mit Namen Genoveva im Kloster?"

„Genoveva!" Das Bild der Jugendfreundin schien Charlotte an diesem Tage unablässig zu verfolgen. War es

doch ihr Schutzengel, der warnend nicht von ihrer Seite wich. „Auch Ihnen ist sie bekannt?"

„Sie lebt mit uns... Kein Zweifel, Lefranc ist ihr Vater. Der meinige mag Verbindlichkeiten gegen ihn gehabt haben, die ihn zur Aufnahme Genoveva's bestimmten. Oh, der Baron ist besser, als wir gedacht. Ich beschuldigte ihn schon in Gedanken eines schlimmen Plans wider Sie; ich habe seine Worte mißverstanden. Er wollte mir die Freude gewähren, Sie zu der Jugendfreundin zu geleiten. Das war die Entführung, die er vorhatte. Wie viel sicherer und besser werden Sie bei Genoveva als in einem Gasthause aufgehoben sein. Sie kommen, nicht wahr? Sobald Sie Ihr Geschäft bei dem Bürger Duperret geordnet, darf ich Sie zu meinen Aeltern, in die Arme Genoveva's führen. Versprechen Sie mir das!"

Ihr Arm zitterte leise auf dem seinigen. War es doch noch gefährlicher, mit Marcel zu reden als mit dem Baron? In seine Augen zu sehen? Von dem Hauche seiner Leidenschaft sich berührt zu fühlen? Wie abgeschlossen Charlottens Natur, wie eng umgrenzt auch ihr Leben bisher gewesen —, daß die Huldigung des jungen Mannes aus einer tiefern Empfindung als aus Höflichkeit oder vorübergehender Laune entsprang: sie gestand es sich mit heimlichem Erröthen. Nur ein Lächeln hatten die Bewerbungen der Jünglinge in Caen um sie auf ihre Lippen gelockt — ein Lächeln mehr des Mitleids als des Scherzes oder befriedigter Eitelkeit. Sie hatte sich abgewandt, wenn man ihre Schönheit rühmte, und mit stolzem Blick die Girondisten gemessen, die nichts mehr als ein „schönes Mädchen" in ihr sehen wollten. Für sie besaß die Liebe keinen verführerischen Zauber; auf ihre Brust,

meinte einst der junge Belzunce, einer ihrer Ritter, würde Gott Amor selbst seinen schärfsten Pfeil vergebens abschießen. In ihrer Idealwelt lebend, mit Menschen und Thaten fortwährend beschäftigt, die, in der Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen, allmählich ein übermenschliches Ansehen erhalten haben, verachtete sie im Herzen das Alltagsdasein, das beschränkte und beklagenswerthe Loos der Frauen. Die Liebe war nur eine reizende Hülle für diese Nichtigkeit, Seelen ohne Tiefe und ohne Aufschwung konnten sich an ihr erfreuen. Unwillig hätte Charlotte noch gestern ihre Locken geschüttelt, wenn man auch sie trotz Belzunce's Ansicht dem Pfeil des Liebesgottes für zugänglich gehalten — jetzt? Ja, warum schlug ihr Herz so eigenthümlich? Warum fand sie in Marcel's Sprache einen so harmonischen Klang?

Um sich mit Einem Schlage von diesem peinlichen Gefühl zu befreien, fragte sie schnell: „Genoveva ist Ihre Verlobte?"

Nun war die Reihe des Erröthens an Marcel... Stand er nicht schwankend zwischen beiden Mädchen? War er nicht an Genoveva gebunden und doch im Begriff, einer andern seine Liebe zu gestehen? Nur zögernd konnte er erwidern: „Nein, Genoveva ist nicht meine Verlobte, ich liebe sie wie eine Schwester."

Du wunderbarstes Ding auf Erden, unergründlicher als das Meer und schneller in seinen Wandlungen als der Blitz: Menschenherz! Diese Antwort, die alle Erwartungen Charlottens umwarf, ließ sie den Kopf in anmuthiger Schalkheit emporheben und mit unverkennbarer Freude sagen: „Nicht verlobt!"

„Genoveva ist wie eine Tochter in unserm Hause, und

auch Sie, Fräulein", fuhr Marcel eifrig fort, „werden an meiner Mutter, ich darf es hoffen, in der Zeit Ihres Hierseins —"

„Schildern Sie mir nicht ein Glück", unterbrach sie ihn sanft, „das ich doch nicht genießen kann. Mein Aufenthalt in Paris ist nur von kurzer Dauer, ich habe eine weite Reise vor. Wohl jedem Hause, in das ich nicht trete! Ich bringe die Unruhe mit mir."

„Und Ihr Antlitz athmet doch Frieden und Seelengröße. Das Abenteuer mit dem Baron hat Ihre Stimmung verdüstert. Aber er mag Gründe genug haben, sich mit Geheimnissen zu umgeben. Daß er sich so hartnäckig an Ihre Fersen heftet, ist ja erklärt: er liebt und schätzt in Ihnen die Freundin seines Kindes; er wünscht, ehe er sich auf immer von Genoveva trennt, sie Ihrem Schutze, Ihrer Freundschaft zu empfehlen."

„Ja — es erklärt sich!" meinte Charlotte halblaut, während sie, im Innern zusammenschauernd, der Aeußerung gedachte, die der Baron im Stadthause zu Caen von ihr belauscht.

„Darum werden Sie ihm wie mir und vor uns allen Genoveva die Freude machen, sie zu sehen! Nach dem Lärm des Tages, dem vielen Unerfreulichen, das jetzt in Paris Herz und Auge der Guten beleidigt, sollten Sie selbst sich nicht nach befreundeten Menschen, nach der Einkehr in die Vergangenheit, nach dem Zurückrufen Ihrer Erinnerungen sehnen? Wir haben kein Recht, Sie zu halten, wenn es Ihnen unter unserm Dache nicht gefällt; aber versuchen Sie es mit uns, schenken Sie uns eine Abendstunde! Wenn Sie meine Aeltern vermeiden wollen,

ich werde es einzurichten wissen, daß Sie mit Genoveva ungestört bleiben."

Sie waren in der Straße St.-Thomas du Louvre; Marcel zeigte ihr das Haus, in dem Duperret wohnte.

Diesmal hatte Charlotte doch nicht mehr, wie gestern auf dem Platze der Revolution, den Muth, fast ohne Abschied von ihm zu gehen. Ihre Schritte, ihrem Ziele so nahe, wurden langsamer, als wäre ihr jede Secunde kostbar, in der sie seine Gegenwart, seine Unterhaltung noch länger genießen konnte. Und nicht ganz umsonst verschwendete der junge Mann seine Beredtsamkeit; er schilderte ihr den Garten seines älterlichen Hauses, den einsam gelegenen Pavillon, das Romantische dieser Zusammenkunft mit einer solchen Wärme, in so anziehenden Farben, daß Charlotte, die das Ungewöhnliche und Phantastische von Jugend auf geliebt, mehr und mehr ihre Abneigung aufgab und von dem Reiz des Seltsamen stets verführerischer angelockt wurde. Im Scherz fügte da Marcel noch hinzu: „Und wie heiter wird dieser Abend werden, wenn uns der Bürger Lefranc von dem Schatz erzählt, den er um Mitternacht in einer zerstörten Kapelle aufgegraben."

„Einen Schatz?" Charlotte stutzte. Auf der andern Seite der Straße lag jetzt das Haus Duperret's vor ihnen.

„Es ist eine seiner vielen Erfindungen, daran er so reich ist, wie nur je ein Gascogner. Er hatte gestern seinen Begleiterinnen und dem Friseur damit die Köpfe verwirrt; sie glaubten, er hätte alle Taschen voll Goldstücke und Edelsteine."

„Ich komme!" sagte Charlotte entschlossen. „Holen

Sie mich nicht aus meinem Gasthause ab, erwarten Sie mich in der ersten Abendstunde im Palais-Royal. Bis dahin leben Sie wohl!"

Wenn sie so in ihrer entschiedenen Weise sprach, hatte sie etwas von einer Fürstin, der man ohne Widerspruch gehorchen muß.

VI.

Leise fing die Abenddämmerung an, ihre Schleier über Paris auszubreiten.

Auf dem Rasenplatze neben dem zerstörten Springbrunnen, wo sie gestern mit Marcel geweilt, stand heute Genoveva allein.

Herr Joseph Lecomte war mit seiner Gattin nach Luciennes gefahren zu dem Bankier Lecoulteux, einem ihrer Bekannten, der dort neben dem ehemaligen Pavillon der Dubarry einen großen Park und ein schönes Haus besaß. Der Wunsch Marcel's, daß die beiden Freundinnen sich ohne störende Zeugen wiedersehen sollten, hatte sich so durch einen Zufall erfüllt. In der Hoffnung, den Tag allein mit dem Freunde zu genießen, lehnte Genoveva es ab, die Fahrt mitzumachen; auch versuchte es Frau Elisabeth nicht, sie zu überreden. Aber wie so selten entspricht die Wirklichkeit unsern Erwartungen. Marcel war unruhig und zerstreut; auf ihre Plaudereien, wie sie ihr Fest am Sonntag einrichten würden, welche Ueberraschungen sie ihren Gästen zugedacht, ging er nur mit halben Antworten ein, seine Seele war bei Charlotten. Wol empfand Genoveva, daß nicht sie, sondern ein Anderes seine Gedanken mit einer gewissen Ausschließlichkeit beherrschte; allein in ihrer unschuldsvollen Neigung, ihrer reinen Phantasie, die noch kein Hauch der Leidenschaft getrübt, stieg die Ahnung nicht auf, daß eines Mädchens Bild in sein Herz ein-

gezogen sei. Ganz heimlich schalt sie auf die bösen Menschen und die kriegslustige Welt, die den geliebten Freund mit sich fortrissen und ihm keine Stunde ungestörten Friedens gönnten. Ihnen schob sie seine Zerstreutheit als Schuld zu, daß er so gar nicht auf ihre Scherze achtete und wiederholt mit unterdrücktem Seufzer nach der Uhr blickte, als eilte der Zeiger viel zu langsam für seine Ungeduld vorwärts. Zugleich aber war es ihr dann, als schwebte, wenn er sich von ihr unbeachtet glaubte und mit schnellem Blick sie streifte, ein Lächeln über sein Gesicht. Sie mühte sich umsonst, dies Lächeln zu deuten... Was hatte er nur vor? Und dann hatte er ihre Hand gefaßt, ehe er fortgegangen, und sie gebeten, ihn vor dem Pavillon zu erwarten; er bliebe nicht lange und kehrte mit einer schönen Gabe für sie heim.

Da stand sie nun, sinnend, die Stirn von den herabfallenden kleinen Locken beschattet.

Wie so kurz war die Spanne Zeit, die zwischen gestern und heute verflossen, und welche Veränderungen schloß sie doch ein! Das Gespräch, das sie gestern mit Marcel an dieser Stelle geführt, hatte sie gereift und ihr Herz gestählt. Er, den sie für den Edelsten und Schönsten der Menschen hielt, hatte ihr die Sorgen, die Noth des Vaterlandes, die ihn bekümmerten, vertraut, sie zu sich emporgehoben . . . wenn sie ihn auch darum nicht mehr und zärtlicher liebte, er war ihr näher getreten, er sah in ihr nicht ein kindisches, leichtsinniges Mädchen, sondern eine ebenbürtige Freundin: das erfüllte sie mit stolzer Freude. Konnte er ihr ein besseres Zeichen seiner Neigung geben, als sein Vertrauen? Zwar wünschte sie nicht, sich in den Kampf der Männer zu mischen; ihr Wesen ging in der

Erfüllung häuslicher Pflichten, in der Schöpfung eines stillen Glücks auf; nicht zum Gebieten, zum Gehorchen; nicht für die Schlacht, für den Frieden war sie geboren; aber es ließ ihr Auge doch freudiger leuchten, daß er ihr mittheilte, was er vielleicht seinen besten Freunden verschwieg. Mit ganz eigenen Blicken musterte sie den Pavillon; darin steckte das gefährliche Geheimniß, das jetzt nicht allein Marcel, nein, auch sie bekümmerte. Wenn nur der „Geist" kommen wollte, der den alten François so erschreckt. Der Poltergeist, der so plötzlich und unerwartet die Ruhe dieses Hauses störte! Ohne nur mit den Wimpern zu zucken, würde sie ihm entgegengetreten sein. Ja sie drohte mit ihren sanften Augen zu den Fenstern hinauf, die heute alle fest geschlossen waren. Gerade dies bestätigte Marcel's Verdacht — erkannte sie doch das Fenster, dessen Jalousieen gestern halb aufgezogen gewesen. Eine Weile lauschte sie gespannt, ob sich drinnen etwas rege... Dann schaute sie träumerisch in die lichten, farbigen Abendwolken, in die rothglänzenden Baumwipfel. Auf ihrem Gesicht leuchtete, es sanft verklärend, der Widerschein so vielen Lichts. Ein Vorgefühl der Freude bewegte ihren Busen... Eine schöne Gabe hatte er versprochen ihr mitzubringen... Was mochte es sein? Aber da es aus seiner Hand kam, wie hätte es sie nicht entzücken sollen? Gewann doch die armseligste Blume, wenn er sie ihr darbot, einen unermeßlichen Preis. Und so, in Erwartung und Träume versenkt, vergaß sie die feindliche Welt draußen, die Stürme, die dort rasten, und ein Bild ungetrübten Glückes stieg vor ihr auf — eine Landschaft, sonnig und grün wie der Garten, in dem sie jetzt weilte, mit langsam dahinfließendem Strom, an dessen

Ufern die Weiden ihre Zweige zu dem Wasser senkten; aus einiger Entfernung schimmerten die blanken Fenster eines Hauses zu ihr herüber; sie wandelte ihm an Marcel's Arm zu. . .

Indem hörte sie ihren Namen rufen. Jählings schrak sie zusammen; den tiefen, zum Herzen dringenden Klang dieser Stimme, wie lange es auch her war, daß sie ihn nicht vernommen, konnte sie nicht verkennen. Doch stand sie unbeweglich — es mußte eine Täuschung sein. Da rief es noch einmal: „Genoveva!" und aus dem Baumgang, der auf den Rasenplatz mündete, trat Charlotte — selbst in ihren beflügelten Schritten war noch Gemessenheit. Mit einem lauten Aufschrei des Entzückens stürzte ihr Genoveva entgegen. Herz an Herz lagen sich beide.

Marcel war unter den Bäumen der Allee zurückgeblieben, um durch seine Gegenwart dem ersten Augenblick des Wiedersehens nichts von seinem Rausch und seiner Frische zu nehmen. Der Zauber wird beeinträchtigt, wenn ungeweihte Augen ihn belauschen. Aber wie hätte er sich nicht an dem lieblichen Schauspiel erfreuen sollen, das die sich zärtlich umschlingenden Mädchen unabsichtlich ihm darboten? Ernster und gehaltener in ihrem Wesen, strich Charlotte nur liebkosend mit ihrer rechten Hand über Stirn und Locken ihrer Freundin, während sie mit dem linken Arm deren schlanken Leib umfaßte; Genoveva bedeckte das Gesicht Charlottens, die sich sanft zu ihr neigte mit immer neuen Küssen. Neben ihrer stürmischen Zärtlichkeit erschien Charlotte kalt und kühl — sei es nun, daß sie gewohnt war, den Ausbruch ihrer Empfindungen zu zügeln, oder daß ihr blutiger Vorsatz das Blut in ihren Adern erstarren ließ. Je länger Marcel sie beobachtete, um so

schärfer stellte sich der Gegensatz der beiden Mädchen heraus — das dunkle Kleid Charlottens hob sich so seltsam von dem weißen flatternden Gewand und der blauen Schärpe Genoveva's ab, wie die Nacht von dem Tage . . . und jenes Grauen, daß sie ihm auf der Fahrt nach Paris eingeflößt, beschlich ihn trotz seiner Leidenschaft wieder. Ist sie ein Engel oder ein Dämon? Die Frage, die ihn, oft unterdrückt, doch beständig seit zwei Tagen quälte, war noch nicht entschieden.

Weder Genoveva noch Charlotte ahnten von diesen Vorgängen in Marcel's Seele. In der ersten Freude hatte keine seiner gedacht; nur einmal rief Genoveva aus: „Wem dank' ich das Glück dieses Wiedersehens? Ach, wem anders als ihm!" Und Charlotte hatte mit dem Kopfe genickt, sein Name wollte nicht über ihre Lippen. Dann führte Genoveva die Freundin zu einer Ruhebank... Was gab es da zu erzählen, zu forschen, zu fragen! In ihrer Hast bemerkte Genoveva die Schweigsamkeit Charlottens nicht; ihr Herz war so voll, hatte sich so lange nach Mittheilung gesehnt; wie ein Blüthenregen strömte nun alles auf die Freundin nieder.

In dem verschwimmenden Silberduft der Dämmerung lag der Garten. Eine wunderbare Ruhe, ihr selbst unbegreiflich, zog in Charlottens Seele ein; fernab trieben die unheimlichen Vorstellungen, in denen sie seit einer Reihe düsterer Tage gelebt. Es schien, als zeige ihr die Welt in dieser Stunde statt des schlangenumringelten, schmerzvollen Hauptes ein freundliches Antlitz. Die Schauer der Tragödie wichen, die Heiterkeit der Idylle lächelte sie an. Nicht zum ersten mal, aber lebhafter als je drängte sich ihr die Betrachtung von der Nichtigkeit und Doppelseitig-

keit des Irdischen auf; daß in dieser Minute, von diesem Punkte gesehen als Jammer und Elend erscheint, was in der nächsten sich in verklärter, schimmernder Gestalt zeigt. Ist vielleicht im Grunde doch Alles nur ein Wahn, eine Täuschung unserer Sinne, ein tolles Gaukelspiel, das außer uns wie in uns gleich mächtig wirkt? Ist alles Dasein, die Farbe und Form der Welt nur von uns bedingt, von unseren Stimmungen geboren und von ihnen wieder verschlungen? Draußen Marat und hier Genoveva — neben dem Revolutionsplatz und der Guillotine ein Garten im Schmuck des Sommers — noch mehr, sie, eine Mörderin, umschlungen von den Armen eines unschuldigen Kindes... Den einen treibt dies Räthsel der Welt zum Wahnsinn, auf der Stirn des andern führt es die Wolken der Schwermuth herauf, einen dritten läßt es lachen und die Menschheit bemitleiden, die diese Wandlungen des ewig Einen Bildes für Ernst nimmt; Charlotten erpreßte es eine Thräne.

Heiß und schwer fiel der Tropfen auf Genoveva's Stirn.

„Du weinst?"

„Könnt' ich mich nur ausweinen an deiner Brust! Aber du würdest mich nicht begreifen und ohne mein Herz zu erleichtern, würde ich deins beschweren."

Noch von dem Kloster her war Genoveva an solche ihr dunkel klingende Aussprüche der Freundin gewöhnt, für sie hatten sie das Auffallende verloren, das sie sonst, bei einem andern Mädchen, darin gefunden. Wie zu einem höheren Wesen hatte sie zu Charlotten emporgeschaut und sich ihr in allem untergeordnet. Im Reden wie im Handeln mußte sich nach ihrer bewundernden Freundschaft

Charlotte von allen Mädchen unterscheiden; der idealische Reiz dieser eigenthümlichen Frauenerscheinung übte einen gleich bestechenden Einfluß auf Marcel wie auf Genoveva. Darum sagte diese nur: „Wenn dir ein Leid widerfahren, wirst du es hier vergessen. Meine Pflegeältern sind so gut, so freundlich! Sie und ich, wir werden dich nicht wieder von uns lassen. Du mußt bei uns bleiben! Es ist hier viel schöner, als zu Caen im Kloster. Du sollst Paris sehen, im Sonnenschein, an einem heitern Mittag. Oder wir fahren nach Versailles hinaus, wenn die Wasser springen. O, denke nur nicht an den kleinen Brunnen vor dem Hause deiner Tante oder unsern eingesunkenen Springbrunnen da drüben, den Herr Lecomte nicht wiederherstellen lassen will; nein, da speien Löwen, Drachen und Frösche, Arm in Arm steigen wir die Terrassen hinan — früher, hat mir Herr Marcel erzählt, durfte man nicht hinaufgehen, die Schweizer standen dort mit ihren Gewehren. Aber jetzt giebt es keine Könige mehr und keine Schweizerregimenter. Du weißt wol gar nicht, daß Herr Marcel sie mit besiegen half?“

„Ich weiß es“, bestätigte Charlotte, die während Genoveva's Geplauder die einsame Thräne an ihrer Wimper getrocknet hatte.

„Wo hast du ihn kennen gelernt?“ fragte neugierig Genoveva. Die tiefersinkende Dämmerung verhüllte das Roth, das bei diesen Worten auf ihre Wangen stieg.

Als Marcel mehreremal seinen Namen laut im Gespräch beider nennen hörte, näherte er sich ihnen. Sein Kommen unterbrach Charlottens Erzählung von ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm in dem Postwagen.

„Und das haben Sie mir verschwiegen?“ meinte Geno-

veva mit leichten Vorwurf zu ihm. „Aber ich will ja nicht schelten; hab' ich doch jetzt meine Charlotte wieder — durch Sie!"

So dunkel war es doch nicht, daß nicht Charlotte den leuchtenden Blick hätte bemerken sollen, mit dem das junge Mädchen dies letzte „durch Sie!" begleitete; er offenbarte ihr Genoveva's Liebe zu Marcel. Ein schmerzlicher Zug spielte um ihre Lippen. So heftete sich doch etwas wie ein dunkler Fluch an ihre Fersen, sie sollte die Fackel der Zwietracht in dies friedliche Haus tragen. In leidenschaftlicher Verblendung schien sich Marcel von Genoveva ab-, ihr zuwenden zu wollen. Unwissentlich hatte sie an der Freundin einen Raub begangen, ein Herz, das jener gehörte, mit unseliger Liebe erfüllt. Und in ihrer Ahnungslosigkeit bat jene nun gar: „Du verläßt mich nie wieder, Charlotte! Ich bitte dich! Alles, was dir Freude macht, wollen wir ersinnen, nicht, Herr Marcel?"

„Können Sie solch' rührender Bitte widerstehen?" fragte der.

„Was willst du allein und einsam in der großen Stadt? Hier findest du Freunde, Beschützer, Herzen, die dich lieben. Vor der Sturmflut weilst du hier wie in einem sichern Hafen. Wir arbeiten, wir lesen und spielen zusammen Klavier, Herr Marcel erzählt uns, was in der Welt geschieht, und wir freuen uns jeden Abend, daß wir ungefährdet von den Schlägen des Schicksals, unbekümmert um den Lauf der Welt, an unserm Herd sitzen und uns lieben."

Wie Genoveva so sprach, mußte man sie liebgewinnen. Anmuth und Unschuld vereinten sich gleichsam, sie zu schmücken. Sie war aufgestanden und hielt beide Hände

Charlottens in der ihrigen; jetzt wandte sie in einer jener unnachahmlich liebenswürdigen Bewegungen, die nur der ersten Jugend gelingen, ihr Gesicht von der Freundin zu dem Geliebten hin, als wollte sie diesen fragen: Hab' ich nicht recht?

Unbekümmert um den Lauf der Welt — wie so gar nicht entsprach das Charlottens Meinung und Stimmung! Aber freilich, hatte nicht Genoveva das bessere Loos gewählt? Ist es nicht weiblicher, Wunden zu heilen als sie zu schlagen?

„Du schweigst?" fuhr Genoveva fort. „Willst du mir widerstehen? Kommen Sie mir doch zu Hülfe, Herr Marcel, daß wir sie überreden!"

„Ich muß fort!" entgegnete Charlotte. „Mein Geschick ruft mich!"

Einen Schritt wich Genoveva mit leichtem Erschrecken von ihr zurück, doch faßte sie sich schnell wieder und sagte nun auch mit einer Entschiedenheit, die ihr niemand zugetraut: „So werde ich dich nicht von mir lassen, in Nacht und Nebel! Du mußt mir beichten. Mich rufen jetzt meine Pflichten als Wirthin ins Haus, Sie haften mir für Fräulein Corday, Herr Marcel, bis ich wiederkomme!"

Und der Freundin noch einen Kuß zuwerfend, entschwand sie in dem Laubgang.

Schon war es dunkel geworden und der Mond tauchte in den blaßgrauen Wolken auf.

Wortlos blickten sich Marcel und Charlotte an. Eine Weile schimmerte noch das weiße Gewand des enteilenden Mädchens zwischen den Schatten der Bäume hervor und mit schwermüthigem Lächeln sagte Charlotte: „Wie glück-

lich ist Genoveva! Diese Mauern umschließen all ihre Seligkeit. So war sie schon im Kloster. Eine Blume, ein Schmetterling ergötzten sie tagelang. Darüber hinaus hatte sie weder Sehnsucht noch Wunsch. Ein stiller Sinn und ein bescheidenes Herz — es sind die himmlischsten Geschenke, welche die Vorsehung ihren Lieblingen verleiht."

Marcel schüttelte den Kopf: „Ihren Lieblingen? Ist Schwäche, ist Entsagung ein Vorzug? Der edle Mensch strebt für das Allgemeine, für die höchsten Güter, für die Freiheit und das Vaterland setzt er sein Leben ein. Er sucht nicht in friedlicher Abgeschiedenheit ein selbstsüchtiges Glück, in dem Wohle seiner Mitbürger findet er seine Befriedigung. Den meisten Frauen mag es ziemen, nicht über die Schwelle ihres Hauses zu schreiten, aber die Auserwählten des Geschlechts sollten dies Loos nicht beneiden. Ihnen fiel eine größere Aufgabe zu, die Männer zu begeistern und, wenn es in der Schlacht zu sinken droht, das Banner des Ideals wieder zu erheben. Sie haben dann in Stunden mehr gelebt, als jene in Jahren."

Die Anspielung war verständlich genug, aber Charlotte wollte sie nicht verstehen. Das eintretende Schweigen hatte etwas Beängstigendes, und Marcel, der durch seine rasche Rede ihr Zartgefühl verletzt zu haben fürchtete, wandte das Gespräch zum Nächsten: „Die Luft weht kühler; wollen Sie nicht in das Haus treten?"

„Lassen Sie mich hier, die Stelle ist so schön, so einsam. In jedem Zimmer lastet's wie drückende Schwüle auf mir und beklemmt meine Brust. Auf einem Felsen möcht' ich stehen, hoch über dieser Stadt, vom Sturm umwittert, von Adlern umkreist. Sie starren mich an,

als ginge ein Hauch des Wahnsinns über mich hin. Noch bin ich Ihnen ein Räthsel..."

„Sie sind schön und anbetungswürdig wie eine der Göttinnen, die in der Schlacht über den Kämpfenden schweben."

„Ein Räthsel —" wiederholte in ihr Grübeln verloren und vor sich hinschauend Charlotte, ohne auf seine letzten Worte zu achten. „Bald werde ich es nicht mehr sein. Lassen Sie mein Gedächtniß in die tiefste Vergessenheit sinken, für uns beide ist es das Beste. Es war nicht Ihr guter Stern, der Sie mit mir zusammengeführt."

„Hassen Sie mich denn so sehr, daß Sie selbst die Sterne schelten? Die Sterne, die ich segnen werde, so lange ich athme? Niemals sah ich ein Weib wie Sie, niemals wird mir eins begegnen, das Ihnen gliche. So reich ist das Leben keines Menschen, daß er die Erinnerung an eine solche Erscheinung wie einen werthlosen Stein von sich wirft. Diese Augen, so strahlend und so sanft, daß sie Felsen bewegen könnten; diese Blicke, welche die heftigsten Bewegungen, nie gekannte Bewegungen, in deren Süße sich ein unnennbar schmerzliches Gefühl mischt, in meinem Innern erregen, Blicke einer Heldin und eines Engels zugleich..."

„Genug, genug!" Mit ihrer Hand winkte sie ihm Einhalt und ging, als müsse auch sie sich beruhigen, über den Rasenplatz dem Pavillon zu. Der Mond beschien das Haus mit dem vollen Glanz seiner Strahlen. Ganz leise strich der Nachtwind über die Blüthen und Spitzen des Grases, durch die Zweige und Wipfel der Bäume. Ein lindes, weiches Gesäusel wie verklingende Harfenmusik.

In der Abendstille der Natur hörte Marcel den lauten, unbändigen Schlag seines Herzens. Eine Secunde rang er noch mit sich selbst, aber seine Leidenschaft war mächtiger als er — gewaltsam riß es ihn fort. Er eilte ihr nach, er ergriff Charlottens Gewand, drückte es an seine Lippen... Da kehrte sie ihm ihr Gesicht zu — blaß und geisterhaft im Schein des Mondes. Ihre Augen umflorte ein Thränenschleier, eine Falte lief über ihre Stirn, ein Grausiges sprach aus diesem Antlitz: der Tod. Gebannt in Marcels Herz blieben die Worte: „Ich liebe dich!" Selbst ihr Kleid entglitt seiner Hand.

Da knarrte die Thür in der Mauer; athemlos, vorsichtig noch einen Blick hinter sich werfend, schlüpfte der Baron herein.

Nur seinen Schatten sahen beide über den Rasen fallen.

„Er ist da!" flüsterte Charlotte. „Weiß Genoveva, daß er in ihrer Nähe weilt?"

„Nein — aber er muß sich ihr entdecken."

„Muß er?" fragte Pontmartin mit seinem spöttischen Ton; aber er konnte nicht fortfahren, denn Marcel, ihn ansehend und die Verstörung und Blässe des Mannes gewahrend, rief aus: „Sie werden verfolgt, wir sind verrathen!"

Einen Augenblick wurde es so still zwischen den Dreien, daß man das Fallen eines Baumblattes vernehmen konnte.

„Es ist so!" sagte dann der Baron. „Die Polizei ist auf meiner Spur. Der Schuft, der mich gestern erkannte, wird eine Anzeige gemacht haben. Schon im Palais-Royal schlichen mir einige wackere Patrioten nach. Doch es gelang mir, sie zu täuschen. Ein Edelmann hat nun einmal eine feinere Nase als ein Fleischerknecht. Geht

mir doch mit eurer Gleichheit! Ist denn nicht alles in der Natur verschieden? Von einer Gasse führte ich sie zur andern, zuletzt nahm ich einen Fiaker. Und da sie vermuthlich nur mit Papier, ich aber mit Silber bezahlen konnte, fuhren sie langsamer und hatten das Nachsehen. Es war mir, selbst um den Preis meiner Freiheit, zu werth und angenehm, noch eine Viertelstunde mit ihnen zu plaudern, Bürgerin!“

Wie ein kalter Regen schlugen diese Aeußerungen Pontmartin's auf die hochgespannten Empfindungen Marcels und Charlottens. Jeder Glanz wurde dadurch von ihren idealen Anschauungen fortgewischt. Die nüchterne Wirklichkeit gähnte sie traurig und fürchterlich statt himmlischer Sphären an. Durch den Ton, den der Baron gegen das junge Mädchen gebrauchte, fühlte sich Marcel nun überdies noch beleidigt und gereizt: „Mit Ihrem Leben und Ihrer Freiheit, Herr Baron, mögen Sie nach Gutdünken spielen; aber Sie sollten doch bedenken, daß Ihre Unvorsichtigkeit auch andere, meinen Vater und meine Mutter, gefährdet. Sie sind unser Gastfreund und sammeln jetzt das Feuer auf unserm Dach!“

„Nicht zu hitzig, mein junger Held! Es ist sehr möglich, daß man um Mitternacht eine Haussuchung bei Ihnen hält. Man wird ein leeres Nest finden, keine Spur eines Verdächtigen, und der Bürger Joseph Lecomte, der erst neulich zehntausend Francs zur Ausrüstung von Freiwilligen geschenkt, hat das Recht, sich über die schändliche Verletzung seiner Wohnung beim Convent zu beklagen. In dem Lärm, der darüber entsteht, wird der Baron Pontmartin verschwinden wie eine Rauchwolke; keiner weiß, wohin. Hierher mußte ich zurück, um einige Briefe

zu holen, die dort oben liegen" — er zeigte nach dem obern Stockwerk des Pavillons —; „findet man sie bei mir, hat es weiter nichts zu bedeuten; sie dürften nur meine Bekanntschaft mit Madame La Guillotine schneller vermitteln, als es im gewöhnlichen Verlauf des Lebens geschehen wäre; würde man sie aber dort oben finden — bei meiner Ehre, Sie würden die Geliebte Marats nöthig haben!"

Damit war er die Stufen zu dem Pavillon hinaufgeeilt, hatte die Thür geöffnet — nun war er drinnen. Seine Bewegungen hatten etwas Blitzartiges.

„Ein seltsamer Mensch", murmelte Marcel vor sich hin. „Was will er nur von ihr?" Und er schaute auf Charlotte, die, auf der Brust die Hände gefaltet, unbeweglich dastand, nur ihre Lippen zitterten. In ihrer Erstarrung zählten sie die Minuten bis zur Zurückkunft des Barons nicht. Der hatte über seinen gelben Rock den braunen Ueberrock gezogen, den er gestern Abend im Garten „Zur Nation" getragen, als er wieder zu ihnen hinaustrat. Gelassen schloß er die Thür — bei dem Knirschen des Schlosses fuhr Charlotte zusammen. „Stoß zu!" sprach sie halblaut.

„Jetzt wird es dem Ankläger leicht werden", scherzte der Baron zu Marcel, „meine Identität nachzuweisen. Der braune und der gelbe Rock macht nun keine Schwierigkeit mehr. Diesen Schlüssel wollen wir in die Röhre des Springbrunnens versenken; da wird er vielleicht nach hundert Jahren ausgegraben und für eine altrömische Merkwürdigkeit aus den Zeiten des ungläubigen Kaisers Julianus Apostata erklärt. So, der liegt gut verborgen! Diesen Brief geben Sie Ihrem Vater, er enthält meinen

Dank für seine Freundlichkeit und die Kündigung unsers Contracts. Ich werde den Pavillon nicht mehr beziehen. Bürgerin, was betrachten Sie mich so von der Seite? Lassen Sie uns Frieden mit einander schließen! Ich rufe: Es lebe der König! Sie rufen: Es lebe die Republik! Vergangenheit oder Zukunft: vermuthlich wird die eine nicht besser sein als die andere war; ziel- und zwecklos dreht sich die Maschine Welt, bis sie zerbricht. Vermeide ich hier die Guillotine, wird mich in der Vendée eine Kugel treffen. Im übrigen seien Sie der kleinen Genoveva eine schwesterliche Freundin!“

„Sie täuschen sich, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich in diesem Hause bleibe. Ich werde es mit Ihnen verlassen.“

Pontmartins Gesicht verfinsterte sich. „So haben Genoveva's, so haben seine Bitten“ — er deutete auf Marcel — „nichts über Sie vermocht?“

„Nichts! Mein Athem versengt die, deren Antlitz er trifft. Glücklich die, welche mich nie gesehen!“

„Horch! Hörten Sie nicht Geräusch jenseits der Mauer?“ flüsterte der Baron dem jungen Manne zu.

Marcel nickte und näherte sich vorsichtig der alten Pforte mit den vielen eisernen Riegeln.

Die neunte Stunde war angebrochen und tiefe Dunkelheit herrschte im Garten.

Während nun Marcel zur Mauer eilte und sich dicht an die Thür stellte — lauschend, was draußen in der Gasse vorgehen würde —, näherte sich Pontmartin Charlotten und faßte ihre Hand. „Still!“ sagte er leise. „Meine Zeit ist kurz, ich kann Ihnen nur noch den Einen guten Rath geben, unternehmen Sie nichts Blutiges. Wie

Ihre Hand zittert! Bleiben Sie bei Genoveva, verlassen Sie mit ihr diese Stadt. In dem Briefe, den ich dem jungen Manne gab, ist Geld genug, Genoveva's und Ihre Zukunft sicherzustellen. Ausrichten werden Sie doch nichts, was Sie auch wagen. Ich kenne in Paris noch einige gute, wackere Männer, die dem Henkerbeil bisjetzt entgangen sind. Ich wollte sie zu einer muthigen That anfeuern, das nöthige Geld hoffte ich zu finden — aber die Männer waren gebeugt, sie hatten die Hände in den Schoß gelegt und die Köpfe gesenkt. Ob dieser oder der von den Gewalthabern fällt, die Revolution geht ihren Gang, das Perpetuum mobile der Zukunft, durch Blut und Feuer. Wir in der Vendée indeß wollen sie bekämpfen, so lange wir athmen — hoffnungslos, aber dem König getreu und unserer eigenen Ehre."

„Ich bin keine Anhängerin des Königs, warum sagen Sie mir diese Dinge?"

„Alle Guten sollten in diesem Augenblick zusammenstehen, dann würden die Elenden bald das Feld räumen. Unsere Uneinigkeit und Schwäche verschafft ihnen einen leichten Sieg. So, mein' ich, gehören Sie und die Girondisten in Caen im Grunde zu uns; Sie könnten uns einen großen Dienst leisten, unsern Widerstand gegen die Tyrannei verlängern helfen..."

„Ich? Sie täuschen sich in mir, was vermag ein schwaches Mädchen?"

Marcel horchte noch immer mit gespanntem Ohr und hatte sich nicht von der Stelle bewegt.

„Vor den Thoren Caens liegt jetzt die Kirche der heiligen Magdalena in Trümmern, eine Feuersbrunst, die vielleicht eine ruchlose Hand angezündet, hat sie zerstört.

In ihren Ruinen aber ist der Schatz des Klosters zur heiligen Dreifaltigkeit vergraben. Leugnen Sie nicht, ich weiß es. Nur wenige Personen aber kennen die Stelle; das Geheimniß ist gut bewahrt worden. Die einen sind todt, die andern aus Frankreich geflüchtet, in alle vier Winde verstreut. Darum wende ich mich an Sie —"

„An mich?"

Sie wollte sich von ihm losreißen, doch er hielt sie fest. „Die Frau Aebtissin von Belzunce hat mir geschrieben, durch sie erfuhr ich alles und wurde von neuem auf Sie aufmerksam gemacht. Man traute Ihnen schon im Kloster Entschlossenheit und Kühnheit zu, unter den ängstlichen Nonnen waren Sie die einzige Heldin, Sie leiteten den ganzen Plan, Sie waren in den Ruinen, während man die Schätze vergrub — rede ich die Wahrheit?"

Charlotte antwortete nicht, ihr Schweigen bejahte seine Frage.

„Acht Tage nachher bemächtigte sich der Staat des Klosters. Damals war der Drache noch mit liegenden Gründen satt zu füttern, auch mochten die Beamten freundlich durch die Finger sehen. Nach goldenen und silbernen Gefäßen und Münzen ward nicht weiter geforscht — aber freilich, auch die Frau Aebtissin kehrte nicht wieder in ihr Kloster und in den Besitz ihrer Schätze zurück, wie sie gehofft; nicht einmal durch die Proclamation des Herzogs von Braunschweig und die Kanonade von Valmy. Der Schatz liegt jetzt todt da, für die Gutgesinnten wie für die Jacobiner. Ein Wort von Ihnen — und diese Goldstücke werden lebendig, sie verwandeln sich in Pulver, Kugeln und Büchsen. Die Könige und die Edelleute

haben die Klöster gegründet, ich denke, wir sind ihre rechtmäßigen Erben."

„Nein, Herr Baron", entgegnete Charlotte, „von mir werden Sie dies Geheimniß nicht erfahren! Noch lebt Frau von Belzunce, sie kennt den Platz in den Ruinen der Magdalenenkirche so genau wie ich —"

„Nicht so genau, denn Sie waren dort, während die Frau Aebtissin im Kloster für das Gelingen des Unternehmens betete."

„Und dennoch schweig' ich! Wir gehören nicht zu einander, ich will die Flamme des Bürgerkrieges ersticken, ehe sie ausbricht, Sie wollen sie schüren. Sie wünschen einen blutigen Kampf, das Verderben Frankreichs, ich trachte nach dem Frieden."

„An Frieden glaubst du, Mädchen? Nur den Schrecken wird deine That verdoppeln."

Indem kehrte Marcel von seinem Beobachtungsposten zurück und von dem Wohnhause her fiel ein heller Lichtschein durch die Gänge des Gartens.

„Wo bist du, Charlotte, Herr Marcel?" so rief schon aus der Ferne Genoveva.

„Die Leute sind durch die Gasse gegangen", sagte darüber Marcel zu Pontmartin, „Sie können ohne Gefahr den Garten verlassen."

„Aber nicht durch jene Thür!" erwiderte der Baron. „Dazu bin ich doch ein zu schlauer und zu oft gehetzter Fuchs. Ich gehe durch das Haus; die Diener werden nicht viel Acht auf mich haben und die Spürnase, der alte François, respectirt mich als Gespenst. Fast könnte ich Ihren Vater um eine solche treue Seele beneiden. Vergessen Sie meinen Brief nicht! Gute Nacht,

Bürgerin!" — und nun noch heimlich zu ihr: „Die Stelle! Wo liegt der Schatz? Bei Ihrer Liebe zu Barbaroux..."

Marcel war schon Genoveva entgegengegangen, um zu sehen, wer von der Dienerschaft sie begleite.

Bei dem Namen Barbaroux entfärbte sich Charlottens Antlitz. „Ich habe nie diesen Mann geliebt!" sagte sie kalt.

„Nun denn, bei Ihrer Freundschaft zu ihm! Soll ich ihm keinen Gruß von Ihnen bringen?"

„Das Gerücht geht schneller als Sie. Gute Nacht!"

Wie in den Boden gewurzelt, blieb Pontmartin, als sich Charlotte von ihm wandte, stehen. Der Schein des Windlichts, das der alte François trug, fiel auf ihn. Vorsichtig hatte der alte Diener die Augen niedergeschlagen, er wollte nichts bemerken. Desto schärfer spähte Genoveva umher, ihr verkündigte die Ahnung das Herannahen eines Gewitters. Einen halblauten Schrei stieß sie beim Anblick des Fremden aus, den sie nur zu gut kannte; da umschloß er sie auch schon, preßte sie an seine Brust und erstickte das Wort, das sie aussprechen wollte, mit seinen Küssen. Dann den Hut hastig in die Stirn gedrückt, im Sturmschritt an François vorüber ... nun war er aus ihren Augen.

Halb war es Besorgniß um den seltsamen Mann, der ja auch Genoveva's Vater und seines Hauses Freund war, halb eine ihm unerklärliche Abenteuerlust, die Marcel dem Davoneilenden nachtrieb. Doch hatte er Besonnenheit genug, oder eine plötzliche Voraussicht in die Zukunft, daß er den Brief an seinen Vater, den ihm der Baron vorhin

übergeben, in die Hände Genoveva's legte, die ihn selbst umsonst festzuhalten suchte.

Die beiden Mädchen waren allein.

Als erwache er aus einem Traume, öffnete François seine Augen und fragte verschmitzt: „Ist das Gespenst geflohen?"

„Gott schütze sie!" flehte Genoveva, furchtsam an Charlottens Schulter sich schmiegend. Charlotte hatte ihren Arm um den Leib der Freundin geschlungen, als wollte sie dies Kind vor jeder Fährlichkeit schützen. Wieder trat in dieser Bewegung das Priesterliche ihres Wesens und ihrer Erscheinung hervor.

„Und in dieser Noth muß Herr Lecomte nicht bei uns sein", klagte Genoveva. „Herr Marcel ist verwegen; ach, Charlotte, du kennst ihn nicht, seine Tollkühnheit; er stürzt sich ins Verderben, sich und meinen ..."

Da raffte sich François zu einer bei ihm seltenen Energie auf. „Gehen Sie ins Haus, meine Damen! Es hat niemals Glück gebracht, an einem Orte zu weilen, den die Gespenster besuchen. Ich werde dem jungen Herrn nachgehen."

„Der Alte hat recht, komm!" Charlotte zog das Mädchen mit sich fort.

Aufmerksam leuchtete François noch einmal in der Runde umher, er gewahrte kein verdächtiges Anzeichen, das vielleicht, wenn die Polizei in das Haus dringen sollte, das „Gespenst" hätte verrathen können. Wie eine ansteckende Krankheit, die gleichsam durch die Luftströmung sich weiter verbreitet, hatte damals derselbe Argwohn alle ergriffen: vom Feinde verfolgt, verwischt der Indianer die Spur seiner Schritte, so suchte jeder seine Hand-

lungen zu verbergen, seine Wege zu verheimlichen; auch das Geringfügigste ward verdächtig. Darum folgte François erst, nachdem er seinen Späherblick umhergeschickt, der einem Häscher Ehre gemacht, den voranschreitenden Mädchen.

Je mehr sie sich dem Hause näherten, desto lauter drang verworrenes Geschrei, Lärmruf, Waffengeklirr von der Straße herüber.

„Sie sind verloren!“ rief Genoveva schluchzend.

Auch François zitterte, hin und her schwankte das Windlicht in seiner Hand.

Aus dem Hause kam ihnen eine Dienerin entgegengestürzt: „Ach, das Unglück! Ach, das Elend! Unser guter Marcel ist gefangen! Aber unsere Leute sind daran, ihn wieder zu befreien. O, Fräulein Genoveva, es ist schrecklich! Was wird der Bürger Lecomte und die Frau dazu sagen? So tummle dich doch, alter François, und hilf deinem Herrn!“

In gewaltsamer Aufregung wollte sich Genoveva von Charlotten losreißen, um den Geliebten zu retten: „Laß mich zu ihm! Ich muß, ich muß! Ihn befreien oder mit ihm sterben!“

Nur Charlotte bewahrte in dieser allgemeinen Verwirrung ihre Unerschrockenheit. „Du würdest ihn nicht retten, nur verderben!“ sagte sie. „Trockne die Thränen, sei standhaft!“

Schon kehrten auch die Diener von der Gasse zurück; François hatte sein Licht auf den Tisch gestellt, an dem Herr Joseph Lecomte zu lesen pflegte, und suchte mit allen erdenklichen Trostgründen die weinende Genoveva, die am Busen Charlottens lag, zu trösten. Umher stand in halb-

lautem Gespräch die Dienerschaft, alle rathlos, bestürzt, mit unverkennbarer Theilnahme ihre junge Herrin betrachtend. Die fremde Dame erregte in diesen Augenblicken weniger ihre Neugierde, als es im gewohnten Lauf der Dinge geschehen sein würde. Doch antworteten sie auf ihre Fragen und Charlotte erfuhr dies: Als Marcel das Haus verließ, hatte zufällig eins der Mädchen aus der Küche ihm nachgeblickt; sie glaubte, daß kurz vor ihm ein Mann die dunkle Hausflur entlang geschlichen sei und die andern hatten sie darüber, über ihre Furcht, geneckt; das wäre das Gespenst des alten François. Darum sei sie Marcel gefolgt und vor die Hausthür getreten; kaum zwanzig Schritte sei er in die Straße hineingegangen, als zehn Männer, Munizipalgardisten, aus einer Nebengasse hervorgestürzt und über ihn hergefallen seien. Sie habe laut um Hülfe geschrieen und die Diener aus dem Hause gerufen. Andere Leute aus dem Viertel wären hinzugekommen, hätten Marcel Lecomte erkannt und ihn nicht fortführen lassen wollen. Ein Streit, eine Schlägerei sei ausgebrochen, die Gardisten hätten ihre Säbel gezogen. Da habe Marcel gerufen: „Achtung vor dem Gesetz! Diese Leute sollen mich vor den Richter führen; wenn ihr Patrioten seid, laßt sie in Frieden. Ich bin Marcel Lecomte, in Paris kennt jedes Kind meines Vaters Namen! Laßt doch sehen, was sie mir anhaben wollen!“ Darauf hätten alle „Hoch, Bürger Marcel!“ geschrieen und die Häscher hätten ihn fortgeführt.

Auf's neue erwachte der Schmerz und die Verzweiflung Genoveva's: „Sie tödten ihn! Laß mich! Er soll nicht ohne mich sterben!“ Aber die Kraft des jungen Mädchens

war erschöpft, in François' Armen brach sie zusammen. Eine wohlthätige Ohnmacht raubte ihr die Besinnung. Auf Charlottens Befehl trugen sie die Dienerinnen in ihr Gemach. Eine Weile hielt sie selbst dann beide Hände an die Schläfen gepreßt, die Augen verhüllend, tief nachdenklich . . . als sie die Hände herabnahm, stand nur der alte François ihr gegenüber, leise weinend, in dem düstern Schein des im Winde, der sich stärker erhoben, hin- und herflackernden Lichts.

„Unser einziges Kind! Der arme Herr, die arme Mutter! Wie werden sie's tragen?"

Und Genoveva, die ihn liebt — und alle unglücklich durch dich: das schnitt in Charlottens Herz. Auf der Erde lag der Brief Pontmartins an Joseph Lecomte, er war Genoveva entfallen. Ihn aufhebend, mit einem Stift ein paar Zeilen darauf kritzelnd und dem Diener gebend: „An deinen Herrn. Er soll damit zu Danton, zu Robespierre . . . und Marcel ist frei", war schnell wie das Leuchten und Erlöschen des Blitzes von Charlotten gethan.

Aus dem Hause schollen Stimmen: „Der Wagen des Herrn! Da ist Bürger Joseph Lecomte! François, wo seid Ihr?"

François eilte, das Schreiben in der Brusttasche verbergend, fort; einige Minuten stand Charlotte noch an dem Tische. Im Hause war der Lärm verstummt, Herr Joseph Lecomte hatte alle in den Saal des Clubs treten lassen.

„Morgen", hauchte sie für sich, „morgen soll diese Stadt Frieden haben."

Ungehindert und ungesehen kam sie durch die Flur, aus dem Hause, in die Straße.

War alles nur ein Traum gewesen? Sie aber griff mit der Hand in die Luft, als wolle sie daher eine Waffe sich holen.

VII.

Eine Stunde später, als Charlotte in ihr Zimmer im Hôtel de la Providence zurückgekehrt war, entlud sich ein schweres Ungewitter in Sturm und Regen über Paris.

Unangefochten war sie ihres Wegs gegangen; ein- und ein andermal hatte sie einen der ihr Begegnenden nach der Richtung gefragt, die sie einzuschlagen habe. Diese Nothwendigkeit, auf ihren Weg Acht zu haben, hielt ihre Gedanken zusammen in der Wirklichkeit und besänftigte zugleich die wilde Unruhe ihres Herzens. Einmal aber in Sicherheit, in dem Gemach, das sie verschloß und verriegelte, löste sich ihre Erregung in einen Thränenstrom. In leidenschaftlicher Uebertreibung klagte sie sich wieder der Schuld an der Gefangennahme Marcels, an dem Jammer seiner Familie und Genoveva's an. Es rächte sich nun, daß sie in den letzten Minuten, während deren sie im Garten der Lecomte's verweilt, ihrem Gefühl Gewalt angethan. Doch war ihre Seele zu heldenhaft und männlich, um sich lange den Thränen und nutzloser, unthätiger Reue hinzugeben. Der ausbrechende Sturm, der in den hohen Schornsteinen des Hauses heulte und pfiff, der Regen, der an die Scheiben schlug, berührte sie magisch wie ein elektrischer Strom. Ihnen fühlte sie sich wahlverwandt, wie neubelebt in ihrer Umarmung. Sie öffnete das Fenster und ließ ihr Haar von den Windstößen zerwühlen. Kein Stern am Himmel . . . schwer ineinander-

geballt, schwere, dunkle, riesige Wolken. Trübbrennend die Laternen in der finstern Straße — nur spärlich aus den Fenstern der hohen Häuser schimmert hier und da der Schein eines Lichts, einer Lampe. David Bruneau's Laden ist längst geschlossen und mit seinem Schilde spielt der Sturm — noch ein Stoß und es ist herabgeworfen. So dunkel und gestaltlos wie die nächtigen Wolken, auch von einem innern Sturm getrieben, jagten Charlottens Gedanken. Nur lichtete sich der Himmel nicht, während sie mit jedem Augenblicke fester, klarer, heroischer wurde. Gerade, als sie ihr Fenster schloß, fiel Bruneau's Schild auf das Pflaster der Straße. So ist des Menschen Herz, das Widersprechendste hat Raum darin, nebeneinander. Charlotte lächelte und dachte: morgen wird Marat so am Boden liegen.

Von dem Nachtmahl, das ihr die vorsorgliche Wirthin hatte auf den Tisch stellen lassen, genoß sie nur wenig. Bald wollte sie an Barbaroux, dem sie einen Bericht ihrer Reise versprochen, bald ihrem Vater schreiben, ihn um Vergebung zu bitten, daß sie sein Vertrauen getäuscht hätte und statt nach England, wie sie bei ihrer Abreise aus Caen vorgeschützt, in den Tod gegangen wäre. Allein sie gab beides auf — ging langsam im Gemach auf und nieder, jetzt ihre Schritte zählend, jetzt in den Alkoven blickend, wo der Vorhang des Bettes sich leise im Zugwinde bewegte. Ihre goldene Uhr zog sie auf und legte sie auf das Gesims des Kamins, aus ihren Sachen wählte sie ihren Anzug für den kommenden Tag. Diese Geschäftigkeit zerstreute und ermüdete sie zugleich; sie setzte sich in einen der alten Lehnstühle und schloß die Augen.

Waren es die aufregenden Begebenheiten des Abends,

die dieses Gesicht hervorriefen, war es die Befangenheit ihrer Seele, die in diesen Vorstellungen gleichsam festgebannt? Sie erlebte jene Novembernacht ihrer Jugend noch einmal im Geiste.

Es war zu Roncerav, auf dem Gute ihres Vaters. Sie zählte damals siebzehn Jahre und hatte das Kloster verlassen, einige Zeit bei ihrem Vater und ihren Geschwistern zu leben. An jenem Abend nun war sie in dem kleinen Hause fast allein. Die beschränkten Vermögensverhältnisse des Herrn de Corday d'Armont gestatteten ihm nicht, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten. Die Knechte, die sein Feld bestellten, wohnten in dem eine Viertelmeile entfernten Dorfe, im Hause selbst lebten nur eine alte Dienerin, die der Küche vorstand, ein alter Diener, der sich gern Kammerdiener des gnädigen Herrn nennen ließ, und ein jüngerer Bedienter, dem, je wie es die Umstände erforderten, das Amt eines Kutschers, eines Jägers und eines Hausknechts zufiel. Dieser hatte an jenem zehnten November den Herrn und die beiden jüngern Schwestern Charlottens zu einem der Gutsnachbarn gefahren, dessen Gattin ihr Wiegenfest feierte. Der Tag war schön gewesen, sonst würde Herr d'Armont, der nichts mehr verabscheute als regnerisches Wetter, schwerlich gegangen sein. Er hatte versprochen, am Abend wieder heimzukehren, schon aber hatte die Wanduhr die achte Stunde verkündigt und er war noch nicht da. Ihn erwartend, saß Charlotte in der untern Stube des Hauses, in die Lebensgeschichten griechischer und römischer Helden vertieft, die Plutarch geschrieben und die zur Zeit der Hugenottenkriege Amyot in seine alterthümliche und naive französische Sprache übertragen hat. Ein Kopfschmerz, der schneller vorüberging, als sie gehofft,

hatte sie verhindert, die Fahrt mitzumachen; zur heimlichen Zufriedenheit ihres Vaters, der es nicht liebte, sein Haus allein der Obhut der Diener zu überlassen. Ihrerseits fühlte sich Charlotte nie wohl und behaglich in der Gesellschaft der Landedelleute und ihrer Damen; der Stolz, der ihr angeboren war, ließ sie mit einer gewissen Geringschätzung auf diese in den kleinlichsten Verhältnissen und Interessen des Lebens befangenen Kreise herabblicken; die Einsamkeit und ihre Bücher zog sie allen Gesprächen und Spielen vor, die sie in der Umgegend von Ronceray, in den Häusern der Freunde ihres Vaters hätte genießen können. Es berührte sie schmerzlich und bereitete ihr eine Art körperlicher Pein, wenn man sie unsanft aus ihrer poetischen Welt riß und die rauhe und häßliche Wirklichkeit ihr entgegentrat. Heute aber war es ihr doppelt angenehm, der Einladung nicht gefolgt zu sein. Je trüber und melancholischer am Spätnachmittag sich das Wetter gestaltete, um so ungestörter von der Außenwelt spann sie ihre Träume weiter, malte sie sich ihre Helden größer, stattlicher und schöner aus. Mit ihnen, mit römischen Adlern und Siegeszeichen bevölkerte und schmückte sie das dürftig ausgestattete Gemach; es ward ihr zum Tempel, zum Forum. Sie merkte nicht, wie Stunde nach Stunde verrann, bis Antoine mit einer ängstlichen Frage wegen des langen Ausbleibens des Herrn sie aufschreckte. „Der Vater wird warten, daß der Sturm sich legt“, meinte sie, „oder die Montgérards werden ihn nicht in diesem Unwetter von sich lassen.“ Dem Alten schienen diese Bemerkungen, so natürlich sie waren, doch nicht einzuleuchten; er murmelte etwas von bösen Vorzeichen, daß vielleicht ein Unglück geschehen sei, vor sich hin. Charlotte war

sorgloser, sie hatte niemals Furcht gekannt. Sie befahl der alten Martha, Brot und Wein hereinzubringen, im Fall der Vater bei seiner Heimkehr sich noch erfrischen wollte, und dann zu Bett zu gehen, sie würde wachen. Die Dienerin gehorchte, Antoine aber bestand darauf, die Wache mit seiner jungen Herrin zu theilen. Trotz des Sturms, der seine alten Glieder schüttelte, ging er noch einmal um das ganze Haus, schloß die Fensterladen, nahm den Hund vom Hofe und seiner Kette in die Vorflur hinein und verschloß die Thür mit solcher Vorsicht, als hätte die berüchtigtste Diebesbande der Normandie ihm ihren Besuch angesagt. Doch entdeckte er bei all seinem Spähen nichts Verdächtiges und Charlotte vermochte sich sein Benehmen um so weniger zu erklären, wenn sie in dem Zimmer umherblickte. Konnte dieser bescheidene Hausrath die Habgier verwegener Menschen reizen? Diese verblichenen, hier und dort zerrissenen Ledertapeten, der Schrank von Eichenholz, die dunkel gewordenen Stühle, das ausgeblaßte, blaustreifige Zeug, mit dem der Lehnsessel ihres Vaters überzogen war, auf dem Tisch die zinnernen Teller . . . wie stach das so ärmlich und kläglich gegen ihr Phantasiegebilde, die Herrlichkeit Athens und die Pracht Roms ab! Sie vergaß nur, daß es eben noch viel größere Armuth, drückenderes Elend gäbe, vor dem die Bedürftigkeit ihrer Familie als Wohlstand und Reichthum erschien.

Im Hause und draußen regte sich außer dem Brausen des Orkans und dem Plätschern des Regens nur selten ein Laut. Zuweilen stieß der Hund, der vor der Schwelle ihrer Thür lag, einen kurzen, scharfen Ton aus. Eintönig ging der Pendelschlag der Uhr auf und ab — die Ewig-

keit in Tropfen zerfließend. Eine Stunde und länger las sie, plötzlich fing ein unheimliches, sie bedrückendes Gefühl sich in ihr zu regen an. Wo blieb nur der Vater? fragte sie sich jetzt selbst, wie vorher Antoine gefragt. Ihre Züge wurden ängstlicher; sie hielt es auf ihrem Stuhl nicht mehr aus, sie erhob sich und leuchtete im Gemach umher. Auf der Schwelle regte sich der Hund, sonst war alles still, wie es gewesen. Und doch war es ihr, als wäre etwas Fremdes im Zimmer, ein Unsichtbares, das alle ihre Kräfte lähmte. Da — war das nicht ein Schlag gegen die Hausthür? Aber es konnte der Sturm sein. Bellend fuhr der Hund in die Höhe. Und wieder ein Schlag ... „Antoine! Antoine!" rief Charlotte, das Zimmer öffnend. „Hörst du das Pochen?"

Mit schlotternden Knieen kam der Alte die Hausflur entlang geschlichen. „Ich hörte es!" keuchte er. „Es sind Diebe, Räuber, die uns überfallen wollen..."

„Die pflegen doch ihre Ankunft nicht durch Klopfen anzuzeigen. Es kann ein verirrter Wanderer sein!"

„Oeffnet nicht! Unser Haus liegt abseits von der Straße —"

„Oeffnet, wenn ihr Menschen seid!" schrie draußen eine heisere, krächzende Stimme.

„Es ist ein Armer, ein Bettler", sagte Charlotte.

„Traut ihm nicht! Diese Landstreicher sind freche Burschen!"

„Schäme dich deiner Furcht! Hierher, Pirat!" Und sie lockte den Wolfshund, der an ihr emporsprang.

„Haha!" lachte es draußen. „Menschengesindel! Ihr laßt mich liegen in Nacht und Wind, im Graben der Landstraße! Verschmachten, verhungern! Fluch über euch!"

„Wartet, ich komme!“ antwortete Charlotte von drinnen mit jenem gebieterischen Ton, der schon damals in ihrer Stimme lag.

Und ohne auf die Bitten und Beschwörungen Antoine's ferner zu achten, eilte sie in das Gemach, nahm die Lampe — blickte, in einer dunklen Vorahnung, als würde sie sich vertheidigen müssen, nach einer Waffe suchend, im Zimmer umher, ergriff eins der Messer auf dem Tisch — ihr Vater pflegte das Brod damit zu schneiden —, steckte es in den Gürtel ihres Kleides und war im nächsten Augenblick an der Pforte. Dicht neben ihr stand der Hund, die Zähne fletschend, Antoine hatte sich in den Hintergrund geflüchtet. Es kostete dem jungen Mädchen einige Mühe, ehe sie alle Riegel gelöst, das schwere Schloß geöffnet. . .

Ein kurzes Gebell stieß der Hund aus; ihre rechte Hand legte Charlotte auf seinen Kopf, um ihn zu beruhigen und von einem Angriff auf den Fremden abzuhalten, mit der linken erhob sie die Leuchte. „Kommt herein“, sagte sie, „im Namen der Menschlichkeit!“

Der Mann, der bei diesen Worten Charlottens eintrat, hatte von einem Diebe oder Räuber, wie er, bis an die Zähne bewaffnet, Blutgier in den Augen, den Säbel schwingend, der Phantasie des in die Knie gesunkenen Antoine vorschwebte, nichts. Vom Regen troff sein Mantel, sein Hut, sein struppiges Haar; bleich und hager war sein Gesicht, von langer Wanderschaft und vom Hunger entstellt. Als ihn der Lichtschein traf, schloß er die Augen; sie waren so an die Dunkelheit gewöhnt, daß der plötzliche Schimmer sie schmerzte. Er hinkte mit dem rechten Fuße und mußte, um nicht zu fallen, sich an die Wand lehnen.

Sein Aussehen erweckte mehr das Gefühl des Mitleids als der Furcht, und dennoch empfand Charlotte einen unbeschreiblichen Widerwillen, das tiefste seelische wie körperliche Mißbehagen ihm gegenüber, noch ehe er ein Wort geäußert.

„Kommt näher!“ sagte sie; aber ihre Stimme war nicht mehr so fest als früher. „Schließ die Thür, Antoine!“

Indem öffnete der Fremde seine kleinen, funkelnden schwarzen Augen, schaute forschend in der Vorflur sich um, in das Gesicht des jungen Mädchens, nahm seinen Hut ab und warf ihn auf die Fliesen des Bodens. „Vergebung, mein Fräulein“, begann er, „wenn ich Sie vorhin durch mein ungestümes Pochen und Schreien erschreckt habe. Allein seit zwei Stunden irre ich in diesem fürchterlichen Wetter umher, niemand begegnete mir, den ich um Auskunft hätte fragen, um ein Obdach hätte bitten können. Der letzte, den ich kurz vor dem Ausbruch des Unwetters gesehen, war ein Bauer, der mir ein Dorf nannte, das hier in der Nähe liegen muß, wo ich übernachten könnte. Ich will nach Argentan. Dem wanderte ich zu, aber ich verfehlte in Sturm und Finsterniß den richtigen Weg. Meinen Aerger, meine Verzweiflung während meines Umherirrens schildere ich Ihnen nicht — das sind Dinge, die Sie nie erfahren werden, Schattenseiten der Welt! Haha!“ Und er schlug sein höhnisches und trotziges Lachen auf. „Da erschien mir unerwartet ein kleiner, schwacher Lichtschimmer, er kam aus Ihrem Hause. Entschlossen wandte ich mich hierher — ich stürzte in den Graben, der neben der Landstraße läuft, und verletzte mir den Fuß. Vielleicht war dieser Fall nöthig, um die erloschene Kraft meines

Willens wieder anzuspornen; ich raffte mich auf, schleppte mich weiter — da bin ich!" Der Ton seiner Stimme war kreischend und rauh, wie die Landstreicher zu reden pflegen, aber seine Worte, die Art, wie er sie zu setzen wußte, verriethen einen gebildeten Mann; und wie sehr sich auch Charlotte von dem Fremden widerwärtig und schmerzlich berührt fühlte, die Neugierde, welche diese seltsame Begegnung, das ganze Wesen des Mannes in ihr hervorgerufen, war stärker als ihr Unbehagen.

„Nehmen Sie dann unser Haus als Obdach an!" erwiderte sie. „Mein Vater und meine Geschwister müssen in dieser Stunde von einem Besuch in der Nachbarschaft heimkehren. Lassen Sie sich bis dahin meine Gastfreundschaft gefallen!"

„Zu viel Redensarten für einen armen Wanderer! Häng' meinen Mantel auf, alter Maulwurf!" sagte der Fremde mit einer Wendung, die scherzhaft sein sollte, zu Antoine: „Guck' mich nicht so von der Seite an! Ich bin leider kein Straßenräuber, sondern ein Ritter der Wahrheit."

Damit folgte er der voranschreitenden Charlotte in das Gemach.

„Nehmen Sie fürlieb mit Brod und Wein!" Sie zeigte auf den gedeckten Tisch und rückte ihm einen Sessel hin: in diesem Stuhle pflegte ihr Vater zu sitzen.

„Ich danke, ich danke!" Er saß schon und zerschnitt ein Stück Brod.

Einige Minuten stockte jedes Gespräch; der späte Gast suchte nur seinen Hunger und seinen Durst zu stillen. So gewann Charlotte Muße, ihn genauer zu betrachten. Sie saß abseits vom Tische, im Schatten der Fensternische,

während das volle Licht der Lampe auf ihn fiel. Ein Mann, über vierzig Jahre hinaus, klein, von schmächtigem Bau, mit unregelmäßigen Zügen, darin viele Leiden und eben so viele Leidenschaften sich eingegraben, die Haare zerzaust, die Augen in beständiger, unruhiger Bewegung, von einem Glanz, der von den Irrlichtern geborgt zu sein schien, in verwahrloster Kleidung, mit zerrissenen Schuhen, ein rothes Tuch in langen Zipfeln um den nackten Hals geschlungen: die ganze Erscheinung häßlich, gnomenhaft und doch bestrickend — wie es Schauspiele giebt, von denen wir trotz all ihrer Schreckhaftigkeit und dem Widerwillen, den sie uns einflößen, doch nicht die Blicke abzuwenden vermögen; denn auch das Entsetzliche und Häßliche hat seinen Zauber. Nie vorher hatte Charlotte solch einen Mann gesehen. Die Armen, die sie kannte, waren Bettler, Leute aus dem Dorfe, im schlimmsten Fall Landstreicher; sie hatte ihnen ein Almosen gereicht, nach ihrem Elende gefragt, ihren Klagen zugehört, aber niemals aus ihrem Munde Worte vernommen, wie sie der Fremde zu ihr gesprochen. Aber vielleicht war er wohlhabend und nur durch einen Zufall, durch ein grausames Geschick in diesen traurigen Zustand versetzt worden. Doch auch unter den Personen ihrer Umgebung, die einem vornehmern Kreis des Lebens angehörten, fand Charlotte niemand, den sie ihm vergleichen konnte. Alles an ihm war ihr absonderlich, widerspruchsvoll, es stand im schärfsten Gegensatz zu ihren Vorstellungen von der Welt und dem Dasein. Und so merkte sie nicht, daß sie selbst in ihrer idealen Hoheit, mit dem Schwung ihrer Seele, der Reinheit ihrer Empfindungen zu dem Fremden in seiner Roheit, seiner schmutzigen Erscheinung, dem frechen und spöttischen Aus-

druck seines Gesichts, das nur ein allzu getreuer Spiegel seines Innern war, diesen Gegensatz bildete, daß in ihnen beiden sich Dunkel und Licht entgegentraten.

Er hatte seinen Hunger gestillt, ein und ein anderes Glas von dem leichten rothen Landwein der Normandie geleert und blickte jetzt nach seiner Wirthin hinüber. „Sie müssen mich für einen Wärwolf halten — ich hatte seit dem Morgen nichts gegessen. Ein jämmerliches, niederträchtiges Geschöpf, der Mensch! Er hat dieselben Bedürfnisse wie das Thier, aber er ist zu hochmüthig, sie ebenso zu befriedigen: mit dem Gras des Feldes und dem Wasser des Stroms. Wie oft hab' ich den Firlefanz abgeschworen und mich ganz in deine Arme werfen wollen, heilige Natur! Wie oft! Die Erziehung aber macht uns zu Sklaven des Genusses und des Vorurtheils... Meinen Dank für Ihre Bewirthung, Fräulein!"

„Sie war gering, aber ich hatte keine bessere."

„Bessere? Hm! Wie viel Menschen haben Brod und Wein zum Nachtmahl? Unter Hunderten kaum einer! Die Welteinrichtung ist nicht einen Heller werth!"

Hin und her schweiften seine Augen im Gemach, die Ledertapeten auf und ab, zu den Kupferstichen, die über der Thür hingen und Bilder und Landschaften Poussins darstellten — wie eine Feder, die in die Höhe schnellt, sprang er vom Stuhl auf, hinkte nach dem Fenster und stellte sich vor Charlotte.

„Haben Sie immer in dieser Einsamkeit gelebt?" fragte er.

„Bis zu meinem dreizehnten Jahre; darauf schickte mich der Vater zu den Nonnen der heiligen Dreifaltigkeit nach Caen."

Der Fremde zuckte die Schultern. „Zu den Nonnen! Aus den Klöstern sollen die künftigen Mütter des Volkes hervorgehen? Welch ein Wahnsinn! Mit Feuer und Schwert müßten diese Nester der Unwissenheit und des Aberglaubens von dem Erdboden weggetilgt werden!“ Ihre Antwort wartete er nicht ab; er ging an den Tisch zurück und ergriff das Buch, das Charlotte dort hatte liegen lassen.

„Plutarchs Timoleon . . . Wol die Lectüre Ihres Vaters?“

„Nein! Ich selbst las im Plutarch, ehe Sie kamen.“

„Sie lasen die Geschichte des Timoleon? Der, sein Gesicht in den Mantel verhüllend, dabei stand, als sein Bruder, der Tyrann, unter den Dolchen der Verschworenen starb?“

„Ich las sie und bewundere Timoleon.“

Seine Arme schlug der Gast über der Brust ineinander und schaute nachdenklich das Mädchen an. „Sie bewundern Timoleon?“ murmelte er. „Wissen Sie, daß nur die wenigsten Männer so empfinden wie Sie, ein Mädchen!?“

„Ich weiß es nicht, ich sage nur, wie ich fühle.“

„Bei alledem, es ist eine vergessene Geschichte, die nicht wiederkehrt.“

„Ist die Erde frei von Tyrannen? Sollte es nie mehr Männer wie Timoleon oder Brutus geben?“

„Hm“ — Der Fremde schwieg und kehrte sich von ihr ab. Ihn beschäftigte die räthselhafte Erscheinung: die Tochter eines Landedelmannes, in einem Kloster erzogen, eine Leserin Plutarchs! . . .

Draußen hatte indeß der Sturm seine Schwingen gesenkt, nur zuweilen schlug noch ein Regenschauer gegen

die Fensterladen. Auch der Hund, der vor der Thür auf der Schwelle lag und zuerst unter wüthendem Gebell daran emporgesprungen, hatte sich beruhigt. War der Fremde trotz seines wüsten Aussehens doch ein glückbringender Gast?

„Haben Sie einen Geliebten?“ fragte er plötzlich, sich wieder zu Charlotte wendend. Und als er eine dunkle Röthe, halb des Zornes, halb der Scham, über ihr Gesicht sich breiten sah, fuhr er fort: „Nein! Aber es wird die Zeit kommen, wo Sie lieben werden; dann werden Sie den Schwätzer Plutarch und seine albernen Geschichten vergessen.“

„Ist das thöricht, was unser Herz mit Begeisterung und Liebe zur Tugend erfüllt?“

„Tugend? Was wissen Sie von der Tugend? Sie sind ein Kind in der Welt. In drei Jahren werden Sie anders denken, anders sprechen. Die Menschen sind boshaft, lügnerisch, selbstsüchtig. Das Leben ist ein Schiffbruch und die Schiffbrüchigen kennen kein Erbarmen; der Bruder reißt den Bruder von der Planke, um sich zu retten. Ich oben — du unten! dies Gesetz regelt die Welt. Ihr Timoleon da war ein Narr, ein großherziger Narr meinetwegen. Wehe dem, der für das Wohl der Menschheit arbeitet! Sie steinigen oder kreuzigen ihn. Wie Sie mich da sehen, quäle ich mich seit zwanzig Jahren für die Armen, streite ich für die Wahrheit — das ist mein Lohn: ich muß um ein Stück Brod betteln.“

„Der Weise“, entgegnete Charlotte, „hat mein Lehrer“ — und sie wies auf den aufgeschlagenen Band des Plutarch — „mich gelehrt, findet seinen Lohn in sich selbst.“

„Empfindet Ihr Philosoph keinen Durst, keinen Hunger? Hat er keine Augen, die Herrlichkeit der Welt zu

betrachten? Rollt kein Blut in seinen Adern? Pocht sein Herz nicht begehrlich? Entweder ist er ein Lügner mit seiner heuchlerischen Entsagungsmiene oder ein Sklave, der nicht zu begehren wagt. Warum muß ich mein Haupt auf einen Stein der Landstraße niederlegen, während ein Reicher sich auf seidenen Kissen wälzt? Wo ist die Gerechtigkeit des Schöpfers, wo die Harmonie des Weltalls? Jener Reiche hat betrogen, gestohlen, verführt: aber er ist reich; ich bin ehrlich, arbeitsam, aber ich bin arm. Genieße, ruft das Schicksal dem einen zu; darbe, befiehlt es dem andern. Harmonie der Welt . . . oho, die Gesellschaft ist ein alter irdener Topf, der längst in hunderttausend Scherben zersprungen wäre, wenn ihn die Kesselflicker, die Priester und die Könige, nicht immer aufs neue mit ihren Drähten umflöchten.“ Er hielt inne, griff mit der Hand an seine Stirn, als wollte er sich Ruhe gebieten, zuckte verächtlich wieder die Schulter... „Ich schwatze Unsinn, Sie verstehen mich nicht!“

Ein gewisses Recht mochte er, wenn er Charlotte betrachtete, wol zu seiner Aeußerung haben; sie saß auf ihrem Stuhl in der Fensternische, starr geworden von seinen Worten wie in dem Anblick einer seltenen und gewaltigen Naturerscheinung. Oft war ihre Phantasie über die Grenzen ihrer engen Häuslichkeit, über die Mauern des Klosters in die Ferne hinausgeschweift, aber diese Ferne strahlte von Gold und Purpur, überall in dem Lande ihrer Einbildung standen Tempel und Paläste, auf allen Wegen kamen Helden, edle Frauen daher . . . Wie anders war die Welt des Fremden! Und er war draußen gewesen, er hatte den Schiffbruch des Lebens erfahren — er durfte

mit einigem Mitleid auf sie, das arme unwissende Mädchen herabsehen.

„Waren Sie jemals in Paris?“ begann er wieder.

„Nein, über Argentan und Caen bin ich noch nicht hinausgekommen.“

„Aber Sie haben Sehnsucht nach dem rauschenden, bunten Treiben einer großen Stadt?“

„Sie sind der erste, der dies Wort zu mir spricht. Mein Vater ist nicht reich, ich habe früh von ihm Genügsamkeit gelernt.“

„Und wollen hier bleiben? Hier wie ein Grashalm ausgehen?“

„Wäre dies Schicksal so beklagenswerth? In der Mitte der Seinen zu wirken, für sie zu leben?“

„Ja, Sie haben eine Heimat, ein wohleingerichtetes Haus, einen Garten, dessen Bäume mit Ihnen groß geworden sind! Sie werden heirathen, Mutter werden — es ist immer derselbe Trödel!“ Und als ergriffe ihn wieder sein eigenstes Wesen, die dämonische Lust des Spottes, welche der Anblick des jungen Mädchens, der Ausdruck des Friedens in ihrem Gesichte so lange gebändigt, mit erneuerter Gewalt, drehte er die Brosamen auf dem weißen Tischtuch zu kleinen Kügelchen, schlenderte sie gegen die Wand und rief: „Warum brachte uns Prometheus das Feuer des Himmels? Es hat keine größere Dummheit gegeben als diese. Die Thiere sind die glücklichsten aller Geschöpfe, seit Jahrtausenden aber keucht die Menschheit in Elend und Noth, von der Geburt zum Tode, und flickt sich diese Jämmerlichkeit mit bunten Lappen und Goldflittern aus. Liebe, Freundschaft, Tugend, sagen sie; drei Genien, die das Leben beschützen, veredeln. Ja,

für die Narren und die Abergläubischen. Freundschaft! Wer mir einen Dienst erweist, wen ich brauche, der ist mein Freund! Was ist Liebe? Ein Haufen Kehricht und Schmutz, der in Flammen gesetzt wird! Glauben Sie nie den verführerischen Blicken und Betheuerungen eines Mannes, lassen Sie sich nicht von den Wallungen Ihres eigenen Herzens betrügen, in diesem Triebe einen ätherischen Funken zu suchen. Sie sind das blinde Werkzeug der Natur; wozu, weiß ich nicht, aber die Natur bedarf täglich neuer Menschen und um zu ihrem Zwecke zu gelangen, spiegelt sie uns vor, wir liebten einander. Wir spielen mit Kegeln, die Gottheit mit Menschen und Würmern."

„Ein solches Dasein aufzugeben, je eher, je besser, wäre Pflicht und Trost."

„Wetter, es ist, als sei die Seele des alten Cato in Sie gefahren! Freilich thäten wir Alle am besten, uns an einem Baume aufzuhängen, aber die Bestie in uns hängt am Leben. Sie duldet die schrecklichsten Qualen, Schmach und Erniedrigung selbst, ehe sie sich durch einen entschlossenen Sprung in das Wasser rettet und die Atome des Leibes dem Nichts wiedergiebt. Sie sind zu jung und zu weich gebettet, um mit dem Selbstmord zu spielen, ich hab's gethan. Zwei Empfindungen lähmen unsere Hand: Feigheit und Hoffnung. Pfui über die Hoffnung, pfui über die Liebe — Nebel ist die eine, Schmutz die andere."

Ihre großen stillen blauen Augen erhob Charlotte zu ihm, der sich ihr wieder genähert hatte und sie mit seinem unheimlichen, halblauten, boshaften Gelächter anstarrte: „Hatten Sie keine Mutter, die Sie schützte und pflegte?"

„Wollen Sie dahinaus? Zuerst wird man verzogen,

geliebkost, gestreichelt, nachher gescholten, gemißhandelt, verstoßen. Die Jungen vertragen sich nicht mit den Alten in demselben Neste. Oh, ich liebte meine Mutter und wurde auch geliebt; ich liebe meine Geschwister: doch, bessert das mein Elend? Im Gegentheil, halten Sie solche Empfindsamkeit von sich fern! Es ist mein Unglück! Ich bin ein weichmüthiger Narr, der an der Milz leidet. Aeltern und Verwandte sind nur dazu da, daß wir sie begraben und beerben. Im übrigen hindern sie uns auf unserer Bahn. Die Familie ist die Sclavenkette, die wir nachschleppen. Wohl dem, der sie muthig zerreißt! Sie kennen ja die römische Geschichte — der gescheidteste unter allen Römern war Nero: er steckte Rom in Brand und tödtete Bruder, Gattin und Mutter. Eine halbe Million Menschen soll durch seine Verfolgungen und seine Raserei ums Leben gekommen sein. Fünfmalhundertausend Köpfe! Wenn man solch Blutbad doch einmal in unserm Frankreich erneuern könnte!"

Entsetzt sprang Charlotte auf. War er ein Wahnsinniger? War es ein Dämon des Todes, der menschliche Gestalt angenommen?

„Bleiben Sie in Ruhe, Fräulein!" lachte er, ihr Erschrecken bemerkend. Und zum Tische gehend, goß er das Glas Wein über die Platte: „Menschenblut ist nicht besser! Die Welt bricht nicht aus den Fugen, wenn eine Million Würmer weniger in ihr umherkriecht und die reine Luft mit ihrem Athem nicht mehr verpestet. Im Grunde bin ich ein Menschenfreund, meiner Kunst nach ein Arzt. Aber das Vorurtheil und meine reichen Collegen haben mich unterdrückt, meine Curmethoden als Tollheiten verlästert. Die Gesellschaft gab ihnen recht. Wie Ahasverus

bin ich umhergewandert, wie das gescheuchte Wild des Waldes. Ich redete überall die Wahrheit, ich riß allen die Larve vom Gesicht. In den erhabensten Empfindungen und Gedanken steckt nur Ein gesunder Kern: der Mensch will essen und verdauen. Das ist das Triebrad der ganzen Maschine. Aber ich langweile Sie — verschaffen Sie sich einmal die Werke des großen Philosophen Diderot und studiren Sie darin den Traum d'Alemberts. Hui, die Schuppen fallen einem da von den Augen und die Menschenherrlichkeit steht in ihrer Nacktheit vor uns! Wie gesagt, Nebel oder Schmutz: dazwischen hat der Sterbliche die Wahl. Hätte ich Geld, wäre ich ein Graf oder gar ein Prinz, würde ich Sie, wie Sie da sind, in meinen Wagen heben und Ihnen die Welt zeigen. Sie sind hübsch — Wetter, nein, Sie sind eine große Schönheit! Sie würden genießen wie Kleopatra, und wenn Sie klug wären, nicht so jammervoll enden wie die ägyptische Königin. Wahrhaftig, es räth Ihnen ein Freund! Sie sollten Ihr Glück versuchen! Mit Ihren Augen kann es Ihnen nicht fehlen!"

Diesmal verstand ihn Charlotte in Wirklichkeit nicht; sie hatte nur die Ahnung, daß er etwas Abscheuliches gesagt habe, und ein Aufruhr, wie sie ihn noch nie gefühlt, regte sich in ihrem Herzen. Die wunderlichsten Vorstellungen irrten durch ihren Kopf: Gedanken, Bilder, die bei andern Mädchen eine zärtliche Neigung oder eine heftige Leidenschaft erzeugt, wurden bei ihr durch die rohen und häßlichen Worte jenes Mannes hervorgerufen — sie sah nicht den lüsternen, frechen Blick, mit dem er sie streifte, aber sie empfand ihn. Wieder hinkte er durch das Gemach, horchte — alles blieb still — als er der

Thür nahe kam, knurrte der Hund ... Unter seinen buschigen Augenbrauen hervor spähte er nach Charlotte. Sie stand am Tisch, die Hand darauf gestemmt, das erglühende Gesichte auf die Brust gesenkt; über einen dunkeln Rock trug sie eine Art Spenser von grünem Tuch, der oben von einem Spitzenkragen eingerahmt wurde. In natürlichen Locken fiel ihr Haar, zwischen braun und golden schimmernd, auf die Schultern ... „Wenn ich nicht ein Narr wäre und das Gastrecht ehrte“, murmelte der Fremde, unhörbar für sie, zwischen den Zähnen, trank den Rest des Weins, der noch in dem Glase war, bis auf wenige Tropfen aus, warf sich in den Armstuhl und sagte: „Ich rede tolles Zeug, aber wenn Sie größer geworden sind, werden Sie gestehen, daß ich richtig geurtheilt. Wie Schaum werden Ihre Phantasieen verspritzen! Gut essen, gut trinken, das ist die Hauptsache. Schade noch einmal, daß ich kein Prinz bin! Wir wollten die wenigen Tage genießen, die den Reichen noch beschieden sind. Eine schwere Wolke sehe ich heranbräuen. Was ich denke, werden bald Tausende denken. Warum geht der eine in Scharlach, im Hermelinmantel, und wir haben kaum ein Hemd, unsere Blöße zu decken? „„Ist das eine gerechte Einrichtung?““ schreien sie. „„Schafft eine bessere Welt!““ Und aus ihren Höhlen und Hütten, aus den Kellern und den Dachkammern stürzen sie hervor: hohläugig, zerlumpt, schmutzig, Männer und Weiber, die dunkle Masse, die ihr Canaille nennt. Hussah, die heilige Canaille ist da mit Messern und Beilen, mit Dreschflegeln und Hämmern! Nicht mehr steht sie gaffend vor euern erleuchteten Palästen und bewundert eure Pracht! Sie streut euch keine Blumen mehr auf den Weg — sie schwingt Fackeln und Piken.

Das wird ein Hochzeitsfest werden, mein Liebchen! Die großen Lügen, vor denen wir bisher Reverenz gemacht, der Staat und die Kirche, sie werden in ihrer Hohlheit erkannt werden. Darunter und darüber werden sie in Flammen auflodern. Erschrick nicht, Grasaffe! Ein so hübsches Gesicht wie deins wird immer noch eine Schulter finden, um sich daranzulehnen!" Und das Glas von neuem vollgießend, bot er es ihr an: „Komm', trink' mit mir auf den Tag der Offenbarung und die heilige Canaille!"

Schaudernd wandte sich Charlotte ab, und als er, ihre Bewegung nicht beachtend, auf sie zugehen wollte, riß sie, wie zum Aeußersten entschlossen, ihrer selbst nicht mehr Herrin, das Messer aus dem Gürtel und stand so, drohend ihre Locken schüttelnd, vor ihm.

Einen Augenblick waren sie sich so gegenüber, lautlos — wenn Blicke tödten könnten, hätten die ihrigen es gethan —, dann setzte er das erhobene Glas nieder, ihr entsank das Messer auf die Erde, so daß die Spitze in die Diele drang und das Messer in schwankendem Hin und Herzittern eine Weile stehen blieb, ehe es umfiel ... schluchzend verhüllte Charlotte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

„Du weinst?" sagte er. „Weil ich deine Seifenblase zerstöre? Pah, du solltest mir dafür danken! Früher oder später hätte es ein Anderer gethan und dir größeren Schmerz bereitet als ich. Sei keine Thörin! Mich kannst du wol mit deinem Messer aus der Welt schaffen, aber nicht das Elend und die gemeine Häßlichkeit des Daseins, die ich dir verkündigt!"

Dennoch hatten Charlottens Thränen, ihr mädchenhaftes Erschrecken, das in einer so seltsamen, gleichsam

verzweiflungsvollen Handlung sich kundgegeben, den Fremden stutzig gemacht und, so weit seine cynische Natur dies zuließ, gerührt; so rauh die Worte auch noch klangen, die er zuletzt gesprochen, ein freundlicherer Ton herrschte in ihnen, der die Wunden heilen zu wollen schien, die vorher seine Zunge geschlagen.

In der Pause des Schweigens stillten sich allmählich Charlottens Thränen; es war ihr, als sei sie doch in ihrer Leidenschaft über die Grenze gegangen, welche die Schicklichkeit ihrem Geschlechte vorschreibt, und habe durch ihre rasche Bewegung ihren Gast beleidigt. Darum beugte sie sich, indem Röthe und Blässe auf ihrem Antlitz wechselten, nieder, um das Messer vom Boden aufzunehmen.

„Es liegt gut so“, unterbrach er ihr Bemühen, „lassen Sie's nur, gerade in der Mitte zwischen uns. Mit solchem Messer wird man die Vergangenheit von der Zukunft schneiden. Ich habe Sie vorher geängstigt, meine Gedanken sind wilde Pferde, die mit mir durchgehen. Und dann, aufrichtig heraus, ich halte es für Unrecht und Sünde, daß man die Menschen in Unwissenheit und Blindheit auferzieht, sie mit leeren Namen täuscht und ihnen Wesen und Gestalt der Welt hinter allerlei Schleiern verheimlicht. Ich habe früh dies Gewebe von Lüge und Eitelkeit durchschaut. Seele, Geist, erhabene Empfindungen: es ist ein großer Betrug. Der Bauch ist die Hauptsache. Meine Pläne für das Wohl der Menschheit sind alle zertrümmert, ich kann noch von Glück sagen, daß mich meine Collegen, die Aerzte, nicht wegen meiner medicinischen Schriften, die ihre Betrügereien und Prahlereien aufdeckten, in ein Narrenhaus sperren ließen. In früheren Jahrhunderten wurden die Verkündiger der Wahrheit verbrannt, jetzt

spart man das Holz und läßt sie verhungern und verfaulen."

„Haben Sie denn nie", wagte Charlotte zu entgegnen, „auf Ihren Wanderungen einen Freund gefunden? Sollten alle die gelogen haben, welche die Freundschaft und die Tugend gepriesen?"

„Gelogen — nein; sie wurden durch den Schein der Dinge getäuscht oder sie kamen gar nicht in die traurige Lage, die Neigung ihres Freundes auf eine entscheidende Probe zu stellen. Wir sind alle nur die Affen der Götter und die Affen der Tugend. Aber von jeher gab es Thoren, die uns eine Seele, einen himmlischen Funken andichteten. Das ist der große Irrthum, an dem wir kranken. Was uns bewegt, ist die Habsucht, der Trieb der Selbsterhaltung, noch einmal — der Bauch! Das Uebrige haben unsere Weisen als Firlefanz darumgehängt."

„In welches Leben, wenn Sie es wahr schildern, sind wir geworfen!"

„Die Thiere haben kein besseres. Und es wäre vielleicht erträglich, wenn unsere klugen Einrichtungen es nicht vollends verdorben hätten. Eine falsche Erziehung reißt uns aus den Armen der Natur. An die Stelle der Freiheit und Erkenntniß, der wahren Erzieherinnen des Menschengeschlechts, ist die Knechtschaft und der Aberglaube getreten. Von den Wenigen sind die Meisten um Besitz und Eigenthum betrogen worden; Herren die einen, Sclaven die andern. Kann das ewig dauern? Schöne Bilder dort, diese Landschaften Poussins! Wer aber empfindet ihre Schönheit, wessen Auge ist für die Harmonie ihrer Formen gebildet? Eine kleine, verschwindende Zahl. Alles Gute und Schöne der Welt gehört dem Reichthum. Er

schafft ein Paradies oder eine Wüste um sich her, je nach seinem Belieben. Arm und nackt komme ich jetzt aus England. Wie diese Lords leben! Herrliche Landhäuser, mit allem Köstlichsten geschmückt, sind ihre Wohnungen, Scharen von Dienern harren ihres Winks, barhäuptig stehen ihre Pächter in der Vorhalle, Tausende müssen hungern, damit ein Lord genieße. Ist ein Lord besser wie ich? Stärker? Ist er ein Gott? Betrunkene Lumpenkerle sind sie, roher wie ihre Kutscher. Fort mit all diesen Adeligen, einen um den andern möcht' ich erwürgt sehen!"

Etwas wie ein Lächeln schlüpfte über Charlottens Lippen: „Sagt Ihnen denn nicht eine Ahnung, daß Sie selbst in dieser Stunde im Hause eines Edelmanns sind?"

„Bin ich's? Haha, Gaukelspiel des Zufalls! Nur ändert es meine Grundsätze nicht. Warum soll ein Strahl von dem, was wir Philosophen Menschlichkeit nennen, nicht auch einmal in das Herz eines Adeligen dringen? Die Natur gefällt sich in der Erzeugung von Widersprüchen. Also eine Adelige — um so eher sollten Sie an den Hof gehen und Ihr Glück versuchen, trotz Ihres Plutarch; seine Helden wie seine Weisheit sind längst vermodert, Cäsar's und Brutus' Staub zu demselben unterschiedslosen Lehm geworden, aus dem man Nachttöpfe dreht. Der Himmel beschütze Ihre Unschuld, nur ist's vortheilhafter, sie zu verkaufen als zu bewahren."

„Warum blieben Sie denn der Wahrheit getreu, wenn Sie überall auf Erden den Sieg der Falschheit sahen?"

„Bei dem Gott der Philosophen, Sie sind eins der wunderbarsten Geschöpfe, das mir noch begegnet. Ihr

Verstand und Ihr Muth weisen Sie unter die Männer. Warum ich tugendhaft bin? Wüßte ich es nur selbst! Vielleicht, da wir alle aus Schmutz geknetet, bin ich zu feig, ein Verbrechen zu begehen. Diogenes verließ seine Tonne nicht, ich trenne mich nicht von meinem Bettlergewand. Es ist nun einmal mein Loos, Unheil zu krächzen. Schelten Sie's Eitelkeit, aber ich habe Augenblicke, wo ich mich selbst bespiegele und für den größten und merkwürdigsten Mann dieser Zeit halte. In Paris trieb sich vor einiger Zeit in den Gassen und den Kaffeehäusern ein verdorbener Musikant herum, der behauptete, mit dem berühmten Rameau verwandt zu sein. Als junger Mensch lernte ich ihn kennen, das ist mein Lehrer in der Weisheit und Menschenverachtung gewesen. Zuerst hätte ich ihn am liebsten angespieen, er erschien mir wie ein Dämon, gerade wie ich Ihnen. Nachher bekehrten mich die Geiselschläge des Schicksals zu seiner Lehre. In Einem aber übertreffe ich ihn: ich bin kein Spaßmacher, kein Schmarotzer, kein Lump, ich unterhalte nicht die vornehmen Herren und Damen mit meinen Witzen wie er, ich sinne, ich sinne" — er machte mit dem Arm die Bewegung eines fallenden Richtbeils. „In mir steckt der Geist des geknechteten Volks, sein Haß, sein Grimm, ein Umsturz des Staats. Ich soll dem wackern Cartouche ähnlich sehen; pfui! Cartouche war ein gemeiner Dieb, der sich mit den Börsen und Ringen der Reichen begnügte, ich fordere ihre Köpfe. Wahrhaftig", und blitzschnell fuhr er in die Höhe, „ich bin ein großer Mensch und ein Unsterblicher!" Und mit seinen wilden Sprüngen raste er durch das Gemach, die Weinflasche um den Kopf schwingend wie ein Trunkener, dem man ausbiegt, und wieder wie

einer, der, an Krämpfen leidend, unser Mitleid erregt. Ganz hatte er die Anwesenheit Charlottens vergessen, die sich in ihre Fensternische zurückgeflüchtet. „Haha!“ grinste er. „Guten Abend, Vicomte! Deine Spitzenmanschetten haben blutige Flecken. Schöne Marquise, dein thurmhohes Toupet ist in Unordnung gerathen! Wollen wir tanzen? Auf Leben und Tod! Nun beginnt der Tanz. Wir nehmen die Fackeln und stecken die Vorhänge, die seidenen Tapeten in Brand. Die fallen berauscht unter den Tisch, jene werfen wir aus den Fenstern. Solch ein Schauspiel ist unerhört auf Erden. Aber es kommt, es droht, es rauscht herauf, ein Sturmgetose von Stimmen und Klängen. Ich fühle, wie ich wachse, riesengroß über das Gesindel und Gewürm empor.“ Zwei-, dreimal schlug er sich an die Stirn... „In meinem Kopfe gährt's wie in dem Jupiters, als Minerva daraus hervorspringen wollte. Fünfmalhunderttausend Menschen hat Nero getödtet — hätt' ich nur einen Namen für das Ding, das da drinnen hämmert.“

Eine Weile vernahm schon die ängstlich horchende Charlotte das Heranrollen eines Wagens auf der Landstraße. Erleichtert athmete sie auf, es war der Wagen, der den Vater und die Geschwister heimbrachte. Der neue Wuthausbruch des Fremden bekümmerte sie darum weniger, in kurzer Frist mußte sie aus ihrer peinlichen Lage befreit sein. Draußen auf der Schwelle regte sich der Hund mit freudigem Gebell, er ahnte die Ankunft des Herrn. Sein Gebell rief auch den alten Antoine, der in der Küche am Herd saß, wohin er sich nach dem Eintritt des Fremden begeben, in die Vorflur. Langsam schien bei diesem Geräusch und der Bewegung im Hause der späte Gast wieder

zur Besinnung zu kommen. Er setzte die Flasche auf den Tisch, hob nun selbst das Messer Charlottens vom Boden auf und sagte: „Eine wüste Phantasie! Es thut mir leid, daß der Dämon in Ihrer Gegenwart aus mir geredet. Oder nein, es war gut so! Sie wissen jetzt, daß der Tag der Rache herandämmert, daß hinter dem schimmernden Glanz und der Pracht der Paläste eine dunkle Masse liegt, die nach Licht und aus der Formlosigkeit nach Gestaltung ringt. Die heilige Canaille, das arme Volk! Diese Millionen fühlen nur, schlagen nur zu — bisher tappten sie führerlos umher, in mir haben sie den Kopf gefunden, der für sie denkt. In Troja gab es, als die Griechen die Stadt belagerten, eine wahnsinnige Hexe, die fortwährend den Untergang des Reichs weissagte; Kassandra hieß sie — haha, eine solche Kassandra bin ich! Eine Kassandra für die Reichen, für die Könige und die Priester! Mein Unheilgekrächze wird das wildeste Sturmgeheul übertönen; die Menschheit braucht wieder ein Blutbad, sich rein zu waschen. Gute Nacht, mein Kind! Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, machen Sie Ihr Glück am Hofe zu Versailles, genießen Sie Ihre Schönheit, noch ist es Zeit. Die Gräfin Dubarry besitzt ein schönes Schloß, einen schönen Park und unermeßlich viel Diamanten und Perlen — und alles ehrlich erworben durch eine Nacht und eine hübsche Larve. Die Unschuld ist die Unwissenheit, die Tugend eine Thorheit; werfen Sie beide über den Bord Ihres Lebensschiffs. Ob Sie als die ehrliche Frau eines guten Mannes oder als die Geliebte eines Königs sterben, Sie werden die Sünde, das Elend und den Schmerz weitergepflanzt haben. Schenke

Ihnen der Himmel keine Kinder, warum sollten gerade durch Sie noch mehr Unglückliche in die Welt kommen?“

Hier hatte die Ankunft ihres Vaters dem Gespräch ein Ende gemacht.

Als sie am andern Morgen, später als gewöhnlich, nach schlaflos durchwachter Nacht aus ihrem Bodenkämmerchen in das Wohngemach hinabgestiegen war, mit bebendem Herzen, den Unbekannten noch zu finden oder dem Vater Rede stehen zu müssen, hörte sie von diesem, daß der Gast schon in früher Morgenstunde das Haus verlassen hätte. Dabei lachte der Vater über den Schrecken, den dieser Mann, wie er ihm beim Abschied erzählt, Charlotten und dem alten Antoine eingejagt; und als sie nun schüchtern fragte, ob er denn den Namen des Fremden wisse und was er von ihm halte, erwiderte Herr d'Armont: nach seinem Namen habe er sich nicht erkundigt, aber es müsse ein geschickter Arzt sein, ein wenig wunderlich und abenteuerlich, doch das wäre so die Art der Gelehrten. Nach dieser Erklärung des Vaters verschloß Charlotte in dem ihr eigenen Zuge des Geheimhaltens tief in ihr Innerstes, was sie von dem Fremden gehört; sie mußte fürchten, eine Thörin gescholten zu werden; der klare, nüchterne Sinn ihres Vaters, sein scharfer Blick hatte nichts Außerordentliches an jenem Manne entdeckt.

Heute, in Paris, tauchte jenes Ereigniß aus ihrer Erinnerung lebendig, greifbar wieder hervor. Sie sah den Mann, jedes seiner Worte klang noch einmal, ihr Herz zerreißend, an ihr Ohr; wieder fiel das Messer zwischen ihnen und stand schwankend mit seiner Spitze im Boden. Wie damals, riß sie auch jetzt ein durch die

Straße eilender Wagen, der Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster aus ihrer geistigen Betäubung...

„Marat!" sagte sie vor sich hin. Die That, die sie morgen vorhatte, warf ihren gewaltigen Schatten vor sich hin. Die Nothwendigkeit, zu ruhen, um in der Entscheidung nicht kraftlos zusammenzusinken, machte sich geltend. Der Sturm, der in dem Kopf jenes Mannes raste, er raste in dem ihrigen. Vor sieben Jahren wußte jener noch keinen Namen für dies Unbekannte — sie sprach ihn jetzt aus: Revolution! Das Gehirn von Millionen hatte dies Wunder ausgebrütet, ein unbeschreibliches Etwas, mit dem Haupt und dem Glanz einer Göttin, von jener Schönheit, wie wir sie der Freiheit und dem Ideal zuschreiben, watend in einem Meer von Blut, versinkend in ein Meer von Schmutz — die Revolution, deren erster Prophet und gleichsam ihr Sinnbild jener fremde Wanderer gewesen...

Gab es aber keine Möglichkeit, das Ideal in seiner Reinheit wiederherzustellen, es von den irdischen Flecken zu befreien? Jenes Ideal, das im Sommer 1789 als ein leuchtendes Meteor an Frankreichs Himmel stand?

Von einem plötzlichen Zuge der Begeisterung erfaßt, setzte sich Charlotte und begann zu schreiben; sie war wie außer sich.

„Wie lange, *) ihr unglücklichen Franzosen, werdet ihr euch in der Verwirrung und in den Parteiungen gefallen? Allzu lange schon haben Parteihäupter und Verbrecher an die Stelle des allgemeinen Wohls ihren Eigennutz und ihren Ehrgeiz gesetzt. Warum, o ihr beklagenswerthen

*) Adresse de Charlotte de Corday aux Français.

Opfer ihrer Wuth, warum tödtet und vernichtet ihr euch selbst, um auf den Trümmern des verwüsteten Frankreich den Bau ihrer Tyrannei zu erheben?

„Ueberall bricht die Zwietracht aus; durch Verbrechen und Unterdrückung triumphirt die Bergpartei, trunken von unserm Blut leiten einige Ungeheuer ihre abscheulichen Pläne und führen uns auf tausend verschiedenen Wegen zum Abgrund.

„Wir arbeiten an unserm eigenen Untergang mit mehr Kraft, als man jemals daransetzte, die Freiheit zu erobern! Franzosen, noch eine kurze Frist und nichts wird von euch bleiben als die Erinnerung, daß ihr dereinst gewesen!

„Schon ziehen die erzürnten Provinzen gegen Paris, schon entflammt das Feuer der Zwietracht und des Bürgerkriegs die Hälfte dieses großen Reichs; ein Mittel giebt es noch, dies Feuer auszulöschen, aber es muß schnell ergriffen werden. Schon ist Marat, der niedrigste der Verbrecher, dessen Name allein ein Bild aller Frevel darstellt, unter dem rächenden Dolche gefallen; schon erschüttert sein Tod den Berg und läßt Danton und Robespierre erbleichen, diese anderen Räuber, die auf einem blutigen Thron, umstrahlt vom Blitze, sitzen — von dem Blitz, den die rächenden Götter nur darum noch nicht auf sie herabschmettern, um ihren Sturz gewaltiger zu machen und alle zu erschrecken, die auf dem Ruin betrogener Völker ihr Glück zu errichten jemals versuchen sollten!

„Franzosen, ihr kennt eure Feinde, steht auf, vorwärts! Möge es nach der Vernichtung der Bergpartei nur noch Freunde und Brüder unter euch geben! Ich weiß nicht, ob der Himmel uns eine republikanische Staatsverfassung bestimmt hat, aber nur im Uebermaß seiner Rache kann

er uns in einem Anhänger des Bergs einen Herrn geben...

„Frankreich, deine Ruhe hängt von der Ausführung des Gesetzes ab, — ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte! Von dem Weltall verurtheilt, ist er vogelfrei... Welcher Gerichtshof wird mich richten? Wenn ich schuldig bin, war es auch der Alcide, als er die Ungeheuer tödtete — aber gab es je hassenswerthere? Ihr, Freunde der Menschlichkeit, werdet kein wildes Thier bedauern, das sich von eurem Blute genährt, und ihr, arme Aristokraten, welche die Revolution nicht verschont hat, werdet es ebenso wenig bedauern, ihr habt nichts gemein mit ihm!

„O mein Vaterland, dein Unglück zerreißt mein Herz! Ich kann dir nur mein Leben darbieten und ich danke dem Himmel für die Freiheit, die er mir gab, darüber zu schalten. Niemand wird durch meinen Tod verlieren, mein letzter Seufzer soll meinen Mitbürgern nützlich sein! Mein Haupt, in Paris umhergetragen, sei ein Zeichen, um das alle Freunde der Gesetze sich sammeln! Mit meinem Blute sehe der wankende Berg seinen Untergang geschrieben! Möge ich sein letztes Opfer sein und die gerächte Welt erklären, daß ich mich um die Menschheit wohlverdient gemacht... Betrachtet man meine Handlung mit anderm Auge, mich kümmert es wenig.

Ob diese große That der Schrecken sei,
Ob die Bewund'rung der erstaunten Welt,
Mich reizt es nicht, in der Erinn'rung leben,
Und weder Ruhm noch Vorwurf wägt mein Geist.
Stets war ich frei; ein Freund des Vaterlandes,
Erfüll' ich meine Pflicht — der Rest ist nichts...

„Meine Verwandten und Freunde möge man nicht beunruhigen, niemand wußte um meinen Plan! Meine Jugend beweise, was die schwächste Hand vermag, wenn vollkommene Hingebung sie führt! Gelingt mein Unternehmen nicht: Franzosen, ich habe euch den Weg gezeigt, ihr kennt eure Feinde! Erhebt euch, auf und schlagt zu!“

Wie im Rausch, in der Gewalt ihres Genius hatte sie diese Worte niedergeschrieben; in ihnen glühte ihre Seele aus. Ein Blatt Papier, leicht vom Winde entführt, nichtig, gering — ein Sandkorn, das die Welle der nächsten Stunde in die Unendlichkeit und Vergessenheit fortspült: und doch wieder ihr Schicksal besiegelnd: sie kam sich, das Geschriebene, ihr Testament an ihr Volk und die Welt, noch einmal überblickend, wie eine Gestorbene vor.

Nun aber, da sie ihren Kräften zu viel zugetraut, verwirrten sich ihre Vorstellungen und Gedanken... Der Auftritt im Garten der Lecomte's, jenes Abenteuer in der Novembernacht, das Vergraben des Klosterschatzes, der Abzug der Freiwilligen aus Caen: alles verschmolz zu wunderlichen, ungeheuerlichen Bildern. Schärfer trat da der schmerzliche Zug auf ihrer Stirn hervor, ein tiefes Bedauern mit sich selbst ergriff sie, ihre Lippen murmelten ganz leise: „Genoveva! Marcel!“

VIII.

Dieser dreizehnte Juli war in Marats Hause einer der unruhigsten und unerfreulichsten. Selten hatte sich die üble, mürrische Laune des Volksfreundes so heftig geäußert, selten so ansteckend auf seine Umgebung gewirkt. Simonne Evrard war ein echtes Weib aus dem Volke, roh, gutmüthig und gegen Marat voll Verehrung und Hingebung; sie ertrug seine Tollheiten und wagte es dann auch wieder, wenn er es nach ihrer Meinung zu arg trieb, ihm hart und gebieterisch zu erwidern; allein ihr Zorn verflog so leicht, wie er aufgebraust, und eine Stunde nach dem heftigsten Gezänk konnte sie wieder lachen und ihn ihren „einzigen Freund und Geliebten", den „Retter und zukünftigen Dictator Frankreichs" nennen. Nur heute wich der Verdruß nicht aus ihrem Gesicht. Die arme Bürgerin Pain ward angefahren und mußte sich zu dem Beinamen einer Schwätzerin, den ihr Marat gegeben, auch noch den einer Faulenzerin gefallen lassen; Katharine wurde gescholten, daß sie, am Fenster sitzend, in die Wolken starre, die blau und strahlend im Morgensonnengold über die spitzen Dächer zogen und in die dunkle Gasse der Franciscaner den Widerschein eines fröhlichen Himmels warfen. Am übelsten indeß spielte Simonne ihrem Friseur, David Bruneau, mit. Zweimal begann er von dem furchtbaren Sturm der vergangenen Nacht, der offenbar etwas zu bedeuten habe, und von dem Sturz seines Schildes zu

erzählen, einem Ereigniß voll schwerer Vorbedeutung; zweimal gebot ihm Simonne, zu schweigen und sich mit dem Kräuseln ihres Haars zu beeilen. So schnell aber war David Bruneau nicht aus dem Felde zu schlagen; er ließ einige dunkle Winke von einer reichen und schönen Fremden fallen, die ihm den Wunsch ausgedrückt, den großen Volkstribun Paul Marat kennen zu lernen, und hoffte dadurch die Neugierde Simonne's zu reizen. Wie hatte sich da der liebenswürdige Friseur, der sich selbst im Stillen vor seinem Spiegel gern mit den Abbé's der Rococozeit zu vergleichen pflegte, in der Gemüthsart seiner schönen Freundin getäuscht! Einer Furie gleich, so erzählte er nachher seiner Nachbarin Louise Grollier, sei Simonne emporgefahren und nur seiner Besonnenheit und Geschicklichkeit verdanke er sein Leben; schon hätte sie nach einer der Zangen, die er glühend gemacht, ihre Vorsten zu glätten, gegriffen: er solle sich nicht unterfangen, zu Marat von dieser Abenteurerin zu reden, sie brauche ihn nicht mehr, da sei die Thür. David Bruneau war ein philosophischer Kopf und er stellte sich, während er durch die Gasse tief nachdenklich schritt, die Frage: wozu denn die Revolution eigentlich in Paris gemacht worden sei? Wenn ihn die republikanischen Damen noch unsanfter aus dem Hause warfen als die Herzoginnen von ehemals, ja wozu war dann der zehnte August gewesen? Wehmüthig zog er eine kleine goldene Dose — eine Reliquie vom Tuileriensturm, die ihm eine mordlustige Kammerfrau der Königin, ihn zu tödten, an den Kopf geworfen haben sollte — aus der Tasche seines grünen Fracks, nahm seufzend eine Prise, nieste und beglückwünschte sich selbst: „Zur Gesundheit!“ Nachsinnend blieb er an der Straßenecke

stehen und betrachtete das finstere Haus, in dem man ihm so unfreundlich begegnet war. Er hätte es sich etwas kosten lassen, wenn ihm einer den Grund der allgemeinen Verstimmung anvertraut, die in der Familie des Volksfreundes herrschte. Da kam Laurent Bas, kopfhängerisch, mit trübseliger Miene, die Hände in den Hosentaschen, des Wegs. Diesmal hielt es der Friseur nicht unter seiner Würde, mit dem „Laufburschen" auf offener Straße ein Gespräch anzuknüpfen.

„Was soll's geben?" erwiderte Bas in seiner groben Weise auf die zartanspielenden Fragen Bruneau's. „Der Arzt macht ein bedenkliches Gesicht, es geht abwärts mit dem Volksfreund. Er schreibt sich die Finger krumm und das Brod wird darum nicht größer. Die Weiber zanken, schreien und greinen. Wie die Simonne in der Donnerstagnacht spät vom Ball heimkehrte, da soll der Tanz angefangen haben. Guten Morgen, Bruneau!"

Damit ließ er den Friseur stehen, der nun die Nachrichten, die er erhalten, zu einem Gewebe zu verspinnen begann. Alles, was als schwere Wolke auf Marat und seine Umgebung drückte, wußte der „Laufbursche" freilich nicht. Die Krankheit des Volksfreundes schien jedoch in Wahrheit einen gefährlichen Verlauf zu nehmen, nicht ohne Verschuldung des Kranken selbst, den keine Vorstellung des Arztes und Simonne's dahin bringen konnte, seine aufreibende schriftstellerische Thätigkeit einige Tage lang einzustellen und sich Ruhe zu gönnen. Es war wie eine ironische Rache des Schicksals: das Blut, das er beständig forderte, erstickte ihn jetzt. In seiner fieberhaften Reizbarkeit rief der geringste Widerspruch, der kleinste Zufall, der seine Berechnungen störte, einen Wuthausbruch in ihm

hervor. Obgleich er sich den Anschein gab, seine Gegner zu verachten und dem Tode zu trotzen, fürchtete er doch wie seine Umgebung, daß man einen Mordversuch gegen ihn wagen könne. Er selbst wurde das erste Opfer jenes ewigen und allseitigen Verdachts, den er, wenn nicht der Nation, so doch dem Volke von Paris eingeflößt hatte. Auf ihn zumeist zielten jene unsichtbaren Dolche, die nach seinen Behauptungen in der Luft schweben sollten. Was er trank und aß, unterwarf Simonne der sorgsamsten Beobachtung: eine ruchlose Hand hätte ja Gift hineinstreuen können. So aber leben, heißt an der Furcht sterben. Seitdem der wahnsinnige Pâris den Volksvertreter Lepelletier erstochen, weil er für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, verließ das Gespenst des Ermordeten das Haus Marats nicht mehr. In jedem Unbekannten, der den Volksfreund zu sprechen kam, glaubten die furchtsamen Frauen einen Mörder zu erkennen. In dieser Gemüthsstimmung hatte auf ihre überreizten Phantasieen der Besuch Lefranc's, sein Wesen und Gebaren, sein plötzliches Verschwinden einen mächtigen Eindruck ausgeübt. Während des Freitags hatten Simonne und Katharine nur von ihm gesprochen und trotz seiner erkünstelten stoischen Ruhe, trotz seiner Bereitwilligkeit, für das Vaterland und die Freiheit zu sterben, gellten die Ohren Marats wider von dem Worte „Monorgeuil!“ All die Befürchtungen, Verdrießlichkeiten — unter denen es nicht die kleinste war, daß Katharina's heiteres Lachen verstummte und sie in unbezwinglicher Schwermuth, statt Marat mit ihrer Schalkheit und kindischen Harmlosigkeit zu erheitern, im Andenken an den schönen Marcel Lecomte den Kopf auf die Brust senkte — hatten sich an

diesem Sonnabend zu einer einzigen grauen, sturmverkündigenden Wolke verdichtet.

Das Unglück, sagt man, kommt nie allein; so pflegt auch aus einer Verstimmung sich rasch eine zweite zu entwickeln. Von außen treten unerwartet allerlei Zufälle, Störungen, Widerwärtigkeiten hinzu — an sich oder mit ruhigem Gemüth betrachtet, geringfügig, von keinem Einfluß, aber der verbitterten Stimmung erscheinen sie bedeutsam, folgenschwer, in dem geängstigten Herzen keimt ein abergläubisches Gefühl auf, als wären diese Zufälle eben so viele Vorzeichen eines drohenden Unglücks. Jedes Glas, das an solchen Tagen zerspringt, ist dann wie jenes Glas, das Geschenk der Fee, darin in Sagen und Märchen das Wohl und Weh eines ganzen Geschlechts gebunden. So empfanden am dreizehnten Juli die Frauen in Marats Umgebung. Als gegen die Mittagszeit eine Fremde im schwarzen Hut und braunem Ueberkleid, einen Fächer in der Hand, in einem Miethswagen vor dem Hause vorfuhr, ausstieg und, ohne sich um den Widerspruch der Bürgerin Pain zu kümmern, die Treppe hinaufeilte und die Klingel zog, schnitt dieser Klang Simonne ins Herz. Sie stürzte selbst in das Vorgemach, um die Thür zu öffnen. Die Fremde fragte nach dem Bürger Marat, ob sie ihn sprechen könne. So sanft auch der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihres bleichen und schönen Gesichts war: Simonne fand sie unheimlich, zurückstoßend; sei es nun, daß Vorahnung oder Eifersucht sie bestimmte, sie verweigerte der Fremden den Eintritt: Marat sei krank und für niemand sichtbar.

Noch bleicher wurde das Antlitz der Fremden; sie zwang sich zu einer zweiten Frage: wann sie wiederkommen

könne? Morgen? In zehn oder vierzehn Tagen? Sie habe Marat wichtige Dinge anzuvertrauen.

Simonne's Augen funkelten und ihre Hand ballte sich zusammen; es war ihr, als riefe eine Stimme in ihr: Tödte sie! Heftig entgegnete sie: „Marat ist nicht zu sprechen, weder heute noch morgen! Was wollt Ihr, Bürgerin? Liebt Ihr das Volk und Marat, so schreibt ihm Eure Geheimnisse, aber belästigt den Kranken nicht weiter!"

Damit warf sie die Thür in das Schloß.

Für Simonne unterlag es keinem Zweifel, daß diese Fremde jene Dame sei, von der ihr David Bruneau heute, als er ihre Locken kräuselte, hatte erzählen wollen. Beinahe bereute sie es jetzt, daß sie ihn unterbrochen. Vom Fenster aus sah sie die Fremde wieder in ihren Wagen steigen und davonfahren. Dennoch fühlte sie sich durch diese Entfernung der Gefährlichen, durch die Gewißheit, daß sie jetzt weder ihr noch dem Freunde schaden könne, nicht erleichtert. Noch aus der Ferne drohte dies ernste, marmorne Gesicht. Simonne drückte den Kopf an das Kreuz des Fensters, eine finstere, wilde Leidenschaft zuckte in ihren Zügen: jener Grimm, der im October 1789 die Frauen und Mädchen des pariser Volks wie eine wiedererstandene Schar der Bacchantinnen nach Versailles geführt. Das Mädchen mit dem Messer, das Marat in seinen Fieberphantasieen sah, und diese Fremde, waren sie Eine Person? Zuweilen gefallen sich die verschiedenen Kräfte, die unser geistiges Vermögen bilden, in einem Blindekuhspiel unter einander. Simonne entsann sich, daß sie im Garten des Wirthshauses „Zur Nation" von diesen Phantasieen Marats in Gegenwart Lefrancs und Marcels gesprochen, und ihre Einbildung stellte ihr jetzt einen eigenen

Wechsel in dem Gesichtsausdruck Lefrancs, ein Zittern Marcels vor: ein Name summte in ihrem Ohr, den sie doch nicht nennen konnte . . . der Name jener Fremden. Wahrheit und Irrthum, Wirklichkeit und Vorstellung verschlangen sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Dies Grübeln glättete die Furchen auf Simonne's Stirn nicht und machte ihre Stimmung nicht freundlicher. Im Laufe des Nachmittags kamen unter gleichgültigen Briefen zwei an, die ihr auffielen, einer an Marat, einer an ihre Schwester gerichtet. Eine Weile hatte sie die Absicht, das Schreiben an Marat, in dessen Aufschrift eine Frauenhand trotz der Sicherheit der Schriftzüge unverkennbar war, zu verbrennen — denn wer anders, sagte ihr Argwohn, sollte es geschrieben haben, als die unheimliche Fremde? Aber die andere Besorgniß, daß sie sich in ihrem Verdachte doch täuschen könnte, daß dieser Brief vielleicht den Freund vor geheimen Feinden, vor Danton und Robespierre, die seinen Einfluß auf die Volksmenge ihm neideten, warnen wollte, hielt sie von ihrem Vorhaben zurück.

In demselben Augenblick, als Marat in seinem Studirzimmer dies Schreiben erbrach, eröffnete Katharine mit zitternder Hand ihren Brief: es war der erste, den sie in Paris empfangen.

Gleichgültig warf Marat, den Inhalt überfliegend, das Papier beiseite; Simonne, die durch das Schlüsselloch geguckt — denn niemand durfte, wenn Marat las oder schrieb, um ihn sein —, athmete auf. Diese Worte aber enthielt das Schreiben: „Ich komme aus Caen. Ihre Vaterlandsliebe wird Sie wünschen lassen, die verrätherischen Pläne näher kennen zu lernen, die man dort spinnt. Ich erwarte Ihre Antwort. Charlotte Corday." Mit andern

Dingen beschäftigt, körperlich leidend, fand Marat den Brief einer genauern Beachtung nicht werth. Seitdem er der Mund des Volks geworden, der jede Anklage, jeden Verdacht gegen die Männer der gemäßigten Parteien verkündete, sobald sie nur gedacht waren, seit er täglich in seinem Blatt mehr Blut, mehr Köpfe für die Guillotine forderte, gelangten Briefe ähnlichen Inhalts in Ueberfülle an ihn; er glich jenem venetianischen Löwenrachen, dem die Boshaften, einen Feind zu verderben, wie die Freunde des Vaterlandes, um die Republik zu bewahren, ihre Beobachtungen, Beschuldigungen und Sorgen anvertrauten.

Tiefer fühlte sich Katharine von dem Inhalte ihres Briefs ergriffen, erschüttert. Dies schrieb ihr, der Unterschrift nach, der Bürger Lefranc: „Gestern Abend wurde Marcel Lecomte verhaftet. Wenden Sie und Ihre Schwester Ihren Einfluß bei Marat an, daß er sich für die Unbescholtenheit und den Patriotismus des jungen Mannes verbürgt! Er kann es, denn Marcel Lecomte liebt die Republik.“ Anfangs schaute das junge Mädchen regungslos auf die Buchstaben. Sie vermochte sie nicht noch einmal zu entziffern. Es war ihr, als stände ihr Herz still. Marcel Lecomte gefangen! Selten oder nie, das wußte sie aus den Erzählungen ihrer Schwester, war ein Gefangener aus seiner Haft entlassen worden. Damals war in Paris der Kerker die erste Stufe zur Guillotine. Zu oft hatte sie Marat behaupten hören: unter den Gefangenen gäbe es keinen Unschuldigen, wie im September des vergangenen Jahres müsse das Volk wieder an Einem Tage alle seiner Rache opfern. Bei diesem Gedanken, daß der schöne und gute Marcel unter Mörderhänden enden sollte — Marcel, für den sie in der flüchtigen

Stunde ihres Beisammenseins eine jener ersten, schwärmerischen Neigungen gefaßt, in denen ein Mädchenherz von der Knospe sich zur Blüte entwickelt —, stieß sie einen Schrei aus, der die an Marats Thür lauschende Simonne aufschreckte.

„Was ist dir, Katharine?“

Statt der Antwort hielt diese ihr nur den geöffneten Brief hin.

„Marcel Lecomte verhaftet!“ Simonne ließ ihrerseits die Hände sinken. Unter einer rauhen, stacheligen Schale verbarg sich in ihr ein treuergebenes und gutes Herz. Sie empfand etwas wie schwesterliche oder mütterliche Zärtlichkeit für den jungen Mann — eine Freundschaft, die er, ihrem letzten Grunde nach, nur seiner Schönheit und der Eitelkeit Simonne's verdankte, sich eine vornehme Familie verpflichtet zu haben, die aber dennoch zu jeder Aufopferung bereit war. „Marcel Lecomte verhaftet!“ wiederholte sie. „Vor das Revolutionstribunal geschleppt, das ihn zum Tode verurtheilen wird, wenn wir ihn nicht retten!“

„Befreie, rette ihn, Schwester, war ich dir jemals theuer! Ich würde seinen Tod nicht überleben!“

Liebkosend streichelte Simonne das Haar und die Wangen der weinenden Schwester. „Beruhige dich, Kind! Noch ist nichts verloren. Sei nicht kleinmüthig! Wozu trüge ich Marats Namen, könnt' ich einen unschuldig angeklagten Patrioten nicht retten? Und Marcel Lecomte ist unschuldig, ich beschwöre es! „„Es lebe die Republik!““ rief er am zehnten August, gerade als die Kugel ihn traf. Sogleich will ich mit Marat sprechen!“ Und sie schlug an die Thür des Nebengemachs.

„Bist du's, Simonne?" fragte Marat von innen.

„Ich bin's, öffne nur!" Aber ehe sie zu ihm hineinging, wandte sie sich noch einmal zur Schwester. „Munter, mein Püppchen! Wir befreien ihn — und wenn er uns seine Rettung dankt, gelt, du hast nichts dagegen, Bürgerin Lecomte zu heißen?"

In Marats Studirzimmer herrschte heute noch eine größere Unordnung als am Donnerstage, da ihn Lefranc besuchte. Bücher, Zeitungsblätter, Briefe und Schriften durcheinander geworfen: ein Chaos, das unentwirrbar erschien. Er selbst thronte darüber in grotesker Häßlichkeit wie ein boshafter Kobold. Auf seinem Gesicht, als er es von dem Papier, darauf er geschrieben, zu der Eintretenden erhob, lag noch der Widerschein des blutigen Gedankens, dem er Ausdruck gegeben — das einzige Talent, das ihm die Natur verliehen, eine große Beredsamkeit und Gewalt über die Sprache, gebrauchte er nur, um zu schrecken.

„Was störst du mich, rothhaarige Hexe!" fuhr er Simonne an. „Die Minuten sind kostbar — jede, die du meiner Arbeit entziehst, rettet einem Aristokraten das Leben! So rede doch, Eulenäugige!"

Simonne war an solche Schmeichelworte gewöhnt; sie zeigte lachend ihre weißen Zähne wie zur Erwiderung und sagte: „Du mußt sogleich an einen Richter des Revolutionstribunals schreiben. Marcel Lecomte ist gestern Abend verhaftet worden und ich will ihn heute noch frei wissen."

„Hui, das geht wie ein Luftballon in die Höhe! Muß ich? Haben sie den reichen Gelbschnabel eingesteckt? Gutes Futter für die Guillotine! Geschieht dem Jungen vielleicht

unrecht, aber dem Alten recht! Der war immer ein verstockter Aristokrat und erfährt nun, wie wir beißen."

„Laß deine Späße und schreib! Mir jagst du mit deiner Guillotine keinen Schrecken ein! Und wenn du jetzt nicht deine Macht beweist und Marcel freimachst —"

„Meine Macht beweisen? Die beweist sich selbst! Sie ist da wie die Sonne und die Feinde der Republik empfinden sie."

„Und wir empfinden sie auch in unserm Elend. Was thust du den ganzen Tag und die halbe Nacht? Du bellst den Mond an. Daß du und ich und die Schwester ein Jammerleben führen, kümmert dich nicht! Du bist ein Narr mit deiner Uneigennützigkeit — der Bürger Lefranc hat es dir auch gesagt."

„Weib!" Marat ergriff die vor ihm liegende Papierscheere und focht wüthend damit in der Luft umher.

Ihre nervigen Arme stemmte Simonne in die Seiten. „Was willst du? Mich schlagen? Es könnte dir übler dabei als mir ergehen! Was verlange ich denn? Sollst du dich an die Girondisten, an die Adeligen oder an Pitt verkaufen? Es würde auch keine Schande sein — Danton hat eine Million dabei verdient. Aber will ich das? Nein! Du sollst einen Kämpfer vom zehnten August aus dem Gefängniß befreien, einen Unschuldigen!"

„Wenn er unschuldig ist", murrte Marat vor sich hin, „werden ihn die Richter schon freisprechen! Die Richter am Revolutionstribunal sind alle von der Pest der Mäßigung angesteckt."

„Angesteckt oder nicht — du sollst etwas für ihn thun! Hast du denn wirklich ein Brett von Eichenholz vor der Stirn, daß du hier nicht einen Weg erkennst, der uns

aus Sorge und Noth führen kann? Ich bin es müde, in diesem Loche zu wohnen, Lumpen zu tragen und mit keinem andern Menschen als Bruneau und Bas zu verkehren. Durch die Lecomte's, wenn wir sie uns verpflichten, öffnet sich uns die gute Gesellschaft von Paris; sie werden dich dann nicht mehr ein schmutziges Scheusal nennen und mit Fingern auf dich weisen..."

Die Hände schlug Marat zusammen. „Du bist verrückt. Hast du deinen Rausch vom Donnerstagsball noch nicht verschlafen? Die gute Gesellschaft von Paris! Danke dem Himmel, daß du nicht zu ihr gehörst! Die Sichel der Revolution wird ihr den Kopf abschneiden. Hast du Lust nach goldenen Ohrgehängen, nach Perlenhalsbändern? Hänge dich auf, Hexe, hänge dich auf! Oder hoffst du, die Geliebte Marcels zu werden?"

„Nein, aber Katharine soll seine Frau werden!"

„Heirathspläne! Und gescheidt eingefädelt! Du hast diplomatisches Talent, meine Freundin! Der Schatz, den Lefranc gehoben haben will, läßt dich nicht schlafen. Kam er nicht aus der Normandie, aus Caen? Und erhielt ich nicht eben einen Brief ..." Er suchte in seinen Papieren nach dem Schreiben Charlottens.

Ungeduldig war Simonne an seinen Stuhl getreten und schüttelte ihn an der Schulter. „Du wirst mich nicht los, bis du mir Marcels Befreiung versprochen hast. Decke ihn mit deinem Namen! Einen Freund Marats wird niemand zu beschuldigen wagen!"

„Wessen ist er denn angeklagt?"

„Ich weiß es nicht. Der Bürger Lefranc schrieb nur an Katharine, daß er verhaftet worden."

„Lefranc? Haha! Den Hund nehmen sie gefangen

und den Wolf lassen sie frei umherlaufen.“ Eine Secunde nachher verfinsterte sich sein Gesicht: „Lefranc schreibt euch? Was soll das? Ich will diesen Briefwechsel nicht! Seid ihr Spione, die meine Geheimnisse erlauschen? Ich bin noch nicht todt, noch nicht! Ich kann euch alle noch auf die Guillotine schicken!“

„Statt mich auf die Guillotine zu schicken, solltest du lieber für meine Zukunft sorgen! Das wäre deine Pflicht. Ich habe nichts, um mein Haupt darauf zu legen, wenn du stirbst. Darum erfülle meine Bitte! Laß mich wenigstens nicht um deiner Narrheit willen leiden! Schicke den faulen Burschen, der den ganzen Tag heute im Hause herumstreift, diesen Laurent Bas, in die Stadt zu dem öffentlichen Ankläger und frage, warum man deinen Freund verhaftet!“

Marat hatte den Brief Charlottens gefunden: „Ich komme aus Caen“, las er halblaut...

„Hast du mich nicht verstanden?“ brauste Simonne auf.

„Ja — und dein Grasaffe soll frei werden! Gib mir das Schreiben Lefranc's! . . .“

„Bürger Marat“, rief die Frau Pain durch die Thür, die nach dem Vorgemach führte, herein: „Ihr Bad ist in einer Viertelstunde bereit!“

„Gut — und nun alle hinaus!“ schrie Marat. „Hätte doch Vetter Samson euch alle bei den Haaren!“ Merkte er nicht, daß ihn das Netz des Todes immer enger umspannte, als er jetzt, den Kopf in die Hände gedrückt, vor sich hinmurmelte: „Ich komme aus Caen . . . und dieser Baron sprach von einem Schatz! Charlotte Corday . . . wer ist diese Person? Ich habe nie ihren Namen gehört!

Sollte sie mit Pontmartin im Einverständniß sein? Weiß sie von dem Schatz? Von der Verschwörung dieser schuftigen Girondisten?“ Hin und her grübelte er, das Geheimnißvolle in der Angelegenheit, das wunderbare Zusammentreffen so vieler für ihn eigenthümlichen Umstände reizte seinen Scharfsinn, seine Phantasie. Möglich, daß ihm diese Charlotte Corday die „Bande der normännischen Verschwörer“ in die Hand zu liefern kam, daß er mit Einem Schlag die Republik von ihren innern Gegnern befreite und der Retter des Vaterlands wurde. Ein Blutstrom rauschte an seinem Geiste vorüber; grinsend lachte er auf, wenn er auf den Wellen die Köpfe der Girondisten schwimmen zu sehen glaubte. Sein Haß gegen die Aristokraten hatte sich allmählich zu einer Art des Wahnsinns ausgebildet, in dem er unterschiedslos alle vernichten, alles zerstören wollte. In seinen tollhäuslerischen Reden prahlte er, daß ihn keine persönliche Erbitterung treibe, daß er nur der Genius der Revolution sei. Anders aber als zu den Adeligen stand er zu den Girondisten. Sie haßte und verfolgte er mit der ganzen Wuth eines boshaften, in seiner Eitelkeit beleidigten Herzens. Oeffentlich, von der Rednerbühne des Convents herab hatten sie ihn geschmäht, seine Häßlichkeit, seinen Schmutz dem Gelächter, seine Worte dem Abscheu Europa's preisgegeben. Anklage auf Anklage war von ihnen wider ihn erhoben worden — einmal hatte er, die Pistole in der Hand, gedroht, sich den Kopf zu zerschmettern, wenn das Decret gegen ihn die Stimmenmehrheit erhalten sollte; ein andermal, von den Geschworenen freigesprochen, war er über und über mit Blumen- und Lorbeerkränzen bedeckt vor dem Convent erschienen und hatte den Girondisten mit der Rache des

Volks gedroht. Jetzt waren sie in seiner Gewalt — Barbaroux, Pétion, Louvet... Diese Charlotte Corday, die er nicht kannte, die aber eine Freundin des Vaterlands war, sie brachte ihm die Köpfe dieser Verbrecher: Judith mit dem Haupte des Holofernes.

Es schlug die siebente Stunde des Abends, als er mit solchen Gedanken des Triumphs und der Hoffnung, seine Rache zu befriedigen, in eine kleine Kammer trat, die neben seinem Arbeitszimmer lag, um das ihm vom Arzte anbefohlene Bad zu nehmen.

Laurent Bas falzte noch einige Bogen des „Volksfreund“, Simonne war in der Küche beschäftigt.

Der Tag, der mit einem so gewaltigen Sturm gedroht, neigte sich seinem Ende zu, durch die Scheiben fiel der Abendsonnenglanz: in diesen Strahlen blühte das Antlitz Katharina's zur Rose auf. Die Schwester hatte ihre Besorgnisse weggescherzt: sie brauche nicht mehr für Marcel zu fürchten, sie solle nur daran denken, ihn freundlich zu empfangen.

Um dieselbe Zeit näherte sich das Verhängniß den Ahnungslosen.

Charlotte Corday war nach ihrer Abweisung am Mittage von Marats Thür nach ihrem Gasthause zurückgekehrt und hatte ihr Zimmer nicht mehr verlassen.

Während der vergangenen Nacht hatte sie den Entschluß, Marat zu tödten, mit dem sie von Caen abgereist war, in dem sie dann durch die Reden Pontmartins, das Wiedersehen Genoveva's, die Leidenschaft Marcels für sie schwankend geworden, noch einmal bedacht: unerschütterlich stand er am Morgen bei ihr fest. Nicht Furcht noch Zweifel bedrückten sie; in einer der Buden des Palais-Royal kaufte sie ein Messer

mit einem Griff von Ebenholz für vierzig Sous: täuschte sie ihr Auge oder glich es wirklich jenem Messer, mit dem ihr Vater Brod zu schneiden pflegte? Sie verbarg es in einer Scheide von Chagrinleder in ihrem Mieder und war so zu Marat gefahren. Da sie nicht vorgelassen wurde, schrieb sie ihm bei ihrer Rückkehr jene Zeilen und erwartete den Abend, um sich noch einmal zu ihm zu begeben. Leise regte sich in ihr der Wunsch, Genoveva noch zu sehen, zu erfahren, wie Marcels Schicksal sich gewendet; aber diese Regungen gingen vorüber. Mehr und mehr fühlte sie sich der Erde und der irdischen Gewöhnung entrückt. Der Schimmer des Ewigen und Unendlichen, in dem sie ihre That auffaßte, strahlte auch auf sie zurück; sie, die Rächerin der beleidigten Menschheit, hatte nichts mit irdischen Sorgen und Hoffnungen zu schaffen. Mochten die andern leben, leiden und sterben, wie sie wollten oder konnten: sie war durch eine unsichtbare Schranke von ihnen getrennt, ganz und allein ihrem Zwecke hingegeben. Nicht Liebe noch Freundschaft durften sie einen Augenblick von ihrem Entschlusse fern halten. Sie war das Werkzeug, durch das die strafende Gottheit ihren Willen vollzog. Die Dienerschaft des Hauses bemerkte keine Unruhe, nichts Außerordentliches an der jungen Fremden. Wol eine Stunde lang sah man sie am Fenster stehen. Sie sprach wenig und dankte, wenn man ihre Bitten erfüllte, nur schweigend durch ein Nicken mit dem Kopfe. Vielleicht quälte sie ein tiefer Kummer, aber sie wußte ihn gut zu verbergen. Keine Thräne trat in ihr Auge, keine Klage entschlüpfte ihrem Munde. Um die siebente Stunde verließ sie das Haus und nahm auf dem nahe gelegenen Siegesplatz einen Wagen: sie trug wieder ihr braunes

Kleid, ihren schwarzen Hut mit der Cocarde und ein buntes Flortuch über dem Busen.

Ihr Empfang an Marats Thür war noch unfreundlicher als am Mittage.

Als Simonne sie erblickte, erwachte auch ihr Zorn und ihre Heftigkeit wieder.

„Marat ist nicht ~~nicht~~ zu sprechen!“ schrie sie. „Drängt euch nicht auf!“

Und die Bürgerin Pain mit einem giftigem Blick setzte hinzu: „Das ist hier kein Haus für Dirnen, die Abenteuer suchen.“

Aber Charlotte war entschlossen, nicht zu weichen. Unerschütterlich hielt sie die Blicke und Reden der beiden Frauen aus. „Der Bürger Marat“, entgegnete sie, „erwartet mich, ich habe ihm geschrieben.“

„Haha!“ lachte Simonne. „Er hat Euern Brief an die Erde geworfen, er hat mehr für die Republik zu thun, als Liebesbriefe und Betteleien zu lesen.“

Der Lärm des Streits drang aus dem Vorgemach, das halbdunkel, nur matt von dem Widerschein des Feuers aus der daranstoßenden Küche erhellt war, zu Marat.

„Wer ist da?“ rief er. „Wer verlangt nach mir?“

Durch die Thür rief Simonne: „Eine Bürgerin, die an dich geschrieben haben will...“

„Charlotte Corday?“ fragte er zurück.

„Ja!“ antwortete Charlotte.

„Laßt sie herein! Augenblicklich!“

Er hatte selbst den Todesengel gerufen.

Sprachlos, mit geöffnetem Munde, stand Simonne... Den Schöpflöffel, den sie in der Hand hielt, ließ sie fallen,

Charlotte Corday: war das der Name, der ihr den Tag über im Ohre gesummt, jenes Mädchen... Aber schon war alles Nachdenken zu spät, Charlotte hatte die Schwelle Marats überschritten.

Als Charlotte in die enge Kammer eintrat, saß Marat in seiner Badewanne, in einen grauen Bademantel gehüllt, ihr den Rücken zukehrend. Neben der Wanne stand ein Holzblock, der ihm zum Schreibtisch diente. Wo er auch war, beständig führte er die Feder in der Hand. Ein kahler Raum mit kahlen Wänden, dämmerig erhellt — ein Schemel stand allein noch neben der Wanne.

„Nur näher!“ sagte Marat, ohne sich umzusehen. „Fürchte dich nicht! Da ist ein Stuhl!“

Diese Stimme erfüllte Charlotte mit einem eisigen Schauer. Das war jener Ton, jener unvergeßliche Ton!... Kaum behielt sie noch Fassung und Ueberlegung, um die Thür fest zu schließen. Sie drückte die Hand auf den Busen und berührte unwillkürlich den Ebenholzgriff ihres Messers.

So näherte sie sich der Wanne und setzte sich geräuschlos auf den Schemel nieder. Marat schrieb noch: es war ein Brief an Fouquier-Tinville, den öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionstribunal, in dem er ihn ersuchte, sich für die baldige Entlassung des jungen Marcel Lecomte zu verwenden. Der Schemel, auf dem sich Charlotte niedergelassen, stand vor dem einzigen Fenster der Kammer, das sie jetzt halb mit ihrem Körper deckte. Ueber Marats Papier fiel so ein dunklerer Schatten, der ihn im Schreiben innezuhalten zwang . . . er blickte auf.

Welch ein Wiedersehen! Und wären noch zweimal so viel Jahre seit jener Novembernacht in dem einsamen

Hause bei Argentan vorübergegangen, als in Wirklichkeit zwischen ihr und der heutigen Stunde lagen, Charlotte hätte das Gesicht dieses Mannes wiedererkannt. Das also war der Mörder ihrer Seele, der Unschuld ihres Herzens, der Zerstörer ihrer reinsten und edelsten Gefühle! Wie einst ihre Ideale, so hatte jetzt sein Geifer das erhabene Bild der Freiheit befleckt. Wenn sie ihn tödtete, vollzog sie nur eine gerechte Rache — sie rächte die Unthat, die er an ihr begangen, daß sie durch ihn das Paradies verloren... Und auch in ihm, als er zusammenschreckend die Züge des Mädchens musterte, dämmerte ein Erinnern auf . . . nicht die Gewißheit, die sie hatte, denn in seinem vielbewegten Leben hatte ein Abenteuer das andere fortgestoßen; er wußte im Augenblick, wo er sie vor sich sitzen sah, nicht Zeit und Ort, wohin er sie verweisen sollte, aber diese Augen hatten ihn schon einmal angestarrt, als wollten sie seine Seele fragen: Stammst du aus der Hölle? Diese blauen Augen eines Engels, die bei aller Sanftmuth ihrer Blicke doch auch rächende Blitze schossen. Wie ein Geist aus der Erde hervorgetaucht, war sie vor ihm da: wer hatte sie hergeführt? Er zwinkerte mit den Augen: hinter ihr glaubte er noch eine Gestalt, einen Schatten zu bemerken — namenlos, riesengroß... Ein Krampf ergriff sein Herz und nur mühsam stieß er mit dem röchelnden Ton der Sterbenden die Worte aus: „Charlotte Corday? Aus Caen? Du hast mir vor einer Stunde geschrieben?"

„Ich hab's!" Fester legten sich die Finger ihrer rechten Hand um den Griff des Messers.

„Kennst du den Bürger Lefranc? Weißt du etwas

von dem Schatz, den die Nonnen der Republik gestohlen haben?“

„Ich kenne weder den Bürger Lefranc noch weiß ich etwas von einem Schatz.“

„Es wird vielleicht auch nur eine Erfindung von dem lügnerischen Windbeutel gewesen sein. Wie gefällt dir Paris? Eine neue Welt ist im Entstehen — ich hab' es längst prophezeit!“

„Du hast es!“

„Dir? Was summt mir da im Kopf? Holla! Ist die Guillotine lebendig geworden? Sie geht, sie schneidet, Kopf um Kopf fällt — Meister Samson ist gar nicht mehr nöthig. Guck nur, statt Eines Beils sind jetzt zwei da, drei, vier! ... Arbeitet schneidet — die Ernte ist groß!“ Allmählich schien ihm die Besinnung wieder zu kehren, als Charlotte auf ihrem Schemel eine rasche Bewegung machte; er setzte sich halb aufrecht in seiner Badewanne, schaute sie noch einmal mit halbgeschlossenen Augen von der Seite an und fragte: „Was habt Ihr mir zu sagen, Bürgerin? Ihr stammt aus Caen? Was ist dort vorgefallen?“

„Achtzehn Mitglieder des Convents, von der rechten Seite, sind die Herren der Stadt und der Umgegend. Die Magistrate des Departements haben sich ihnen angeschlossen. Die jungen Männer eilen herbei, um Paris von den Unruhstiftern zu befreien und die Republik zu retten.“

„Haha!“ grinste Marat. „Was ist die Revolution? Blut! Blut! Blut!“

„Die Republik ist die Verbrüderung der Menschheit“, entgegnete Charlotte.

Zum letztenmal sahen sich da beide Auge in Auge:

Licht und Finsterniß. Die beiden dunkeln, dämonischen Gewalten, welche die Revolution gemacht, die Hoffnung und die Sehnsucht nach einem idealischen Staat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und der Grimm, die Blutgier, der Schmutz, der sich von einem Jahrtausend her in und auf fünfundzwanzig Millionen armer, geknechteter, hungernder Menschen gehäuft; der Engel und der Dämon, die beide unzertrennlich unsere Kämpfe, unsere Mühen, unser Dasein beherrschen und gestalten, waren sich da verkörpert gegenüber; indem sie sich anschauten mit der stummen gegenseitigen Frage: Bist du's? Bist du mein Bruder oder mein Mörder? vernichteten sie einander.

„Wie heißen die Conventsmitglieder in Caen? die Magistratspersonen, die zu ihnen halten?"

Siebzehn Namen nannte Charlotte; Marat hatte das Papier zur Hand genommen, darauf er den Brief an Fouquier-Tinville geschrieben. „Für den einen, den ich ihm entziehe", murmelte er, „schicke ich ihm siebzehn. Du kannst zufrieden sein, ewiger Kläffer!" Langsam schrieb er die Namen nieder. Barbaroux war der letzte. „Freue dich, mein Schätzchen", sagte er, die Feder fortlegend, zu Charlotte, „bald wirst du sie alle in Paris guillotiniren sehen!"

Während er schrieb, hatte Charlotte das Messer aus ihrem Busen gezogen.

In den verscheidenden Strahlen der Abendsonne funkelte der Stahl. Sie war aufgestanden, herb war ihr Mund, die Stirn durchfurcht wie von einem Blitz . . . aufschreien wollte Marat, aber kein Laut kam mehr aus seinem Munde. Mit festem Stoß hatte sie seine Brust getroffen. In

seinem Blut zurücksinkend, schrie er: „Zu Hülfe, meine Freundin! Zu Hülfe!“

Ihr Messer warf Charlotte zur Erde... Marat war todt, das Opfer vollbracht.

Auf den Schrei des Getroffenen stürzte Simonne herein . . . ein wildes Getümmel erhob sich in der Kammer, in den Nebenzimmern. Weinend, schreiend, mit fliegenden Haaren kamen die Frauen herbei: Katharine, die Bürgerin Pain, die Mädchen, welche die Bogen des „Volksfreund“ zusammenfalteten. „Mörder! Zu Hülfe! Mörderin!“ rief die eine und zerrte Charlotte am Gewand. Sie war, als Simonne herbeieilte, aus der Kammer geschritten, wie bewußtlos von der Schwere und Gräßlichkeit ihrer That. Ungehindert kam sie in das vordere Zimmer, dessen Fenster auf die Straße schauten. Ein Grauen schien um sie zu weben, das die entsetzten Frauen zurückhielt, sie anzutasten. Aufrecht stand sie in ihrer Mitte. Da schlug sie hinterrücks eine Faust auf die Schulter: es war Laurent Bas. „Du hast ihn ermordet, Aristokratin,“ schrie er, „ich erwürge dich!“ Und als sich Charlotte von ihm losrang, faßte er nach einem Stuhl, sie zu schlagen. Da ward sie niedergeworfen . . . Aus dem Hause strömten die Bewohner zusammen, aus der Nähe die Nachbarn, Neugierige, die in der Straße vorüber gegangen waren. „Marat ist ermordet!“ scholl es die Gasse auf und nieder. Alle, die durch die offene Thür sich zur Stelle drängen konnten, wo das Entsetzliche geschehen, warfen einen Blick des Abscheus auf Charlotte. „Das ist die Mörderin!“ sagten sie zu einander, leiser die einen, wüthender die andern. Die draußen auf der

Treppe standen, fragten: „Wo ist die Mörderin? Wo ist das Ungeheuer? Zerreißt sie!“

„Platz! Platz!“ hieß es dann. „Da kommt der Polizeicommissair Bürger Guellard!“ „Guten Abend, Bürger Commissair! Guten Abend! Das ist eine gräßliche Geschichte!“ „Was wird nun aus dem armen Volke werden, Marat ist ermordet!“ „Er war ein guter Mann.“ „Und wie gut wußte er alle Heimtücken der Aristokraten aufzudecken!“ „Ein verwünscht schlauer Kerl und nun ist er todt!“ „Er kann keinen mehr auf die Guillotine schicken!“ „Aber er hat den Kopf auf dem Rumpf behalten und die Guillotinirten halten den ihrigen unter dem Arm: das ist der Unterschied!“ „Sterben müssen wir Alle!“ „Seht, da tritt auch der Bürger Pelletan in die Kammer! Das ist ein Chirurgus — der wird uns sagen, wie er gestorben!“ „Still doch, still!“ „Bürger Commissair, bittet den Bürger Pelletan, lauter zu reden!“ . . . So durcheinander wogten die Rufe der Versammelten.

Simonne war bei ihrem Eintritt in die verhängnißvolle Kammer auf die Badewanne zugestürzt, in der sie Marat zusammenbrechen sah, und hatte sich seitdem nicht von ihrem Platze entfernt. An der Wanne knieend, die Hand auf das Herz des Freundes gelegt, als müsse sie ihm noch einen Schlag entlocken, war sie für alle Vorgänge um sich her kalt und theilnahmlos geblieben. Sie vergoß keine Thräne, kein Ausruf der Klage kam über ihre Lippen; nur die harten Züge ihres Gesichts wurden noch härter und unerbittlicher. Jetzt enfernte sie auf die Bitte des Chirurgus ihre Hand von Marats Brust . . . nur einige Augenblicke prüfte Pelletan die Wunde.

„Er ist schmerzlos gestorben,“ flüsterte er Simonne zu; sie aber zuckte nur höhnisch mit den Lippen, als wollte sie ihm erwidern: Ist das ein Trost für mich?

Mit lauter Stimme gab Pelletan darauf, in das größere Gemach zurückkommend, seine Aussage vor dem Commissair dahin ab: „Das Messer ist unter dem Schlüsselbein der rechten Seite zwischen der ersten und zweiten Rippe eingedrungen und hat die Lunge getroffen. Der Bürger Marat ist gestorben, als die Mörderin das Messer zurückzog.“

Blaß, mit gebundenen Händen stand Charlotte, allen Blicken ausgesetzt: sie bebte nicht. Als aber jetzt Simonne von der Erde das Messer emporhob und, es hoch haltend, daß die Blutstropfen von ihm niederträufelten, rief: „Das ist das Messer und das ist die Mörderin!“ — machte sie eine verzweifelte Anstrengung, ihre Hände von den Banden zu befreien, um ihr Antlitz darin zu verbergen.

Damit war aber auch Simonne's Kraft erschöpft; laut weinend stürzte sie an der Leiche Marats, die man aus der Badewanne gehoben und auf die rothe Fußdecke des Bodens gelegt, nieder: „Erwache! Erwache doch noch einmal! Nur noch Einen Blick! Nur noch Ein Wort!“

Doch Marat blieb todt — war der Dämon der Revolution mit ihm vernichtet? War, wie Charlotte hoffte, dieser Tag der erste zur Vorbereitung des Friedens?

IX.

Zu derselben Stunde wartete Genoveva im Hofe des Abteigefängnisses vor der Thür des Oberaufsehers La Vacquerie, daß man ihr öffne.

Joseph Lecomte und Jean La Vacquerie waren alte Bekannte oder, wie La Vacquerie verschönernd sagte, „langjährige Freunde". Diese Freundschaft aber hatte keinen andern Ursprung, als daß der junge Jules La Vacquerie im Comptoir Lecomte's gearbeitet hatte und vor zwei Jahren, bei der Begründung eines eigenen Geschäfts, von dem alten Handelsherrn mit einer Summe Geldes unterstützt worden war: Grund genug für den ehrlichen Jean La Vacquerie, den Lecomte's dankbar und auf diese Bekanntschaft nicht wenig eitel zu sein. Noch in der Nacht hatte er darum die Familie benachrichtigen lassen, daß Marcel Lecomte um zehn Uhr Abends in das Abteigefängniß gebracht worden, daß er ihm eine eigene, leidlich wohleingerichtete Zelle aufgeschlossen und daß die Sache vermuthlich ohne weitere Bedeutung sein würde. Aber diese letztere Bemerkung, die beruhigen sollte, erfüllte Joseph Lecomte mit den schlimmsten Befürchtungen. Er war mit dem alten François in seiner Schreibstube in einem heimlichen Gespräch begriffen, als der Bote La Vacquerie's ankam. Aeußerlich, vor der Dienerschaft, vor Elisabeth und Genoveva hatte er den Unbefangenen gespielt; was sollte Marcels Gefangeneh-

mung zu bedeuten haben? Entweder sei es ein Irrthum, oder Marcel der Uebertretung einer Polizeivorschrift schuldig; übermorgen werde er frei sein. Damit schickte er Elisabeth und Genoveva „zu Bett“; er selbst dachte nicht daran, das seine zu suchen, sondern verschloß sich mit François in dem geheimsten Gemach des Hauses. Hier erfuhr er von dem Diener die Anwesenheit des Barons Pontmartin, die er längst geahnt, hörte von einem jungen Mädchen, einer Freundin Genoveva's, deren Gegenwart im Garten sich François nicht zu erklären wußte, auch nicht, wie und wo Marcel und Pontmartin sich getroffen; aber die Thatsache war da, ebenso wie der Brief Pontmartins, auf dessen Umschlag Charlotte drei Zeilen geschrieben, den François jetzt seinem Herrn übergab. Diese Worte las Joseph Lecomte mit wachsendem Erstaunen: „Eine halbe Stunde vor dem Stephansthor zu Caen liegt in den Ruinen der Magdalenenkirche ein Schatz, mehr als eine Million Francs werth, vergraben, unter einer Rüster; sieben Steine im Halbkreis, auf deren mittelstem ein Kreuz eingegraben ist, bezeichnen die Stelle. Erkauft damit von den Henkersknechten das Leben Eures Sohnes!“ Ein-, zweimal schnippte der alte Herr mit den Fingern in der Luft, ein Zeichen, daß ihm der Vorschlag der Fremden nicht durchaus unausführbar erschien, sondern die Möglichkeit des Gelingens darböte. Hin und her erwog er, an wen von den leitenden Männern er sich wenden, wie weit er im ersten Gespräch mit ihm gehen sollte; denn es war offenbar, daß Marcels Loos sich je nach dem Auftreten des Vaters verschlimmern mußte; ließ er eine zu große Besorgniß durchblicken, während doch dem An-

schein nach nichts Ernsteres gegen Marcel vorlag, machte er die Gewalthaber nur argwöhnischer ...

In diesen Betrachtungen, im Pläneersinnen verbrachte er die Nacht. Den Frauen verfloß sie in nicht geringerer stürmischer Bewegung. In Thränen, wortlos, händeringend saß Frau Elisabeth; heftiger äußerte sich der Schmerz Genoveva's. Während die Mutter in trostloser Verzweiflung den Sohn schon als einen Verlorenen beklagte, blitzte in Genoveva's Seele, mitten im Ausbruch ihres Jammers, der Gedanke auf, den Geliebten zu retten. Was gälte der schwärmenden Phantasie eines liebenden Mädchens für unmöglich! Konnte sie sich im äußersten Fall nicht in seine Kleider hüllen, er in den ihrigen entfliehen? Nach dem Glück, ihn zu besitzen, gab es auf Erden ein schöneres, als für ihn zu sterben? Wenn in uns nach dem ersten, uns niederwerfenden Anfall des Unglücks die Willensthätigkeit wieder erwacht ist, wir uns zu einem Entschluß gesammelt haben, so gewinnt, auch wie durch Zauberei, unsere Lage, und wäre sie noch so verzweifelt, ein lichteres Ansehen: die Wolken scheinen sich aufzuhellen, die Welt ist dieselbe wie früher, aber unsere Vorstellung von ihr hat sich gewandelt.

Zu dieser gefaßtern und muthigern Stimmung Genoveva's trug am nächsten Tage die Haltung und Geschäftigkeit Herrn Joseph Lecomte's das Ihrige bei. Den ganzen Vormittag machte er Besuche „bei seinen Freunden“; bei Tische, als ihn Elisabeth fragte, ob er günstige Nachrichten von dem Sohne bringe, ob er ihn vielleicht gar gesprochen hätte, was ihnen bevorstände, entgegnete er kaltblütig: „Abwarten, meine liebe Elisabeth! Es ist nicht so schlimm, wenn unser leichtsinniger Marcel einmal das

Stillsitzen in der Abtei bei dem ehrlichen La Vacquerie lernt. Und für junge Leute ist's im Gefängniß besser als in der Freiheit, sie können da wenigstens keine dummen Streiche begehen" ... Und am Ende der Mahlzeit ließ er die Worte fallen: „Neue Bekanntschaft heute gemacht — mit dem Bürger Maximilian Robespierre. Ein sehr verständiger Mann ... Denk' dir, Genoveva, er las ein Trauerspiel Racine's, als ich bei ihm eingeführt wurde! Ein Trauerspiel Racine's — du kannst mir nachher einen Act aus der „Athalie" vorlesen." Elisabeth, an die Weise ihres Gatten gewöhnt, wagte nicht, ernstlicher in ihn zu dringen, sie zog sich zurück, um im Stillen zu weinen; auf Genoveva's Herz aber wirkten die Zuversicht und Munterkeit des Vaters wie Thautropfen auf eine Blume, die zu welken drohte. Die Sehnsucht, den Geliebten wiederzusehen, wäre es auch nur auf einen Augenblick — der Drang, etwas — sei es das Geringste — zu seiner Rettung zu unternehmen, beflügelte sie; unter dem Vorwand, eine Freundin zu besuchen, eilte sie in der Dämmerung nach dem Abteigefängniß.

Nach wiederholtem Anpochen öffnete ihr jetzt der Bürger La Vacquerie selbst die Thür. Sie hatte den Schleier von ihrem Hut zurückgeschlagen, und der scharfe Blick des Aufsehers, wenn er sie gleich nur ein- und ein anderes mal gesehen, erkannte sie augenblicklich. „Herein, Bürgerin Genoveva, herein!" ... und mit beiden Händen zog er sie rasch in das Zimmer. „Im Hofe schleichen zu viel unsichere Leute umher, zu viel Gesindel, Ohrwürmer, Spürnasen, Wandhorcher — schlimme Zeiten! Die Gefangenen sind nicht sicher und die Aufseher ebenso wenig ..."

„Ach, Herr La Vacquerie, wie geht's unserm guten Marcel?" Mit einem Blick unsäglicher Angst schaute sie zu ihm auf.

„Gut — nach den Umständen, sehr gut! Ich habe ihm heute eine Flasche Wein auf den Tisch stellen lassen. Das Gesetz sagt zwar: nein! aber was ist das Gesetz für den Oberaufseher? Ein Handschuh, den man links oder rechts tragen kann."

„Das hat Herr Joseph Lecomte auch gemeint und ich habe gar gedacht ..."

„Was denn?"

„O lieber Herr La Vacquerie, seien Sie nicht böse! Könnt' ich Herrn Marcel nicht sehen ..." Jetzt verwandelte sich doch Jeans gutmüthiges Gesicht zu der Starrheit eines unerbittlichen Gefangenwärters. Genoveva, die diesen Wechsel bemerkte, suchte bittend einzulenken. „Es ist gewiß schwierig, aber Herr La Vacquerie — so sagt' ich mir — ist so gut, so einflußreich; er wird dabei sein, wenn ich Marcel sehe, wird hören, was ich mit ihm rede ... ja, ich will gar nichts zu ihm sprechen, ihn nur ansehen und ihm die Hand drücken. Wäre nur Frau Madelaine, Ihre schöne Schwiegertochter, der Marcel eine so wunderhübsche normännische Haube aus Rouen mitgebracht hat, mit mir gekommen, um Sie zu bitten ..."

La Vacquerie legte seinen Finger auf den Mund, es ward an der Außenthür gepocht.

Mit tiefem Gruß empfing der Aufseher den Eintretenden ... sichtlich verlegen und bestürzt, daß er von ihm in der Unterhaltung mit Genoveva überrascht wurde, deren Kleidung, Jugend und vornehmes Wesen allein schon be-

wies, daß sie nicht des Aufsehers, sondern eines Gefangenen wegen in die Abtei gekommen sei.

Leicht und sicher verneigte sich der Eingetretene vor Genoveva, die erschrocken die Begrüßung erwiderte.

„Dies Blatt von dem öffentlichen Ankläger, unterzeichnet von dem Bürger Foucault, Richter am Revolutionstribunal, befiehlt Euch, den darin bezeichneten Gefangenen freizulassen. Ich will ihn vorher sprechen, bringt ihn hierher. Vermeidet das Aufsehen in den Höfen und Gängen und schweigt vor ihm," sagte er zu dem Aufseher.

„Wie Sie wollen, Bürger Robespierre."

Robespierre — Genoveva athmete wie eine von schwerer Last Befreite auf ... Der Mann, der Racine's Tragödien liebte ... das war das Einzige, was sie im Grunde von ihm wußte.

Indeß hatte La Vacquerie einen Blick in das Schreiben geworfen — er hätte laut auflachen mögen, aber er wagte es nicht und lächeln konnte er nicht — ein Glanz ging über sein Gesicht, als er zu Genoveva hinüberschielte. Der Bürger Robespierre ertappte diesen Blick, aber er deutete ihn anders. „Geht," winkte er dem Aufseher, „die Bürgerin wird einige Minuten verziehen, die Republik hat den Vortritt."

Darauf verließ La Vacquerie das Gemach, um draußen unter fortwährendem Gelächter vor sich hinzumurmeln: „Was sind das für Zeiten! Die Richter nehmen dem Aufseher das Brot weg. Ich dachte mir einen schönen Dank von dem jungen Marcel zu verdienen, wenn ich ihn zu der Kleinen brächte und nun kommt mir der zuvor. Aber ich hoffe, die Flasche Wein wird nicht vergessen werden."

In natürlicher Neugierde schauten die beiden, die indeß allein geblieben waren, sich an; furchtsam, schüchtern, doch ohne Herzensangst, hatte Genoveva die Augen aufgeschlagen. Der Bürger Robespierre machte in seinem grauen Frack mit blanken Knöpfen, den Resedablüten im Knopfloch, dem runden Hut, den er noch in der Hand hielt, einen angenehmen Eindruck. Je mehr sich die Männer damals in Unsauberkeit und Wüstheit der Kleidung gefielen, um so vortheilhafter erschien er, in einfacher und gewählter Tracht. In Locken gekräuselt trug er das Haar, auf den dunkeln Augen eine goldene Brille; ob es nun der Anblick der lieblichen Genoveva, ob es das Bewußtsein der guten That war, die er auszuführen in das düstere Gefängniß gekommen, was ihn freundlich stimmte: ein Zug des Wohlwollens schwebte um seine schöngewölbten Lippen.

„Ich hoffe, schöne Bürgerin," begann er mit einer gewissen Verbindlichkeit in Ton und Haltung, „Sie zürnen nicht, daß ich Sie gestört."

„Nicht doch, ich wünschte nur, wie Sie zu dem Ihrigen, so zu meinem Freund sagen zu können: Du bist frei."

„Einen Unschuldigen werden die Richter nicht verurtheilen und ein Schuldiger verdient Ihr Mitleid nicht."

„O — so reden Sie wol, müssen auch wol so handeln, aber Ihr Herz empfindet anders."

„Sind Sie dessen gewiß? Kennen Sie mich denn?"

„Nein — wie sollt' ich armes Mädchen mich um die Männer und Angelegenheiten der Republik bekümmern?"

„Und Sie thun recht daran; die Frau gehört in das Haus. Wenn Sie aber nie etwas von mir gehört ..."

„Doch, ich hörte viel Gutes von Ihnen. Sie sind ein großer, mächtiger Mann, Bürger Robespierre, und mein Pflegevater erzählte mir . . .“

„Wer ist Ihr Pflegevater?“

„Joseph Lecomte.“

„Bürger Lecomte. . .“ Der wohlwollende Zug schwebte wieder um Robespierre's Mund. „Wie gut sich das trifft!“ lächelte er. „Und von dem erfuhren Sie —“

„Daß Sie Racine lieben“.

Immer freundlicher ward das Lächeln Maximilian Robespierre's. Der gewöhnliche, mißgünstige und trübsinnige Ausdruck seines grüngelben Gesichts verklärte sich zur Heiterkeit. „Und wer Racine liebt, wie könnte der mitleidlos sein?“ fuhr sie fort.

„Racine ist Ihr Lieblingsdichter?“

Genoveva bejahte.

„Der größte Dichter, den Frankreich gehabt hat — unter den Königen haben konnte. Traurige Tage jetzt für die Dichtkunst, Bürgerin! Die Saiten der Leier sind zersprungen, die Zwietracht schwingt Fackel und Schwert. Von innern und äußern Feinden ist die Republik bedroht, aber die Freiheit wird siegen, die Gleichheit! Nähren Sie auf dem Herd des Hauses die heilige Flamme, Bürgerin! Für den neuen Staat brauchen wir ein neues Geschlecht; aber wenn wir auch alles Alte zerstören: die Poesie Racine's und Corneille's sei uns heilig!“

„Sie sprechen meine Gedanken, Bürger Robespierre. In allen Schmerzen, in allem Elend ist die Kunst die einzige Zufluchtsstätte bedrückter Seelen.“

„Was für uns die Kunst, ist für die Armen der Glaube an Gott; diese beiden Pfeiler der menschlichen

Gesellschaft müssen uns erhalten bleiben. Der Bürger Joseph Lecomte kann sich glücklich preisen, eine so schöne und verständige Tochter wie Sie zu besitzen. Nicht früh genug können wir uns von dem Flittertand der Welt zur Wahrheit wenden. Bleiben Sie auf Ihrem Wege, Bürgerin! Lieben Sie die Kunst, ehren Sie Ihre Aeltern, seien Sie mitleidig gegen die Armen! Möchten doch viele von Frankreichs Jungfrauen Ihnen nacheifern, wir würden bald die Frauen des alten Rom nicht mehr zu bewundern und zu beneiden haben! Es lebe die Republik!"

„Es lebe die Republik!" Genoveva legte ihre Hand in die seine.

Indem sah er La Vacquerie mit dem Gefangenen über den Hof daherkommen.

„Mein Gespräch duldet keinen Zeugen!" sagte er zu dem jungen Mädchen und öffnete mit der Sicherheit eines Mannes, der, wo er auftritt, befehlen darf, die Thür zu einem Nebengemach. „Da hinein, Bürgerin! In einer Viertelstunde rufe ich Sie zurück und bin gern zu einem Gegendienst erbötig."

Als Robespierre hinter Genoveva die Kammerthür geschlossen, führte der Aufseher den Gefangenen herein.

„Der Bürger Marcel Lecomte, Nr. 27, den Sie zu sprechen wünschten," sagte er mit halblauter Stimme und zog sich geräuschlos nach dem Nebengemach zurück, wohin Robespierre das junge Mädchen gewiesen.

Jede Spur des Wohlwollens und der Freundlichkeit war indeß aus dem Gesicht des mächtigen Mannes geschwunden; die Lippen, die noch eben gelächelt, hatten sich kalt und streng geschlossen, ein lauernder Zug schwebte

darum. Seinen Hut hatte er auf den Tisch gelegt, die Arme über die Brust gekreuzt.

Marcels Gruß erwiderte er höflich, doch gemessen. Eine Weile beobachtete er schweigend den jungen, stattlichen Mann; das freie, muthige und doch bescheidene Auftreten desselben schien ihm dann eine gewisse Theilnahme einzuflößen; er deutete auf einen Stuhl und fragte: „Man hat Sie schon verhört?"

„Der Bürger Foucault, Richter bei dem Revolutionstribunal, hat mich heute morgen vor sich rufen lassen; ich habe die wenigen Fragen, die er mir vorlegte, beantwortet."

„Er sagte Ihnen, wessen man Sie anklagt?"

„Ja — einer Verschwörung gegen die Republik."

„Sie fühlen sich unschuldig?"

„Ja! Es schien mir sogar, als wäre der Richter erstaunt gewesen, mich an der Schranke zu sehen, und habe einen andern erwartet."

„Man hat Sie öfters in der Gesellschaft eines berüchtigten Mannes, des Barons Pontmartin, getroffen: das hat Sie verdächtig gemacht. Ich bin weder Ihr Richter noch Ihr Ankläger, nur warnen möchte ich Sie, sich künftighin sorgfältiger zu bedenken, ehe Sie Ihre Hand einem Unbekannten entgegenstrecken."

„Vergebung, Bürger Robespierre ..."

„Sie kennen mich?"

„Wem läge das Wohl der Republik am Herzen, der Maximilian Robespierre nicht kennte?" rief Marcel unbefangen. Die sittliche Unbescholtenheit, die Unbestechlichkeit und Reinheit des Mannes, sein starres Festhalten an Rousseau's Grundsätzen übten auf seine Zeitgenossen eine

Art zauberischen Einflusses aus; damals, im Sommer des Jahres 1793, hatte sich jene kaltblütige, unerbittliche Grausamkeit Robespierre's, sein Streben nach der Alleingewalt noch nicht zum Entsetzen der Welt offenbart; wir, die Nachkommen, überschauen die ganze Laufbahn des Mannes mit Einem Blick; die mit ihm lebten, sahen ihn schrittweise darauf vorgehen und empfingen so ein anderes Bild, je nach den Zeitumständen, von ihm als wir.

So festgeschlossen und unbeweglich auch die Züge des „großen Bürgers" blieben, einer, der mehr Muße für physiognomische Studien gehabt, als Marcel sie in diesem Augenblick hatte, würde einen leisen Schimmer bemerkt haben, der sich über dies grüngelbe Gesicht breitete und ihm eine lebhaftere Farbe gab; für Geld und Frauengunst, aber nicht für Schmeichelei war Maximilian Robespierre unempfänglich. Seine Stimme, die gewöhnlich etwas Schleppendes, Zögerndes hatte, nahm jetzt, aus befriedigter Eitelkeit, wie auf der Rednerbühne des Convents im Zorn, einen vollern Klang an: „Vertrauen Sie mir wie einem ältern Freunde! Ich kenne Ihren Vater; ich weiß, daß Sie ein guter, ein tapferer Bürger sind. Meine Augen wachen über Frankreich. Die Ehrgeizigen, die Selbstsüchtigen und Stellenjäger tragen die Schuld an allen Verwirrungen, welche die Republik heimsuchen. Ich empfinde es mit tiefem Schmerz, daß unser Reich der Tugend mit Schrecken und Blut beginnt, daß Verdacht und Argwohn die Menschen auseinanderreißt, die sich in brüderlicher Liebe verbinden sollten. Wie kamen Sie mit diesem Abenteurer zusammen? Noch einmal, nicht der Richter fragt, sehen Sie vielmehr in mir Ihren Vertheidiger!"

„Ich traf jenen Mann in der Postkutsche, die von

Caen nach Paris fährt. Am Abend nach unserer Ankunft in Paris begegneten wir uns im Garten eines Wirthshauses. Er redete mich an und ich konnte mich um so weniger seiner Aufforderung, mich zu ihm zu setzen, entziehen, da er mir die Gattin des Bürgers Marat als seine Begleiterin vorstellte. Der Name Marat, dachte ich, müßte vor jedem Verdacht schützen."

Von dem Schreck derer, die unversehens in tropischer Wildniß auf eine Schlange treten, wird oft erzählt; ähnlich wie sie zuckte Robespierre bei dem Namen Marat zusammen. „Sind Sie mit dem Bürger Marat bekannt?" fragte er nach einer Pause. Marcel suchte nur durch eine Bewegung seinen Widerwillen und Abscheu auszudrücken. „Wie konnt' ich auch nur daran denken," fuhr Robespierre auf diese Geberde, gleichsam sich entschuldigend, fort, „daß ein junger Mann wie Sie, Marat kenne! Ich klage den Mann nicht der Verrätherei, nicht der Septembergreuel an, aber er ist ein Wahnsinniger, der in das Irrenhaus gehört! Er besudelt die Freiheit mit seinem Geifer. Warum ziehen sich die guten Bürger von den öffentlichen Angelegenheiten zurück? Marat schreckt sie, das Gesindel, das ihm anhängt und Mord! brüllt. Ich sprach heute mit Ihrem Vater — vielleicht ist es mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß die Mehrheit des Convents nicht die Thorheiten Marats billigt, daß wir nicht daran denken, das Eigenthum der Bürger anzutasten und die faulen Armen auf Kosten der Fleißigen zu bereichern. Wir wollen einen Staat der Tugend, der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit." Im Auf- und Niedergehen sagte er dies; jetzt blieb er vor Marcel stehen: „Und

dieser Pontmartin war mit der Gattin Marats nach jenem Garten gekommen?“

„Ja — und er brachte Marats Schwägerin, ein junges Mädchen, von dem Ball heim; ich begleitete ihn.“

„Seltsam! Und Sie begegneten ihm am Tage darauf?“

„Es war nicht zu vermeiden; er nannte sich Bürger Lefranc und ich hatte keinen Grund zum Argwohn.“

„Gestern Abend war er in Ihrem Hause — ich weiß es von Ihrem Vater.“

„Er kam, um mir Lebewohl zu sagen. Meine Aeltern waren nicht gegenwärtig, sie machten einen Besuch in Versailles.“

„Kennen Sie das Ziel seiner Reise?“

„So standen wir nicht zueinander, daß ich danach hätte fragen dürfen.“

„Noch ist die Polizei seiner nicht habhaft geworden...“

„Ich glaube, sie verhaftete mich gestern statt seiner.“

„Aber er wird ihr nicht entgehen. Und wenn er gefangen, die Anklage gegen ihn erhoben ist, wird man Sie als Zeugen aufrufen.“

„Ich werde dem Richter die Wahrheit nicht verschweigen.“

„Es ist nicht angenehm, vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen.“

„Gewiß nicht, Bürger Robespierre, aber dem Gesetz müssen wir gehorchen und unsere Pflicht thun!“

Robespierre rückte an seiner Brille. „Auch ein Schüler Rousseau's! Recht so! Seine Weisheit ist die echte, sie erzeugt republikanische Gesinnungen. Aus der Schule Rousseau's gehen Männer von antikem Gepräge hervor, aus der Voltaire's nur Spötter, Aristokraten, die Gott

und das Volk lästern. Es war eine Thorheit, daß man die Leiche dieses Mannes nach dem Pantheon schaffte. Er hat niemals das arme Volk geliebt. Sie aber haben sich in seinen Reihen für die Freiheit geschlagen. Nicht vor dem Revolutionstribunal ist Ihr Platz — ich kenne einen Ort, wo Sie dem Vaterland einen größern Dienst leisten werden als hier. Die Hauptstadt verdirbt die jungen Leute, sie gehen in Müßiggang und Schwelgereien unter."

„O", unterbrach ihn Marcel rasch, „ich wüßte auch eine Stelle, auf der ich lieber stände als auf dem Pflaster von Paris: vor den Kanonen des Feindes!"

„Wackerer junger Mann!" Robespierre berührte mit seiner flachen Hand leicht Marcels Schulter. „Welch ein schwerer Irrthum der Fürsten ist es, an den Untergang einer Republik zu glauben, die solche Söhne hat!"

„Aber mein Vater macht seine Rechte geltend, er will mich nicht ziehen lassen."

„Ihr Vater kann seine Meinung ändern —"

„Sie wissen?"

„Unsern tapfern Heeren fehlt es durch den Abfall und die Auswanderung des Adels an gebildeten Offizieren, nur nothdürftig sind die Stellen besetzt. Wenn Sie in das Heer eintreten wollten . . ."

„Und mein Vater ist damit einverstanden?"

„Er wünscht sogar Ihre Abwesenheit von Paris für einige Zeit, muß sie wünschen. Ich habe keine Stellen in der Armee zu vergeben, ich bin ein einfacher Bürger wie Sie, aber der Kriegsminister braucht einen zuverlässigen und entschlossenen Mann, Depeschen nach Flandern zu bringen. Wollen Sie dem Vaterland diesen Dienst leisten, so schlage ich Sie ihm vor. Halten Sie sich in

einigen Tagen zur Abreise bereit. Sie werden so mit dem Kriegsleben, mit den Feldherren und Stabsoffizieren bekannt werden und die ersten Schritte auf dem Wege des Ruhms thun."

„Victoria! Aber ach, ich bin ein Gefangener!"

„Sie sind frei, Bürger Marcel Lecomte!" sagte Robespierre, die Stimme erhebend.

„Frei! Er ist frei!" rief im Nebengemach Genoveva und riß ungestüm die Thür auf. Erröthend blieb sie auf der Schwelle stehen.

„Genoveva! Du hier?"

„Marcel!"

Robespierre hatte sich zum Fenster gewandt — er hatte wieder sein wohlwollendes Lächeln. Um einen Schritt näherte sich ihm Genoveva: „Ich habe mein Versprechen nicht gehalten und Ihre Unterredung unterbrochen; vergeben Sie mir, Bürger Robespierre! Als ich die Stimme meines Bruders hörte —"

„Da wallte Ihr Herz über. Keine Entschuldigung, Bürgerin! Er ist frei, halten Sie ihn nun fest! Und Sie, junger Mann, Sie haben da einen Schatz, um den Sie jeder beneiden wird, der ein Auge für weibliche Anmuth und, was mehr gilt, ein fühlendes Herz für die Tugend besitzt. Sprechen Sie spätestens am Montag in der Frühe bei mir vor! Guten Abend, Bürgerin! Lesen Sie fleißig Racine, lieben Sie ihn! Das Ohr wie die Seele erfüllt er mit Wohlklang. Wie sehne ich die Zeit herbei, wo nach der Herstellung der Republik die Künste wieder blühen, wo wir alle am Herd unsers Hauses, unter schattigen Bäumen, ein ruhiges und friedliches Leben führen werden! Dann blicken wir auf diese Tage des

Schreckens wie auf einen Sturm, der überstanden, ein Gewitter, das vorübergezogen ist, zurück. Wenn alle Menschen dächten wie wir, welch ein Paradies wäre diese Erde! Bürger La Vacquerie, geleiten Sie Marcel Lecomte und das Fräulein an das Ausgangsthor! Leben Sie wohl, meine Freunde!"

Arm in Arm, wortlos, schritten Marcel und Genoveva über den Hof; La Vacquerie hatte einen verrätherischen Tropfen, etwas wie eine Thräne, im Auge. Stumm reichte er beiden am Ausgangsthor die Hand, stumm erwiderte Marcel seinen Druck, Genoveva aber rief: „Wir geben morgen einen großen Ball, da dürfen Sie nicht fehlen! Ich tanze den ersten Tanz mit Ihnen!"

„Ich thue, was Sie wollen!" entgegnete der Aufseher, „Alles für Sie und den Bürger Robespierre!"

Draußen, als die finstern Mauern des Abteigefängnisses hinter ihnen lagen, fand Marcel, von so vielem, das plötzlich auf ihn eingestürmt, betäubt, erst die Sprache wieder. „Du kamst zu mir — du, liebste, süße Genoveva!"

„Ja, wer sollte denn zu dir eilen, wenn nicht ich?"

Sie ahnte nicht, daß ein anderes Bild als das ihre, Marcel in seinen Kerker begleitet, daß nicht sie, sondern die Gestalt ihrer Freundin ihn in den Träumen der Nacht umschwebt habe. Wenn er einem Weibe seine Befreiung verdanken sollte, so konnte nach seiner Meinung nur die heldenmüthige Charlotte, nicht die schwache Genoveva solch Werk beginnen und vollenden. Gleichsam beschämt, das Unrecht, das er ihr in Gedanken gethan, im stillen abbittend, stand er jetzt vor ihr. War sie über Nacht größer geworden? Wie geblendet schaute er sie an. Seine wun-

derbare Befreiung aus gefährlicher Lage, die sichere Aussicht, seinen Herzenswunsch, in das Heer zu treten, in kurzer Frist erfüllt zu sehen, erhöhten und beflügelten seine Stimmung, vereint wirkten sie mit der Erscheinung Genoveva's bezaubernd und berauschend auf ihn. Ihr aber war der schönste Traum ihrer Phantasie zur herrlichen Wirklichkeit geworden: an ihrer Hand verließ er das Gefängniß und schritt aus dem Dunkel dem Licht entgegen. Mehr noch als seine Worte versicherten der Druck seiner Hand, seine Blicke, vor denen sie die ihrigen niederschlagen mußte, ihr seinen Dank. Sie sprachen es nicht aus, hatten aber beide die Empfindung, als sei fortan eine Trennung zwischen ihnen unmöglich. Zärtliche Neigung und Dankbarkeit zogen Marcel gleich mächtig zu Genoveva; er erwiderte, er begriff vielleicht ihre Leidenschaft nicht einmal in ihrem ganzen Reichthum von Liebe und Hingebung, in ihrem ganzen Feuer; aber es wäre der tiefste und verzehrendste Schmerz seines Lebens gewesen, wenn das Geschick sie plötzlich von seiner Seite gerissen hätte. Nicht immer, doch bei den meisten Männern schließen sich leidenschaftliche und zärtliche Liebe aus; was sie mit heftiger Begier erstreben, sind sie gleich heftig von sich fortzustoßen geneigt, während sie in einer gemäßigtern Empfindung, die mehr die Grundfärbung der Freundschaft als der Liebe hat, dauernder und beständiger bleiben. Den Beglücktesten unter uns Sterblichen verschmilzt das Ideal ihrer Phantasie mit den Forderungen ihres Gemüths, die Ansprüche des Geistes und Herzens decken sich in ihm, aber der Mehrzahl geschieht es, daß Phantasie und Herz weit auseinander verschiedene Bahnen gehen. Marcels Phantasie war von Charlottens Erschei-

nung, von ihrer Schönheit, dem Geheimnißvollen um sie ergriffen und aufgeregt; wie hätte es auch anders geschehen können? Er klagte sich selbst an, daß diese Schwärmerei seiner Liebe für Genoveva, der Treue, die er ihr gelobt, Eintrag thue, aber der Reiz des Neuen und Dämonischen besiegte sein Widerstreben. Dabei wies er entrüstet den Gedanken, der in ihm aufkeimen wollte, zurück: Genoveva aufzugeben; mit zu festen und zu lieblichen Banden fühlte er sich an sie gefesselt. Wer in sich selbst das Walten der Phantasie nicht empfindet und, bewußt oder unbewußt, mit einer gewissen überlegenen und kalten Klugheit alle Vorfälle des Lebens erwägt und berechnet, ist nur zu leicht bereit, den ersten Stein auf so geartete Menschen zu werfen. Genoveva dagegen war zu kindlich, zu unbefangen und vor allem zu glücklich, um in Marcels Neigung einen Schatten zu erblicken, über ein „zu wenig“ seiner Liebe zu klagen, weil sie selbst ausschließlicher von ihrer Leidenschaft beherrscht wurde. Und in diesen Minuten gab es für Marcel auch nur Ein Weib auf Erden: die zärtliche Gestalt, die, an seinen Arm geschmiegt, neben ihm leicht wie eine Fee schwebte; ein Schatten hatte sich über Charlottens Bild gebreitet. War es nur verletzte Männereitelkeit, die Marcel das noch vor kurzem vergötterte Mädchen vergessen ließ? Oder verdunkelte die That, die sie in diesen Augenblicken vollbracht — eben schlug die Uhr einer nahe gelegenen Kirche das dritte Viertel der achten Stunde des Abends — in seinem vorahnenden Geiste ihr Bild?

Aus der Ferne scholl ihnen Volkslärm — das Heranbrausen einer Menge, eines Tumults entgegen. „Fort, fort!“ drängte die ängstliche Genoveva, und auch Marcel

war nicht in der Stimmung, sich in eine Volksbewegung zu stürzen; auch ihn trieb es in die Arme der Mutter, unter das schützende Dach des väterlichen Hauses. Ein Lohnwagen kam ihnen da entgegengefahren mit brausenden Pferden; der Kutscher flüchtete vor der Menge. Marcel hielt ihn an, hob seine Gefährtin in den Wagen, sprang nach — „Was ist geschehen?" fragte er noch. „Es ist irgendwo einer ermordet worden", antwortete der Kutscher, „aber ich habe den Namen nicht verstanden." Und seine Pferde antreibend, jagte er in einer Nebenstraße davon, gerade als die ersten aus der Menge den Platz vor der Abtei erreichten.

„Marat ist todt, Marat, der Volksfreund!" scholl es im betäubenden Lärm aus ihrer Mitte.

Und dann, wirr und wild durcheinander, indem alle zugleich sprechen wollten und sich gegenseitig überschrieen: „Die Aristokraten haben ihn ermordet!" „Sie haben ein Mädchen dazu gedungen, sie hat ihn mit einem vergifteten Dolch getödtet!" „Ein Mädchen? Bürger, laßt euch doch nicht solch ein Märchen aufbinden!" „Willst du es besser wissen, ich habe sie selbst gesehen." „Ihr habt sie gesehen? Die Mörderin gesehen?" „Ist sie groß?" „Sie hat rothe Haare und ein häßliches, pockennarbiges Gesicht." „Nein, nein, sie ist sehr schön; wenn man sie anblickt, glaubt man einen Engel vor sich zu haben!" „Es ist nicht wahr, Ihr lügt!" „Ich lüge" — „Ruhig, Bürger, ruhig! Wir werden sie alle noch auf der Guillotine zu sehen bekommen." „Ja wohl, unter Vetter Samsons Hand!" „Es ist schändlich, daß so wenig Aristokraten geköpft werden!" „Dahin führt die Milde, sie ermorden Marat!" „Bald wird das arme Volk gar keinen Freund

mehr haben!“ „Die Bäcker werden jeden Tag reicher, das Brot kleiner!“ „Es ist eine schändliche Wirthschaft!“ „Aber seid ihr denn solche Dummköpfe, daß ihr nicht einseht, wir müssen noch eine Revolution machen? Die Reichen dürfen nicht mehr haben als die Armen. Uns haben die Adeligen doch nichts gethan, sie ließen uns manch Stück Geld verdienen!“ „Ja, das ist wahr! Früher ging viel mehr Geld in Paris drauf als jetzt!“ „Freilich, unsere Feinde sind die Bäcker und die Schlächter!“ „Plündert, plündert!“ „Revolution! Es lebe die Guillotine!“

Zum Glück für die Ruhe von Paris an diesem Abend befand sich weder eine Bäckerei noch der Laden eines Fleischers in der Nähe, gegen die sich die Wuth der Menge hätte richten können. Da, als sie noch unschlüssig und unthätig, sich mit tollem Geschrei und blutgierigen Reden untereinander reizend und anfeuernd, hin- und herbrauste — dumpf rollend wie Meereswogen — bemerkte einer am Thor der Abtei einen Wagen und ein verruchter Gedanke entsprang in seinem Kopf. „Da ist die Abtei!“ rief er. „Denkt ihr noch an den ersten September? Vorwärts! Das Nest steckt wieder voll Aristokraten! Brecht ein, steckt es an! Da steht ein Wagen, gewiß soll einer dieser Schufte der gerechten Rache des Volks entzogen werden. Feuer her! Feuer!“ Wie ein Blasebalg die Flammen anfacht, so lohten bei diesen Worten Männer und Weiber auf: „Ja, Fackeln her! Brechstangen! Ein Todtenopfer für Marat!“ „Wir wollen seine Leiche auf dem Scheiterhaufen der Abtei verbrennen!“ „Wie viele sitzen darin?“ „Ein paar hundert!“ „Mehr

nicht? Das ist ja nur ein Frühstück!“ „Zehntausend Aristokraten wiegen den Einen Marat nicht auf!“

Die Wüthendsten waren eben im Begriff, das Thor aufzubrechen, andere wollten sich des Wagens bemächtigen, als Maximilian Robespierre unter dem düstern Gewölbbogen erschien.

„Da ist einer von den Aristokraten!“ „Steinigt ihn!“ „Pest, wie vornehm und geschniegelt sieht der Kerl aus!“ „Warum trägt er keine rothe Mütze?“ schrieen aus der Mitte des Haufens einige, die ihn nicht erkannten. Aber dieser und jener grüßte — eine Secunde später lief es von Mund zu Mund: es ist der Bürger Robespierre. Das Wuthgeschrei verwandelte sich in ein betäubendes Jubelrufen. „Was giebts, Patrioten?“ fragte er, nach seinem Wagen gehend. „Warum stört ihr die Ruhe der Stadt?“ „Ach!“ sagte eine Frau, die sich zu ihm gedrängt, „Sie wissen das Unglück noch nicht? Der Bürger Marat ist vor einer Stunde ermordet worden.“

„Marat todt!“ Wie gebannt blieb er stehen. Sein Schweigen ließ auch die Menge verstummen. Auf dem Platz, wo noch eben der Lärm des Aufstandes getobt wie der Ausbruch eines Vulkans, herrschte plötzlich die tiefste Stille. Was ging in der Seele Robespierre's in dieser Pause des Schreckens vor? Nach außen, auf sein erdfahles Gesicht trat indeß sichtbar für die andern keine Bewegung. Drei Namen hatten bisher die Luft von Paris mit ihrem Klange erschüttert: Dantons, Marats und der seinige. Jetzt war der eine dieser drei aus dem Reich der Lebenden verschollen, nichts als eine unfruchtbare Apotheose für ihn noch da. Fortan gab es nur noch Einen Kampf, zwischen ihm und Danton. Ein vorzeitiger Tod

hat die letzten Absichten Robespierre's mit undurchdringlichem Schleier bedeckt — aber wer hätte in seiner Stellung, bei seinem Einfluß auf das Volk von Paris und durch die Jakobiner auf alle patriotischen Gesellschaften in Frankreich nicht ehrgeizige Hoffnungen nähren, nicht an gewaltigen Wünschen sich berauschen sollen? Er hatte Marat nie geliebt; seine nach Rousseau's Muster zugeschnittene Starrheit, seine nach Grundsätzen streng geregelte Lebensweise, selbst seine politische Anschauung, die aus Principien, nicht, wie bei Marat, aus Leidenschaft entsprang, hatten zwischen beiden Männern eine Schranke gezogen, ihre Verachtung, wenn sie sich auch hinter bewundernden Aussprüchen verbarg, war bei ihnen gegenseitig. Marat sah in Robespierre einen Schwätzer und Gecken, Robespierre in dem Volksfreund einen wüsten Trunkenbold. Und doch hatte er ihn fürchten, ihn schonen müssen ... Jetzt war er von dieser Sorge befreit. Von Stolz und Freude schwoll sein Herz.

„Bürger", so erhob er die Hand, „Patrioten! Ein trauriger, ein unersetzlicher Verlust hat uns betroffen, wenn eure Erzählung wahr ist. Marat ist todt. Das Verbrechen wird bestraft werden, zweifelt nicht! Das Vaterland wird seinem Sohn ein Denkmal setzen! Aber gebt euch nicht dem Zorn, dem Schmerz hin! Ein Mann ist aus unserer Mitte geschieden, doch das Werk der Revolution ist unerschüttert! Muth, ihr Patrioten! Muth! Wir müssen allen Königen Europa's zeigen, daß wir den Tod unserer großen Männer mit Fassung ertragen und weder durch Unglück noch durch Schrecken zu entmuthigen sind! Bürger, es lebe die Republik!"

„Die Republik!" hallte es nun hundertstimmig wider.

„Das Volk hat doch noch Freunde! Maximilian Robespierre soll leben!“ „Spannt ihm die Pferde aus!“ „Führt ihn im Triumph nach seinem Hause!“ „Beweist den Aristokraten, daß sie trotz ihrer Mörder noch nicht die Herren sind!“ „Spannt ihm die Pferde aus!“

Gesagt, gethan! Die Eifrigsten hatten die Zügel der Rosse ergriffen, der Kutscher war herabgestiegen, um ihnen zu helfen . . .

„Bürger“, sagte Robespierre, „ist das die Handlungsweise freier Männer? Erniedrigt euch doch nicht selbst zu Sklaven! Ich bin kein Dictator, ich bin nicht Sulla, ich bin nicht Cäsar, ich will es nicht sein! Schämt ihr euch nicht, euch in das Joch zu spannen? Wenn ihr diese Riemen tragt, seid ihr der Anstrengung nicht werth, die ich gemacht, das Joch der Könige zu zerbrechen! Laßt mich meines Weges gehen, kehrt selbst in eure Häuser zurück! Laßt mich — es lebe die Freiheit und die Gleichheit!“

Und schweigsam, den Hut in der Hand, schritt er durch die Reihen der begeistert ihm zujauchzenden Menge — in der Dämmerung glich er so einem dämonischen Schatten.

Die Hydra der Revolution glaubte Charlotte Corday getödtet zu haben: es war ein schrecklicher, tragischer Irrthum; sie hatte die Hand verwundet, nicht das Herz. „Wenn wir“, hat Barbaroux später gesagt, „das Messer dieses Mädchens hätten leiten können, wahrlich, auf Marat hätten wir es nicht gelenkt!“

X.

Noch lag am nächsten Morgen Genoveva in süßen Träumen — in Träumen der Liebe und des Festes, zu dem nach ihrer und Marcels glücklicher Heimkehr umfassende Vorbereitungen noch am gestrigen Abend getroffen waren —, als Herr Joseph Lecomte schon unruhig in seinem Arbeitszimmer auf- und niederging. Der alte Herr war immer ein Frühaufsteher gewesen, heute aber trieben ihn mancherlei Sorgen und Bekümmernisse vom Lager. Seinem Grundsatze getreu, die Seinigen, so viel er vermochte, von der politischen Bewegung und Unruhe entfernt zu halten, hatte er auch diesmal bei Marcels Verhaftung seine Furcht still in sich verschlossen, bei seiner Befreiung nicht die stürmische Freude Genoveva's, noch die in einem beredten Blick zum Himmel und strömenden Thränen sich offenbarende Rührung der Mutter gezeigt. Er wollte ihnen den Genuß des Glücks nicht durch die Kunde verderben, wie es erworben ward: durch die Abreise Marcels zur Armee nach Flandern. Zwar hatte Maximilian Robespierre keine Bedingung für seine Verwendung zu Gunsten Marcels gestellt — ihm, äußerte er, sei es stets erwünscht, wenn er der Unschuld beistehen und den guten Bürgern beweisen könne, daß er nicht den blutigen Forderungen Marats zustimme — aber sein Gutachten: der junge Mann thäte am besten, sich auf einige Zeit von Paris zu entfernen und dem Vaterlande im Felde zu dienen, war doch wie ein Befehl,

dem Joseph Lecomte nicht widersprechen konnte. Nur vermochte sich der alte Herr nicht so rasch mit dem Gedanken zu versöhnen, den einzigen Sohn den Gefahren des Kriegs auszusetzen. Häßliche, traurige Bilder von Schlachten, Belagerungen störten seine Nachtruhe; er glaubte beständig, den Wirbel der Trommeln und den Donner der Kanonen zu vernehmen. Früher als gewöhnlich erhob er sich; zu seiner Verwunderung merkte er, daß der treue François, der in der Nebenkammer schlief, auch schon wach sei. Hm, dachte er, das giebt heute einen unruhigen Tag. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Mit bedenklichem Gesicht brachte der Diener das Frühstück. „Es ist nicht richtig in der Stadt“, erwiderte er auf eine Frage seines Herrn, „schon gestern Abend gab es überall Zusammenläufe, und eben hat der Bäckerjunge in der Küche erzählt, Marat sei ermordet! Drüben, jenseit des Flusses, seien alle Straßen vollgepfropft von Menschen, niemand könne hindurch. In der Vorstadt St.-Antoine rotteten sich die Pikenmänner zusammen, in einigen Vierteln werde Generalmarsch geschlagen.“

„Da wird das Fest der kleinen Genoveva zu Wasser!“ antwortete Herr Joseph Lecomte.

„Und doch sollten wir eigentlich“ — hier machte der alte François, trotzdem er den Finger auf den Mund legte, ein eigenthümliches Gesicht.

„Ein recht großes Fest feiern?“ Herr Joseph Lecomte schnippte mit den Fingern. „Sprichst meine Meinung aus, François! Aber, Haltung, guter Bursche! Nationaltrauer anlegen! Hänge die schwarze Fahne, die wir im vergangenen September aussteckten, wieder aus einer Dachluke heraus! Das Vaterland ist in Gefahr! Das Vater-

land und wir selbst noch mehr! Zum Glück brauchen wir unsere Gäste nicht abzubestellen, sie bleiben von selbst weg. Sage dem Kutscher, er solle den Reisewagen aus der Remise holen! . . . Du verstehst mich?"

François nickte nur und eilte hinaus.

Wenn auch Joseph Lecomte nicht ahnte, wie nahe die Ermordung Marats seinen Sohn berühren mußte, noch nicht einmal vernommen, wer diese That vollführt, wenn ihm auch Charlotte Corday noch bis auf den Namen unbekannt war: den Einfluß dieses Ereignisses auf die Bevölkerung von Paris, auf die Lage seiner Familie erkannte er mit jenem hellseherischen Blick, der uns zuweilen in den Krisen unsers Schicksals wie durch Eingebung verliehen wird. Für ihn stand ein innerer Zusammenhang zwischen dem Mord Marats und der plötzlichen Ankunft Pontmartins fest; wurde, war der Baron etwa gar schon verhaftet, so konnte eine neue Gefangennehmung Marcels nicht ausbleiben. Sobald es ging — hoffentlich waren die Barrièren noch nicht bis dahin geschlossen —, sollten Elisabeth und Genoveva unter dem Schutze getreuer Diener Paris verlassen und nach der Normandie reisen. „Fliehen, auswandern", sagte der Alte für sich, „um keinen Preis! Der ist ehrlos, der das Vaterland in seiner Noth im Stich läßt — und wenn Marcel, wenn wir morgen alle guillotinirt würden: ich bleibe! Es lebe Frankreich!" Und damit schritt er festen Fußes in seinen Garten hinab, besah seine Blumen, begoß seine Lieblinge und trat dann in das gemeinsame Zimmer der Familie, wo Marcel der Mutter und der Geliebten nun zum dritten Mal seine Erlebnisse im Gefängnisse erzählen mußte.

In der Betrachtung seiner Blumen hatte Joseph

Lecomte sich gleichsam zu dem schweren Werk gesammelt, den Frauen mitzutheilen, was doch nicht länger zu verschweigen war.

„Sieh', sieh'!“ sagte er lächelnd zu Marcel nach den ersten Begrüßungen, nachdem er Genoveva's Kuß empfangen, „du bist ja in Einer Nacht ein berühmter Mann geworden! Wie wohlfeil ist der Ruhm!“

„Mußt du denn ewig spötteln“, meinte Frau Elisabeth sanft verweisend, „selbst über das Schicksal deines Kindes!“

„Nun, nun, es ist ihm nichts geschehen! Nur größer ist er über Nacht geworden — merkst du es nicht? Als Marcel Lecomte ging er in das Gefängniß, als ... Hast du ihnen denn noch nichts von deinem Glück gesagt?“

„Ja, Mutter, ja, liebste Genoveva — mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt! Der Bürger Robespierre hat mir eine Sendung in das Lager unseres Heeres übertragen.“

„Du gehst zur Armee?“ rief die Mutter, ihn festhaltend im neu ausbrechenden Schmerz. „O mein Sohn, mein Sohn!“

Genoveva stand da, blaß und schlank, mit gefalteten Händen, aber sie weinte nicht.

„Keine Thränen, keinen Jammer!“ entschied der Vater. „Ich halte es für das Sicherste und der Bürger Robespierre auch. Aus dem Kriege kommen viele wieder heim, aus dem Gefängnisse keiner! Gib mir die Hand, m'amie, das bedrängte Vaterland hat ein Recht an seine Kinder. Wir haben doch schlimmere Stunden durchgemacht als diese. Den Kopf hoch, kleine Genoveva! Wer in der

Abtei gewesen ist, wird sich doch nicht vor dem Gedanken fürchten, daß sein Freund in den Krieg zieht? In einem halben, in einem Jahre ist Marcel wieder bei uns, dann für immer, nicht wahr, mein Junge? Aber als Officier, als Oberst oder General — was weiß ich?"

Indem meldete der alte François, seinen Herrn beiseite winkend, daß der Reisewagen in schönster Ordnung sei, die Kissen gut, die Räder heil, kein Nagel fehle, es brauchten nur die Pferde angeschirrt zu werden... Herr Joseph Lecomte rieb sich vor Vergnügen die Hände: „Wir kommen unter dem großen Unwetter weg, meine Lieben! Und wie? Dank unsern Pferden! Einpacken, meine Liebe, einpacken! Das Unentbehrlichste! Wir gehen auf's Land..."

„Aber der Ball, den Sie mir versprochen haben", versuchte Genoveva zu necken, obgleich ihr das Schluchzen näher war als der Scherz.

„Ich gebe ihn dir tausendmal schöner auf unserm Landgut in der Normandie."

„Nach der Normandie! O, hättest du mir doch früher nachgegeben, Joseph!" sagte Frau Elisabeth mit stillem Vorwurf. „Schon nach dem Tode des Königs hätten wir mit den Kindern diese schreckliche Stadt fliehen sollen!"

„Du bist —" wallte Herr Joseph Lecomte auf, besann sich aber und küßte seiner Frau die Fingerspitzen. „Du weißt nicht, was Paris werth ist! Es giebt in der Welt nur Ein Paris! Aber an die Arbeit! Ja so — ihr wollt wissen, welch neuer Sturm über uns herbraust: Marat ist todt, gerade so todt wie der König! An die Arbeit!"

Frau Elisabeth gehorchte um so williger dem Wort

ihres Gatten, da sie sich längst aus der getümmelvollen Stadt in die Stille und Sicherheit ihres Landguts gesehnt; von allen Provinzen Frankreichs war die Normandie am wenigsten von dem Erdbeben der Revolution heimgesucht worden; Aufstände hatten sich hier wie überall erhoben, aber den Bewohnern waren die Greuel, die in Paris, in der Vendée, in den südlichen Landschaften fort und fort sich wiederholten, erspart geblieben. Der sanften, auf den Kreis ihres Hauses sich gern beschränkenden Frau war Marat ein Bild des Grauens, mehr eine dunkle Vorstellung des Abscheulichen als ein menschliches Wesen; durch seinen Tod fühlte sie sich wie von einem Alp befreit, der auf ihr gelegen. Genoveva aber hatte in ihrer Neigung zu Marcel, in der Freude, ihn zu besitzen, alles in der Außenwelt vergessen; Regen oder Sonnenschein, ihr war es gleichgültig, wenn sie ihn nur sah; träumerisch, mit gesenktem Kopf, folgte sie der Mutter.

Marcel und der Vater blieben allein. Das eben noch so strahlende Gesicht des Jünglings, in dem kriegerischer Muth und Siegeshoffnung sich spiegelten, hatte einen Ausdruck des Schreckens angenommen... „Marat ermordet!“ murmelte er halblaut und stellte sich an das Fenster, um den forteilenden Frauen nicht die Veränderung seiner Züge zu zeigen.

„Wer hat ihn getödtet?“ fragte er jetzt heftig, sich zu dem Vater wendend. „Pontmartin?“

Die Reihe des Erbleichens kam da an Herrn Joseph Lecomte. „Marcel — um Gottes willen, Marcel! Laß mich nicht denken, daß ein Lecomte, daß mein Sohn um einen Mord gewußt!“

„Mit meinem Leben hätt' ich das seine geschützt!“ fuhr

Marcel auf. „Mir schien es aber, als wäre Pontmartin mit Marat befreundet...“

„Wir wollen hoffen, ein Wahnsinniger hat es gethan... Wir leben in keiner römischen Republik; ich habe niemals Brutus und Cassius geliebt. Mord ist in meinen Augen immer ein Verbrechen. Doch deine Anwesenheit in Paris, mein Sohn, wird mit jeder Stunde gefährlicher. Hundert Unschuldige werden die That eines Schwärmers büßen müssen. Noch einmal, Marcel, nicht nur vor dem Revolutionstribunal, auch vor Gott bist du unschuldig an Marats Tode?“

„Vor Gott und dir und meiner Mutter!“ bekräftigte, seine Hand wie zum Schwur erhebend, Marcel.

„Dann ist's gut! Dann ist selbst die Guillotine nur ein Kinderspiel! Ob wir jung oder alt, unter dem Beil, an einer unverdaulichen Pastete oder einer bittern Medicin sterben, wenn wir nur ruhig sterben: was macht das aus? Uebrigens ist der Tod durch die Guillotine der schnellste und billigste, sagt ihr Erfinder; sie ist nach der Entdeckung Amerika's die menschenbeglückendste Erfindung...“

Wieder zeigte sich da an der Thür der alte François, schaute vorsichtig im Gemach umher und da er nur Vater und Sohn darin erblickte, sagte er: „Wir sind am Ende — er ist im Garten.“

„Oho“, brauste Herr Joseph Lecomte auf, „das wird zu arg! Auch die Dankbarkeit hat ihre Grenzen! Will er mich mit Gewalt ins Unglück stürzen? Mit Gewalt, sag' ich!“

„Laß mich mit ihm reden, Vater!“

„Nichts da, Herr Naseweis! Hättest am besten gethan, auch nur, wie der gute François, Gespenster zu

sehen! Geh' zu den Frauen, beruhige, unterhalte sie! Mit ihm werde ich allein fertig!"

Die Hände in den weiten Taschen seines braunen Rocks, begab sich Herr Joseph Lecomte in den Garten. Auf seiner Stirn stand der Aerger: es war nicht gerathen, ihm zu begegnen. Dennoch trat ihm der Baron in seiner gewohnten Kaltblütigkeit entgegen, ihm die Hand zum Willkommen darreichend. „Meinen Glückwunsch zur Befreiung Ihres Sohnes", sagte er dabei.

Joseph Lecomte indeß machte keine Bewegung, die dargebotene Hand zu ergreifen. Pontmartin verstand ihn und sagte mit einem Seufzer: „Es klebt kein Blut daran, mein alter Freund, ich bin kein Mörder!"

In den verschiedensten Lagen des Lebens, in guten und widrigen Tagen hatte der Handelsherr mit dem Baron zu schaffen gehabt, niemals aber dessen unverwüstliche Laune von einem schwermüthigen Gefühl getrübt und gedrückt gesehen. Um so eigenthümlicher mußte ihm der sonderbare Ernst, die Traurigkeit Pontmartins in diesem Augenblicke auffallen. Was alle schreckt, Gefahr und Tod, hatte diesen Abenteurer nie bekümmert; zu viele Kämpfe hatte er überstanden, um vor dem letzten sich zu entsetzen. In der Brust Joseph Lecomte's überwand die Erinnerung der alten Freundschaft und das Mitleid mit dem Flüchtling seinen Unwillen, seine Scheu vor dem Verschwörer, dem Feinde der Republik. „Setzen Sie sich doch!" bat er. „Sie sind erschöpft, François soll uns eine kleine Stärkung bringen! Die schwarze Fahne am Dache bedeckt alles..."

Und so saßen sie denn unter der alten Linde.

„Ich bin nicht hungrig, ich bin nicht müde", sagte

der Baron, „aber da“ — und er schlug auf sein Herz — „daraus ist die Kraft gewichen! Ich habe die Lust an jedem fernern Widerstand verloren; dreimal hab’ ich seit gestern den Einfall gehabt, mich der nächsten Wache zu übergeben. Da habt ihr den Pontmartin, schlagt ihm den Kopf ab! Ihr glaubt einen Verrückten vor euch zu haben, vielleicht habt ihr nicht unrecht. Der Anblick eures würdigen Bürgergenerals Henriot auf seinem Schimmel, mit seinem langen Schleppsäbel, brachte mich dann wieder auf lustigere Gedanken. Der Wackere hat die Nacht ebenso wenig geschlafen als ich — und das alles um ein Mädchen und einen todten Mann!“

„Um ein Mädchen?“

Pontmartin mußte die Geschichte Charlottens erzählen. So erfuhr Joseph Lecomte die verhängnißvolle Verbindung, in der sie zu seinem Sohne, zu Genoveva gestanden. Sie hatte ihm jene Kunde geschrieben, die er vorsichtig für den äußersten Fall aufgespart und noch niemand gesagt. Der Baron selbst war am Freitag Abend unbelästigt von Wachen und Polizeidienern aus dem Hause Lecomte’s entkommen, hatte in der Nähe des Temple in einem Gasthofe ein Unterkommen gefunden, ohne viel nach Stand und Namen gefragt zu werden. Während des Sonnabends hatte er sich in seinem Zimmer aufgehalten, am Abend die Rechnung bezahlt und war, von einem bangen Vorgefühl getrieben, in der Richtung nach Marats Wohnung zu gegangen, oder, wie er sich selbst überreden wollte, um den Schauer der Ahnung abzuweisen, in der Hoffnung, von Marat ein „Zeugniß seines Civismus“ zu erhalten, das ihm bei den Thorwachen zur Sicherheit diene. Aber er erreichte die Straße der Franciscaner nicht; der Men-

schenstrom, der Genoveva und Marcel zur Flucht gedrängt, hemmte auch seine Schritte — er ward von ihm mit fortgerissen. Die Vordern eilten der Abtei zu; dorthin, hörte er von den Umstehenden, die, wie er, von den Wüthendsten beiseite geschoben wurden, werde man auch die Mörderin führen; das Abteigefängniß lag der Wohnung Marats am nächsten. „Eine Mörderin?" fragte Pontmartin. „Nun ja, das Frauenzimmer, das Marat umgebracht hat!" antworteten drei statt eines. Mehr brauchte Pontmartin nicht zu fragen, er wußte genug. Jetzt hätte ihn keine irdische Gewalt von der Steinstufe verdrängen können, auf der es ihm gelungen war, den Rücken an die Wand eines Hauses lehnend, Posto zu fassen. Athemlos stand er, aufrecht, durch seine Stellung und seine natürliche Größe alle überragend. Ein bange Stunde verfloß, die Dämmerung war längst schon nächtlicher Dunkelheit gewichen, als ein Wagen langsam durch die wogende, brüllende Menschenmenge fuhr, Soldaten vorn, hinten, zu beiden Seiten, einige Conventsdeputirte, Drouet, Chabot, Marino mit ihren dreifarbigen Schärpen, an der Spitze des Zugs. Am Himmel leuchtete der Mond. Mehr als einmal schien es, als werde sich die empörte Masse auf den Wagen stürzen und die Mörderin zerreißen. „Sie hat es ja selbst so gewünscht!" höhnte einer neben Pontmartin. „„Da sie dies Scheusal"" — sie meinte den erhabenen Marat damit — „„wie einen Gott verehren, so werft mich doch ihnen vor!"" das hat sie gesagt, mit diesen meinen Ohren hab' ich es gehört!" Wie Hercules mit Antäus, rang Pontmartin mit denen, die vor ihm standen, um sich Bahn zu dem Wagen zu brechen, um Charlotte zu sehen. Vergeblich — die Menge flutete wie das Meer, nicht

einen Schritt kam er vorwärts. Die entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Mörderin mischten sich mit dem Lobe Marats, mit den Rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe der Convent! Nieder mit den Aristokraten!" Wenn das Wuthgeheul eine Minute verstummte, erhob es sich in der folgenden noch wilder, teuflischer. Um den Schrecken des Schauspiels zu erhöhen, erschienen aus einer Nebengasse Männer und Weiber mit Fackeln und Spießen, eine rothe Fahne wurde entfaltet . . . es war nicht das erste mal, daß Pontmartin einem solchen Ausbruch der Volksleidenschaft zuschaute; damals aber, wo der Tod ihn selbst schon an einem Haar hielt, hatte weder sein Herz noch seine Wimper gezuckt — jetzt verhüllte er das Gesicht. So, dachte er, als jetzt der Wagen an ihm vorüberschwankte — ein einfacher Miethwagen, derselbe, in dem Charlotte zu Marat gefahren war — sprangen im Amphitheater zu Rom die Bestien auf die unglücklichen Christen los... Dann löste sich der Knäuel, zuletzt war er in der leer und still gewordenen Straße allein. Die Gewalt, die ihn beherrschte, trieb ihn vorwärts, in das Haus Marats. Er sah die Leiche des Unglücklichen, er drückte schweigend den im Schmerz nun schon erstarrten Frauen die Hand. Ruhelos wanderte er auf und nieder, als jagten ihn die Erinnyen, die Rächerinnen des Erschlagenen umher... Vor der Abtei verweilte während der Nacht das Volk in zahlreichen Gruppen; diese gingen, andere kamen hinzu. Die Nationalgarde war in Bewegung; das Aeußerste befürchtend, hatte Henriot die Wachen verdoppeln lassen. Mit ihnen allen verbrachte auch Pontmartin die Nacht unter freiem Himmel. Ein Verlassen der Stadt wäre in diesen Stunden ohne genü-

genden Ausweis, bei dem Verdacht der Bevölkerung, die Ermordung Marats sei das Zeichen einer allgemeinen Erhebung der Aristokraten, eine neue Bartholomäusnacht bedrohe Paris, nicht auszuführen gewesen. Von der Nothwendigkeit wie von seinem Herzen bezwungen, blieb Pontmartin trotz des heranschreitenden Verhängnisses.

Ein abenteuerliches, zügelloses Leben lag hinter Robert, dem Baron von Pontmartin. Im Ausgange Ludwigs XV. hatte er eine Zeit lang am Hofe zu Versailles eine glänzende Rolle gespielt und war, wie das Gerücht wissen wollte, ein begünstigter Freund der Gräfin Dubarry gewesen. Die Minister Ludwigs XVI. konnten ihn nicht leiden; man sandte ihn, da man ihm Unerschrockenheit und persönlichen Muth zutraute, in mancherlei Angelegenheiten nach Indien, nach Isle-de-Bourbon, nach St.-Domingo. Ueberall bewies der Baron dieselbe Geschicklichkeit in Unterhandlungen, dieselbe Tapferkeit mit dem Degen, aber überall hatte er auch einen Zweikampf auszufechten. Seine Tollheit stieg mit den Jahren. Bei einer längern Anwesenheit im Vaterlande knüpfte er ein Liebesverhältniß mit einem jungen, schönen Bürgermädchen an, einer entfernten Verwandten Joseph Lecomte's, die er in dessen Hause öfters gesehen. Auf dem Hause der Lecomte's stand nämlich eine alte, unablösliche Hypothek der Familie Pontmartin, der erste Verkäufer hatte seinen Nachkommen ein Anrecht auf dies Grundstück für alle Zeiten und Fälle sichern wollen. So war Joseph Lecomte in unmittelbare Berührung mit dem Baron gekommen und dieser hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, die Interessen des Kaufherrn in West- wie in Ostindien als Freund wahrzunehmen. Den Augen Josephs entging das Verhältniß seiner jungen,

wenn auch nicht reichen, doch wohlhabenden Verwandten zu Pontmartin, bis beide plötzlich aus Paris verschwunden waren. Aus einem Dorfe der Normandie erhielt er die erste Kunde von ihnen: den Brief eines Pfarrers, daß er vor acht Tagen, am Abend, das Fräulein Madelaine und den Baron Pontmartin getraut habe, das junge Paar sei nach England gereist. Die Gattin des Barons starb einige Monate nach der Geburt einer Tochter: der Baron, um seinen Schmerz über diesen Verlust zu betäuben, seinem Hang nach Abenteuern und Reisen Genüge zu thun, begab sich nach Amerika, wo die Republikaner in Virginien und Pennsylvanien ihren Kampf gegen England anfingen. Das Kind blieb der Obhut treuer Wächter, der Kammerfrau der Mutter und ihres Mannes, eines wackern normännischen Pächters auf einem Gute, das früher dem Baron gehört, überlassen; mit vier Jahren ward es in das Kloster der Nonnen zu Caen gebracht. Pontmartin focht, siegte, lebte und litt indeß in Nordamerika, er zeichnete sich im Stabe Washingtons aus und war einer der wenigen, welche die junge Republik mit dem Cincinnatusorden belohnte. Sein Vermögen hatte er, von Europa scheidend, in die Hände Joseph Lecomte's gegeben, nur selten forderte er die Zinsen. „Ich lebe als Soldat", schrieb er einmal, „von der Hand in den Mund. Spart, knausert, thut, was ihr könnt, aber leiht nicht auf wucherische Zinsen aus, die kleine Genoveva muß reich werden!" Und sie wurde reich, daß der Baron selbst erstaunte, als er, nach dem Frieden von Versailles, aus Virginien von Washingtons Landsitz nach Frankreich zurückkehrend, von Joseph Lecomte die Summe seines Vermögens erfuhr. „Wetter!" rief er, „das ist Geld! Da nehm' ich ein paar Tausend

Francs davon und reise nach China!" Gesagt, gethan; er machte sich auf den Weg nach dem damals noch verschlossenen Reich der Mitte, dem wunderbaren Fabelland des Ostens, der goldenen Drachen, der Pagoden und Porzellanthürme. Fünf Jahre blieb er im Orient: da führten ihn die Ereignisse, die in Frankreich die alte Staatsordnung umzustürzen anfingen, nach der Heimath zurück. Die Revolution beschäftigte alle Geister mit den Angelegenheiten des eigenen Landes, die Wunder der Ferne verloren darüber jeden Reiz. Der Baron hatte nicht umsonst unter Washington gedient, er war für eine Verfassung und ein beschränktes Königthum, weiter ging er nicht. Ueber die Schwärmer, die eine Republik forderten, lachte er. „Die Franzosen", behauptete er, „sind eine Nation von Schauspielern und Gecken, sie werden niemals Republikaner werden — außer in Corneille's Trauerspielen." Diesen Grundsätzen bewahrte er in allen Stürmen eine unerschütterliche Treue; nur wurde er durch die Macht, die in den Dingen ruht, stärker als der Wille und die Leidenschaft des Größten unter uns, allmählich aus seiner Opposition nach der rechten Seite, in die Reihen der Anhänger des Königs gedrängt. Der 10. August 1792 fand ihn in den Tuilerien; auch ihm entschlüpfte wie andern Officieren bei dem Herandrängen des Volks der schicksalsschwere Befehl: „Feuer!" an die Schweizer... Sein Stern begünstigte ihn, er entkam dem fürchterlichen Blutbad, ward erst einige Tage später in einem Versteck entdeckt, in das Gefängniß geworfen und durch Marats Dazwischenkunft, den er vor Jahren, 1788, in der Hofdienerschaft des Grafen Artois kennen gelernt hatte, vor den Septembermördern gerettet. Von jenem Tage an glich er dem Wild

des Waldes. Weder die Bauern und Edelleute der Vendée noch die Girondisten in Caen trauten ihm ganz; diesen war er zu sehr Aristokrat, gegen die Privilegien jener hatte er zu heftig gesprochen. Ihm selbst unbewußt, war es eine gewisse Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen den Tod, Unlust an allem und das ihm eigene unstäte Wesen, das ihn jetzt nach Paris geführt; er wollte seine Tochter wiedersehen, Marat und Charlotte retten und vor einander bewahren, sich überzeugen, ob ein Umsturz der Republik möglich sei. Aber das waren nicht festbestimmte Vorsätze, es irrte ihm abenteuerlich durch den Sinn — abenteuerlich, wie er das Leben begonnen, wollte er es auch beschließen; der eine erblickt in der Welt und dem Dasein ein harmonisches Kunstwerk, dem andern sind beide Seifenblasen . . . Blast sie in die Luft, laßt sie steigen, schillern und zerflattern! sagen sie — es war die Meinung Pontmartins.

Eine lange Weile hatten die beiden Männer so im Gespräch gesessen; die Erzählung hatte Pontmartin, wie es schien, etwas von seiner früheren Unerschrockenheit und seinem wilden Humor, mit der Gefahr zu spielen, wieder gegeben, er sich von seiner Betäubung freigesprochen.

„Ich kam zu Ihnen, Lecomte“, schloß er, „Sie zu bitten, Genoveva schleunigst aus Paris zu entfernen, ehe die Schreckenskunde ihr Ohr trifft, daß ihre Freundin eine Mörderin ist. Eine Mörderin, o meine Ahnung! Verlassen Sie selbst diese entsetzliche Stadt, wo das Mordfieber sogar die Engel ansteckt, thun Sie's mir zu Liebe, Lecomte!“

„Und Sie, Baron? Was wird aus Ihnen?“

„Ich bin ein Mann, der den Tod herbeisehnt. Meinen

letzten Willen habe ich am Donnerstag in schlafloser Nacht, dort in Ihrem Pavillon, aufgesetzt, Genoveva gab Ihnen das Papier?"

„Ich erhielt es von François, in ihrer Sorge um Marcel scheint sie es ganz vergessen zu haben, daß Sie es ihr gegeben."

„Ja, Marcel — gut, daß Sie mich auf den bringen. Ihr Sohn ist ein tüchtiger junger Mann geworden. Schade, daß er die Republik liebt! Aber die Republik wird nicht lange dauern und Frankreich wieder einen König, einen Herrn haben..."

„Heraus muß die Sache doch einmal, Baron; ich glaube, die Kinder lieben sich."

„Das Vernünftigste, das sie thun können; sie sind dadurch vor der politischen Ansteckung sicher."

„Aber..."

Darüber fing der Baron trotz der Ernsthaftigkeit und Schwermuth seines Wesens an diesem Tage zu lachen an; er betrachtete den Kaufmann vom Kopf zu den Füßen, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte: „Ist denn das Standesvorurtheil ein unbesiegliches? Unbesieglich selbst durch die Revolution! Der Bürger und Kaufherr Joseph Lecomte zögert, seinen Sohn mit der Tochter eines Adeligen zu verheirathen..."

„Oder umgekehrt, er möchte darüber erst die Meinung des Brautvaters kennen."

„Kann die zweifelhaft sein?"

Er war schon vor einigen Secunden aufgestanden, jetzt ergriff er den Arm Lecomte's und führte ihn schweigend dem Hause näher. Als sie eben das Ende des Baumgangs erreicht hatten, erschienen an einem Fenster des

Hauses auf einen Augenblick Marcel und Genoveva, Hand in Hand. Sie öffnete das Fenster und bog sich ein wenig hinaus. Die beiden Männer standen von den Bäumen gedeckt, so daß man sie vom Fenster aus nicht gewahren konnte, während ihnen nichts entging. Marcel hatte seinen Arm um ihren Leib geschlungen und zog die Widerstrebende sanft nach der Tiefe des Zimmers zurück.

„Nun, alter Freund“, meinte der Baron, „der Anblick beruhigt Euch hoffentlich. Legt ihre Hände zusammen, legt sie! Meinen Segen haben sie, mag ihnen ein größeres, ein dauernderes Glück zu Theil werden, als mir und Magdalenen. Das hatte ich Euch geschrieben, nun wißt Ihr meinen Willen. Wenn Geld Glück schaffen kann, werden sie es besitzen. Aber noch einmal, macht fort aus Paris!“

„Der Reisewagen steht gepackt im Hofe...“

„Diese Vorsicht sieht Joseph Lecomte ähnlich. Gute Fahrt! Und schweigt vor Genoveva und Marcel von der Unseligen.“

„Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, was wollen Sie thun? Stecken Sie sich in einen Bedientenrock, fahren Sie mit uns...“

„Und wenn ich erkannt würde, wären Sie und meine Tochter verloren. Ein schlechter Scherz das! Lassen Sie mich meinen Weg gehen! Den Hut hat mir der Wind schon oft vom Kopf geweht, aber der Kopf sitzt mir noch immer fest auf dem Rumpfe. Ich will bei der Entwickelung des Trauerspiels gegenwärtig sein.“

„Ich errathe Sie, Baron; Sie wollen jenes Mädchen noch einmal sehen.“

„Und wenn es so wäre? Ich kann nicht los von

ihr. Wenn ich fünfzehn Jahre jünger wäre, hätte es mir die Zauberin vielleicht in Liebe angethan... Doch so! Ist nichts für Euch, würdiger Freund, gar nichts! Wer immer so gleichmäßig Schritt vor Schritt durch das Leben gewandert, wie Ihr, der verliert Sinn und Auge für das Außerordentliche. Es ist ein Span Tollheit in jenem Mädchen und mir — allein kann Euch das von mir wundern? So hab' ich gelebt, so laßt mich sterben!"

„Sie sind ein eiserner Kopf, Baron: ich rede kein Wort mehr. Und ich traue Ihnen auch die Verwegenheit zu, sich Bahn zu ihr zu machen, durch stärkere Mauern als die der Abtei. Sagen Sie ihr dann: ich ließe ihr danken, sie könnte ruhig sterben; Marcel sei befreit um einen geringern Preis als den ihres Geheimnisses."

„Geheimniß? Ihnen hat sie den Ort angegeben, wo der Schatz liegt?"

„Es war ein Wechsel", entgegnete kaltblütig Herr Joseph Lecomte, zog den Zettel Charlottens aus seiner Tasche, zerriß ihn in die kleinsten Stücke und zerstreute sie in die Winde.

„Sie sind ein Narr, Lecomte! Dieser Schatz hätte den armen Leuten in der Vendée Pulver, Blei und Flinten geschafft."

„Und vielen Müttern ihre Söhne gekostet."

„Aber Sie haben die Worte gelesen — Sie wissen..."

„Alles vergessen! Joseph Lecomte's Gedächtniß ist wie das Grab, still, unerforschlich, es plaudert nichts aus. Das mag Charlotte Corday beruhigen!"

Noch einmal schüttelten sich die Männer die Hand. Der Baron wollte die Begleitung Lecomte's ablehnen, allein jener ließ sich das Recht des Wirths nicht nehmen.

Als sie an dem Hause vorüberkamen, sah Pontmartin zu dem Fenster hinauf, an dem vor wenigen Minuten noch seine Tochter gestanden. Er winkte einen letzten Gruß zu ihr hinauf. Im Hofe packten die Diener Koffer und Schachteln auf die altmodische, geräumige Kalesche. Die stattlichen Pferde führte der Kutscher aus dem Stall. „Gott mit euch allen!“ murmelte der Baron dem Kaufherrn zu. „Es giebt Stunden, wo ich an ihn glaube und ein Heiliger werden könnte.“ Die Diener in ihrer Geschäftigkeit achteten kaum auf den Fremden, der rasch mit ihrem Herrn über den Hof und durch die Flur des Hauses schritt. Auf der Schwelle nach der Straße schieden beide, wortlos. Vom Dache über sie hin wehte die schwarze Fahne...

Am Nachmittage befanden sich Frau Elisabeth und Genoveva auf dem Wege nach der Normandie. Bis Neuilly gaben ihnen die Männer das Geleit. Hier kam es nun, obwohl Herr Joseph Lecomte es thöricht schalt, zu einem Abschied in Thränen, da Marcel wie Genoveva der Schwäche der menschlichen Natur nachgaben. Nur waren in dem Herzen der Liebenden die Hoffnungen größer als Furcht und Schmerz. Der glänzende, wolkenlose Himmel erschien ihnen wie die Vorbedeutung einer sonnenhellen Zukunft. Lange noch schaute Marcel dem Wagen nach, der in der aufgewirbelten Staubwolke weiter und weiter seinen Blicken entschwand; lange noch wehete aus dem niedergelassenen Wagenfenster Genoveva mit ihrem Tuche... Herr Joseph Lecomte verschattete seine Augen mit der Hand: verbarg auch er eine Thräne? Wie er sagte: blendete ihn die Sonne. Als nichts mehr von Genoveva's flatterndem Tuch, von dem Wagen zu erkennen

war, fühlte Marcel einen Stich im Herzen; dort drüben lag die Hecke, an der er vor wenigen Tagen im Gespräch mit Charlotte entlang gewandelt. Wo war sie jetzt? Welch Schicksal hatte sie getroffen? Gewiß — er liebte sie nicht mehr, liebte sie wenigstens in diesem Augenblicke nicht wie Genoveva, aber er empfand noch für sie als Freund. Es drängte ihn, nach Paris zurückzukehren, nach ihr zu forschen — nur war heute Herr Joseph Lecomte ganz gegen seine Gewohnheit von einer unüberwindlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit; erst am Abend kamen sie wieder in Paris an. Zweimal hatte der Bürger Maximilian Robespierre schon im Laufe des Tages nach dem jungen Marcel geschickt; es war keine Zeit zu verlieren, wenn er den mächtigen Mann noch sprechen wollte. In beflügelter Eile begab sich Marcel zu ihm, erklärte seine Abwesenheit, empfing seine Depeschen.

Um Mitternacht ging eine Post nach dem Norden Frankreichs und nach Brüssel ab. Marcel hatte versprochen, seinen Auftrag gewissenhaft zu erfüllen; er mußte Charlotte ihrem Schicksal überlassen; ihm war es nicht mehr vergönnt, für sie zu handeln, für sie zu leiden.

Da, als er das Gebäude der Post betrat, hörte er in den Höfen umherwandernde Buchhändler ausrufen: „Kauft, kauft! Neueste Nachrichten, die Ermordung Marats, das Verhör der Charlotte Corday, seiner Mörderin!“

Wie Gewitterwolken hatte es über ihm gelegen, das war der Blitz, der sie zerriß ... Aber schon war er Soldat, das Pflichtgefühl in ihm mächtig; tiefer drückte er den Hut in das Gesicht, zog den Mantel trotz der Wärme der Julinacht höher hinauf ... nun saß er im Wagen, die Depeschen auf der Brust, der Postillon blies

— vor ihm schwebten Bilder der Schlacht, des Sieges, des Heldentodes — Genoveva winkte ihm, stehend auf einer goldenen Wolke, er wußte nicht recht, ob mit dem Lorbeer oder mit der Palme des Friedens zu . . . und hinter ihm erstarb das Geschrei: „Kauft, kauft! Das Verhör der Mörderin Marats!“

XI.

Am Mittwoch den 17. Juli war im Gerichtssaal des Revolutionstribunals, gegen die elfte Stunde des Morgens, kein Platz leer. Seit dem Beginn der Sitzung hatte die Menge den Saal gefüllt. Es sollte das Urtheil über Charlotte Corday gesprochen werden. Unter den Zuschauern herrschte mit der Roheit und Armuth die Erbitterung und der Haß gegen sie vor. Als sie inmitten der Gensdarmen den Saal betreten und sich auf die Bank der Angeklagten gesetzt, erhob sich ein drohendes Gemurmel, dem der Vorsitzende des Gerichtshofs, Montané, nur mit Mühe Einhalt thun konnte. Die entschlossene Haltung, die Schönheit des jungen Mädchens, die von einem eigenen Glanz idealischer Schwärmerei, von der Glorie des Märtyrertodes wie verklärt erschien, flößte den Männern im Saal indeß ein gewisses Mitgefühl ein, nöthigte ihnen Achtung ab und stimmte sie milder; die Weiber aber wurden nur zorniger und hitziger. Während des Verhörs der Zeugen blieb Charlotte ruhig, unbeweglich, den Blick auf den Boden gerichtet — nur als Simonne Evrard ihre Aussage unter Thränen und Schluchzen machte, schluchzte auch sie und stützte den Kopf auf die Hand.

Weder die That noch Charlottens Schuld war dunkel, klar lag der Vorgang allen vor.

Vier Richter saßen hinter dem Tisch: Montané in der Mitte, Foucault und Roussillon zu seiner Rechten, Ardouin und der Schreiber Robert Wolff, der das Protokoll führte, zu seiner Linken; Fouquier-Tinville hatte die Anklage erhoben.

Auf die Frage des Vorsitzenden an Charlotte, ob sie einen Vertheidiger habe, hatte sie geantwortet: „Ich hatte Doulcet de Pontecoulant gebeten, meine Sache zu führen, aber er verweigert es, er ist ein Feiger.“ Von seiten des Gerichts ward ihr darauf in dem jungen Advocaten Chauveau-Lagarde ein Beistand gegeben. Wie er sich vor ihr niedersetzte, flüsterte sie: „Ich danke Ihnen! Verloren bin ich doch, mit Ihnen, wie ohne Sie.“

Elf Uhr schlug es im Saal, als Montané sein Verhör mit Charlotte begann.

Hinter den Richtern saßen die zwölf Geschworenen: Bürger der Stadt, mit ernsten Gesichtern; noch herrschte unter ihnen wie bei den Richtern des Revolutionstribunals der Wille vor, Gerechtigkeit zu üben; die Formen des Gerichtshofs bewahrten noch eine gewisse Würde und Unparteilichkeit, der Schrecken begann erst aufzudämmern, er hatte mit seinen Wolken noch nicht den ganzen Himmel bedeckt.

Auf dem Tisch, an dem die Richter saßen, lag das Messer mit dem Ebenholzgriff: das Werkzeug des Verbrechens. Viele der Zuschauer wollten noch die Blutflecke an ihm bemerken.

Jetzt hatte sich auf die Aufforderung Montané's die Angeklagte erhoben.

Ihre gewohnte, ernste Ruhe, die volle Majestät ihrer Haltung hatte sie wiedergewonnen. In Locken, die zwi-

schen dunkelm Goldblond und Braun schimmerten, fiel ihr Haar auf die Schultern. Frei richtete sie ihren Kopf empor. Wenn sie Marcel jetzt wiedergesehen hätte, würde ihm die tiefe, schwere Falte aufgefallen sein, die zwischen ihren Augen über die Stirn hinauf lief. Dadurch erhielt ihr Antlitz einen Ausdruck tiefsten Schmerzes und eherner Unerbittlichkeit zugleich: sie trat, hat ein Geschichtschreiber gesagt, wie die Göttin der Nemesis vor die Schranke des Revolutionstribunals.

Jeder Laut verstummte im Saal, als sie die ersten Fragen Montané's mit fester, klarer Stimme beantwortete — mit einem Wohlklang, der zu dem Reiz ihrer Schönheit noch einen neuen Zauber gesellte. Nicht einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, verwirrte sich nie, erschrak nie . . .

Eben hatte sie ihre Reise von Caen nach Paris geschildert, als Montané sie fragte: „In welcher Absicht kamen Sie nach Paris?"

„Ich hatte nur Eine: Marat zu tödten."

„Und welche Gründe bewogen, was drängte Sie zu dieser verbrecherischen Handlung?"

„Ich haßte ihn."

„Wer flößte Ihnen diesen Haß ein?"

„Niemand — ich hatte genug an dem Haß meines Herzens."

„Hat Ihnen Marat etwas Uebles gethan? Warum haßten Sie ihn?"

„Seiner Verbrechen wegen."

„Welche Verbrechen werfen Sie ihm vor?"

„Die Verwüstung des Vaterlands, den Bürgerkrieg, den er in ihm entzündet hat."

„Haben Sie Beweise für Ihre Behauptungen?"

„Beweise? Nein! Es ist die allgemeine Meinung Frankreichs und die Nachwelt wird sie erfahren."

„Aber es erscheint unglaublich, daß Sie allein diese That ausgeführt haben. Sie stammen aus einer ehemals adeligen Familie, Sie haben alle Grundsätze derselben..."

„Vergebung, Herr Präsident, wenn ich Sie unterbreche, aber ich war eine Republikanerin vor der Revolution."

„Dem sei so, wie Sie sagen; doch verletzt es die Sitte unsers Landes und Ihres Geschlechts, daß Sie ohne den Schutz eines Mannes eine so weite Reise unternahmen."

„O, mit einem Vorsatz, wie der war, den ich hatte, wer achtete da der Sitte? Ich habe die Wahrheit gesprochen. Ich ging allein nach der Postkutsche, ich kannte niemand unter den Reisenden; meine Tante glaubte, ich reiste nach Argentan zu meinem Vater."

„Sie wollten Marat selbst in der Sitzung des Convents tödten?"

„Selbst im Convent."

„Bemerken Sie nicht, daß Sie gerade dadurch den Verdacht noch verstärken, Sie hätten Mitverschworene gehabt? Barbaroux in Caen, Duperret, mit dem Sie hier gesprochen, sind die erbittertsten Feinde Marats."

„Wie schlecht kennen Sie das menschliche Herz! Wie viel leichter ist es, solche That aus eigenem Antrieb zu vollführen, als im Dienst eines fremden Willens!"

„Als Sie Marat tödteten, was hofften Sie?"

Ein lichter Sonnenglanz, so von der wirklichen Sonne kommend wie der Widerschein ihrer muthigen Seele, der

auf ihrem Antlitz sichtbar wurde, verklärte sie: „Ich wollte meinem Vaterland den Frieden bringen.“

„Sie nannten Marat vorher einen Anstifter der Zwietracht, des Bürgerkriegs; glaubten Sie in dem Einen alle Marats getödtet zu haben?“

„Da er todt ist, werden die andern vielleicht zittern.“

„Waren Sie jemals verheirathet?“

„Nie.“

Fouquier-Tinville schien mit der Fragstellung Montané's nicht zufrieden; er wandte sich im höhnischen und leichtfertigen Ton an Charlotte: „Antworten Sie mir, Angeklagte: haben Sie nie einen Mann geliebt?“

Ihre Hände preßte Charlotte auf ihre Brust, ihr Gesicht war weiß geworden wie Marmor: „Ich habe nie einen Mann geliebt!“ entgegnete sie nach einer Weile, und als ihre Stimme wieder Kraft gewonnen, setzte sie hinzu: „Ich liebe die Freiheit und die Republik.“

„Hatten Sie viele Freunde in Caen?“ fragte Montané, der seine wachsende Theilnahme für die Verbrecherin nicht ganz verleugnen konnte.

„Wenige.“

„Beichteten Sie einem Priester, der auf die Verfassung vereidigt ist, oder einem andern?“

„Ich ging weder zu diesem noch zu jenem; ich achtete sie nicht.“

„Allein die eidbrüchigen Mitglieder des Convents, die sich in Caen versammelt, kannten Sie?“

„Einige; ich habe öfters mit ihnen gesprochen.“

„Worüber?“

„Ueber den Muth und die Entschlossenheit, mit der

die Jünglinge der Normandie zu den Fahnen eilten, um die Anarchie in Paris zu bekämpfen."

„An welchem Tage faßten Sie Ihren Entschluß?"

„Als ich erfuhr, daß Marat am 31. Mai seine Hand gegen Mitglieder des Convents erhoben."

„Aber ihr Paß ist schon im April ausgestellt?"

„Ich ließ ihn mir geben, weil es in Zeiten der Revolution immer gut ist, einen Paß zu haben."

„Kennen Sie dies Messer?" Montané hob es vom Tisch empor.

Der Schauer, der durch die Menge rieselte, erschütterte auch Charlotte; sie wandte wie vor etwas Schrecklichem das Gesicht ab und sagte, nur Montané verständlich: „Ich kenne es!"

Hier aber durfte der Richter dem Mitleid, das ihn allmählich tief ergriffen und gerührt hatte, nicht nachgeben.

„Wo kauften Sie es?"

„In einer der Buden des Palais-Royal."

„Wann?"

„Sonnabend den 13. Juli in der Frühe zwischen sieben und neun Uhr."

„Warum kauften Sie das Messer?"

Sie erhob ein wenig den Arm: „Um Marat zu tödten!"

„Wußten Sie, daß Ihr Stoß tödtlich war?"

„Ich hoffte es: er sollte es sein."

„Sie haben so sicher gestoßen," meinte Fouquier-Tinville, „von oben nach unten, daß man vermuthen möchte, Sie hätten sich in dergleichen Dingen geübt."

Charlotte Corday trat einen Schritt zurück; der Ausdruck des größten Schmerzes und des höchsten Unwillens malte sich in ihren Zügen; mit der Hand auf den öffent-

lichen Ankläger deutend, rief sie aus, mit einer Stimme, in der die Entrüstung wiederklang: „Er hält mich für eine gemeine Mörderin!“

„Wenn Sie das nicht sein wollen, warum tödteten Sie Marat?“

„Ich tödtete einen Mann, um hunderttausend Leben zu retten.“

Darauf erhielt Fouquier-Tinville das Wort. Seine Anklage war kurz, bestimmt, ohne Leidenschaft, weder Marat erhebend, noch Charlotte mit Schmähungen überhäufend: sie forderte den Tod der Mörderin.

Nach ihm stand Chauveau-Lagarde, ihr Vertheidiger, auf. Theilnahmlos hatte Charlotte, den Kopf wieder gesenkt, der Anklage zugehört; jetzt stützte sie ihn auf den Arm und hing aufmerkend an den Lippen des jungen Advocaten. So war ihr Gesicht fast ganz den Zuschauern zugewandt... Leise bat unter ihnen ein noch jugendlicher Mann, Bleistift und Papier hervorziehend: „Laßt mich hindurch, Freunde, ich will sie zeichnen!“ Man machte ihm Platz; diese aus Neugierde, jene aus Rührung; alle hatten unwillkürlich die Empfindung, daß die Nachwelt ein Anrecht auf die Züge, die Gestalt dieses außerordentlichen Mädchens habe. „Nehmt meinen Rücken zum Zeichnenbret!“ sagte flüsternd ein Mann mit breiten Schultern, finsterer Stirn, schwarzem Bart und zusammengepreßten Lippen: „Ich danke Euch!“ erwiderte der Künstler und legte sein Papier auf den Rücken des andern, der sich vornüber neigte.

„Bürger Geschworene, Bürger Richter!“ hatte indeß der Vertheidiger begonnen. „Das Verbrechen der Angeklagten ist unbestreitbar, sie hat es eingestanden, sie

hat eingestanden, daß sie es lange vorherbedacht! Keinen Umstand hat sie geleugnet. Bürger, dies Geständniß ist ihre beste Vertheidigung. Diese Ruhe im Anblick des Todes, diese unerschütterliche Standhaftigkeit, verdienten sie nicht, wenn sie zu einem andern Ziel geführt, den schönsten Kranz? Ich kann den Mord nicht vertheidigen: aber nicht niedere Rachsucht, ein heroischer Entschluß drückte das Messer in diese Hand; derselbe Entschluß, der den Arm des Mutius Scävola gegen den König Porsenna bewaffnete. Diese That, diese Empfindungen sind nicht gewöhnlicher Art, sie entwachsen den Schranken menschlicher Natur; es ist ein Ueberirdisches, nennen Sie es einen Zug des Wahnsinns, in ihnen. Wägen Sie, Bürger Geschworene, dies Uebermenschliche, diesen politischen Fanatismus in Ihrer Entscheidung mit, legen Sie ihn in die Wage der Gerechtigkeit! Wie die Nachkommen diese That beurtheilen werden, wir wissen es nicht; es giebt eine dunkle und eine lichte Seite in ihr. Wird dereinst eine Glorie oder ein finsterer Schatten das Haupt dieses Mädchens umgeben? Bürger Geschworene, ich lege die Sache der Angeklagten auf Ihr Gewissen!"

Der Vertheidiger sprach nicht mehr; er, wie die Richter, die Geschworenen und alle Anwesenden hatten die Empfindung, daß bei so unwiderleglichen Thatsachen, bei den so klaren und rückhaltslosen Eingeständnissen der Angeklagten jede Vertheidigung, ja selbst nur der Versuch, ihre Schuld zu mildern, unmöglich sei. Zwischen Marat und Charlotte Corday hatte eine jener Tragödien gespielt, welche in altgriechischem Ton und Zuschnitt die Franzosen auf ihrem Nationaltheater so oft entzückt; Charlotte war eine Heldin Corneille's; was bisher nur im Reich des

Scheins sich ereignet, als ein Phantasiegebild vorübergeschwebt war, jetzt stand es als Wirklichkeit auf derselben Bühne des Lebens, auf der sie wandelten und handelten, ihnen gegenüber. Der Schluß dieses Schauspiels konnte nur ein tragischer sein. Welches Mitleid, welche sanftern und weichern Gefühle auch in den Seelen vieler sich regen und auf ihren Gesichtern sich widerspiegeln mochten, wenn der Glanz der Heldenhaftigkeit, der Charlottens Haupt umstrahlte, in diesem peinlichen Augenblick, als Chauveau-Lagarde innehielt, seine Stimme zitterte, er sich niedersetzte, auch die Rohesten und ihr Feindseligsten in diesem Saal blendete: in all diesen Zügen stand dennoch nur das Eine Wort geschrieben: Tod!

Charlotte merkte es und verhüllte das Haupt... Diese unwillkürliche Bewegung erpreßte dem Zeichner einen Ruf halb des Schreckens, halb des Aergers, sich so in seiner Arbeit unterbrochen zu sehen. In der tiefen, schwülen Stille, die im Gerichtssaal herrschte, drang dieser Laut zu ihr; sie blickte auf und bemerkte den Künstler. Ein Lächeln der Befriedigung gab ihren blaßgewordenen Wangen eine leichte Röthe zurück: es galt, ihre tragische Rolle mit Anstand zu Ende zu spielen; nicht vor dem Revolutionstribunal und dem Volke von Paris; sie stand in dieser Stunde vor der Nachwelt, vor allen noch ungeborenen Geschlechtern; jener Künstler verhieß ihr die Unsterblichkeit. Der Gedanke, den Nachkommen ihr Bild zu hinterlassen, hatte sie seit ihrer Verhaftung beschäftigt; in einem Brief an den Wohlfahrtsausschuß bat sie, man möge ihr einen Miniaturmaler in das Gefängniß schicken. Jetzt erfüllte sich ihr Wunsch in unerwarteter Weise; ohne daß sie es geahnt und ihrem Gesicht darum einen bestimmten Aus-

druck gegeben, hatte der Maler sie gezeichnet. Und wie gefeit auch ihr Herz gegen irdische Nichtigkeiten war: das Lächeln des Triumphs blieb eine Weile um ihre Lippen schweben; während nun Montané sich langsam von seinem Sessel erhob und die Thatsachen noch einmal kurz zusammenfaßte, nahm Charlotte eine Stellung ein, die sie dem Künstler im günstigsten Lichte darstellte; kaum hörte sie die Worte des Vorsitzenden, aber sie merkte auch nicht, wie das Lächeln ihres Mundes immer starrer und schmerzlicher wurde. Wie leblos saß sie da; ihr Auge blickte gleichsam in die Tiefe des Todes, die dunkel vor ihr aufgähnte; vor ihrer Seele schwebten die Gestalten Marcels und Genoveva's vorüber. Wenn sie in diesem Schiffbruch der Welt, dachte sie, nicht untergehen, so werden sie wenigstens meinem Andenken Thränen des Mitleids und der Freundschaft weihen; sie werden mein Bild betrachten und seufzen; wie sie meinem Herzen, war ich ja dem ihrigen theuer; mein Schattenriß wird zu ihren Reliquien gehören ... Eine innere Stimme sagte ihr, daß Marcel durch irgendeine ihr unbekannte Verbindung von Zufällen aus dem Gefängniß entkommen, daß er und Genoveva in Sicherheit seien; wie von einem weitentlegenen Stern schaute sie durch Dämmerungen und Nebel auf sie herab; schon fühlte sie die Bande des Lebens schwächer werden, aber diese Befreiung aus dem Dasein und der Körperlichkeit geschah nicht schmerzlos; ihre Seele war muthig, ruhig und still, allein der Ausdruck des Leidens prägte sich immer stärker, ihr unbewußt, in ihren Zügen ab.

Drei Fragen richtete der Vorsitzende des Tribunals, als er seine Rede geendigt, an die Geschworenen: „Ist am 13. Juli zwischen sieben und acht Uhr abends in seiner

Wohnung, im Bade, Jean Paul Marat, Abgeordneter zum Convent, mit einem Messerstich ermordet worden?" „Hat Marie Anna Charlotte Corday dies Verbrechen begangen?" „Hat sie es in böser Absicht und mit Vorbedacht vollführt?"

Noch hatte das Revolutionstribunal in seinen Verhandlungen nicht alle Würde, nicht ganz jene Feierlichkeit verloren, die wie ein Strahl der ewigen Gerechtigkeit über den Aussprüchen der irdischen waltet. Die schreckliche und wunderbare Poesie, die in der That Charlottens, in ihrer Persönlichkeit lag, verklärte diese Gerichtssitzung zu einer der merkwürdigsten, die jemals auf Erden stattgefunden. Als der älteste der Geschworenen aus den Händen Montané's das Papier mit den Fragen empfangen, die Männer mit ernstgefurchten Stirnen und einem gewissen pathetischen Anstand, der vielleicht für einen kältern Beobachter etwas Schauspielerisches hatte, aber der Stimmung der Zeit und dem Charakter der Nation entsprach, sich erhoben, auf einen Wink des Präsidenten nun auch die Gefangene aus dem Saal in ein kleines anstoßendes Gemach geführt wurde, ging durch die dichtgedrängten Reihen der Zuschauer dasselbe Grauen des Todes. Wieder hatte einmal in dieser blutigen und entsetzlichen Revolution, die nur alle unlautern und dämonischen Leidenschaften der Menschen entfesselt zu haben schien, das Göttliche gesiegt. Haß und Wildheit waren aus allen Zügen entschwunden, das Murren des Zorns verstummt: streng, unerbittlich, doch in theilnahmsvoller Bewegung schauten sie Charlotte nach.

Der Maler war ihr in das Gemach gefolgt; die Uniform eines Offiziers der Bürgergarde, die er trug, ver-

schaffte ihm ohne Mühe Einlaß. Er nannte sich Jakob Hauer; ein Deutscher von Geburt, aus dem Kurfürstenthum Mainz, der frühzeitig in französische Kriegsdienste getreten, später den Degen mit dem Pinsel in dem Atelier Davids vertauscht hatte. Seine soldatische Uebung, sein patriotischer Sinn machten ihn seinen Bezirksgenossen im Bezirk des Théâtre français lieb und werth; sie wählten ihn zum Stellvertreter des Hauptmanns in ihrem Bataillon; von seiner Kunst und seinen Schöpfungen indeß hatte Paris bis zu diesem Tage wenig gesprochen, er war eben nur der Schüler Davids. Der Ruhm des Meisters überschattete den des Schülers. Bei seinem Eintritt in das Zimmer, wo Charlotte, von Gensdarmen bewacht, der Entscheidung der Geschworenen harrte, war seine Bewegung so mächtig, daß er kein Wort hervorbringen konnte; hin und her flog in seiner zitternden Hand seine Zeichnung. Gefaßter nahte sich ihm Charlotte: „Ich danke Ihnen," sagte sie mit dem schwermüthigen Lächeln, das sie nicht mehr verlassen sollte, „für die Mühe, die sie sich mit Ihrem Bilde da geben. Aber Sie sind jetzt zu bewegt, um Ihr Werk vollenden zu können. Ich hoffe, zwischen dem Urtheil und seiner Vollstreckung noch eine Stunde Frist zu haben: ich schenke sie Ihnen. Suchen Sie mich in meiner Zelle auf, man wird Ihnen den Zugang nicht verweigern. Es wird keine verlorene Zeit für Sie sein, man wird künftig gern mein Bild sehen wollen."

Ihre Ruhe gab auch dem Maler die Fassung wieder; mit einem Blick, in dem sich die Rührung des Mannes über das traurige Schicksal eines so jungen und schönen Wesens mit der Bewunderung des Künstlers mischte, der

von seinem Gegenstand entzückt und berauscht ist, betrachtete er sie prüfend, schwärmerisch, hingerissen. „Wie schön sehen Sie aus," rief er, „wie still, wie groß! Einem Seraph gleich! Aber ach! werden Sie diesen Ausdruck auch nach dem fürchterlichen Urtheilsspruch bewahren?"

„Sorgen Sie nicht," antwortete sie mit sanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt sehen."

Da wurde sie abgerufen: die Geschworenen waren in den Saal zurückgekehrt. Mit der Hand winkte sie Hauer einen flüchtigen Abschiedsgruß zu.

Unter den Zuschauern fand der Maler den Mann wieder, der ihm so bereitwillig seinen Rücken zum Stützpunkt geliehen. „Freund," rief er ihm zu, „ich habe Glück; sie wird mir nachher noch eine Stunde im Gefängniß sitzen."

„Ich wette, Bürger, Ihr werdet noch ein berühmter Mann durch dies Mädchen. Es ist eine Wetterhexe und ich möchte wol an Eurer Stelle sein. Könnt Ihr mich nicht mit Euch nehmen? Sagt, ich sei Euer Farbenreiber, oder ich müßte Euch die Rothstifte zurechtlegen; ich bin ein armer Kerl, aber ich liebe die Kunst und das Mädchen flößt mir Respect ein. Man sieht so etwas nicht alle Tage!"

„Wahrhaftig, nein! Bleibt bei mir, Kamerad; vielleicht bringe ich Euch mit in den Kerker."

„Wenn Ihr nur wollt — wofür trügt Ihr eine Uniform? Vor der Revolution hieß es, die Beamten, die Offiziere können thun, was sie wollen; nach der Revolution ist es ebenso. Eine dreifarbige Schärpe thut Euch Wunderdinge. Dabei rufen wir in allen Straßen

die Freiheit und die Gleichheit aus. Es ist eine merkwürdige Geschichte."

„Ihr seid ein Philosoph . . ."

„Meine Kameraden nennen mich den Träumer; alles, weil ich die Kunst liebe. Aber da ist sie wieder!"

Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf die drei Fragen des Tribunals bejahend: Charlotte Corday hat mit Vorbedacht und in verbrecherischer Absicht Marat mit einem Messerstich ermordet.

Einstimmig war er von den zwölf Männern gefaßt worden.

Der öffentliche Ankläger forderte in kurzen Worten, sich auf das Gesetz berufend, den Tod der Schuldigen.

„Haben Sie gegen diese Anwendung des Gesetzes etwas zu erwidern?" fragte Montané die Angeklagte.

„Nein!"

Und schaurig, wie die verhallenden Klänge einer Sterbeglocke, wie die Schollen, die von der Schaufel des Todtengräbers zuerst auf den herabgelassenen Sarg fallen, fielen von den Lippen der Richter die Worte: Tod! Tod! Tod!

Lautlos war die Menge, aufrecht, blaß stand Charlotte; die blonden Spitzen ihrer Locken zitterten ganz leise auf ihren Schultern.

„Wer," las Montané die Stelle des Gesetzes vor mit erhobener Stimme, „wer wegen Mordes, Brandstiftung oder Giftmischerei zum Tode verurtheilt worden, soll mit einem rothen Hemd angethan auf den Richtplatz geführt werden. So geschehe es auch mit Ihnen."

Bis in den Nachmittag hinein hatte die Sitzung gedauert. Da die Vollstreckung des Urtheils auf denselben

Tag angesetzt war, hatte Charlotte Corday nur noch wenige Stunden zu leben.

Im Lauf des vergangenen Tages war sie aus der Abtei in die Conciergerie — das alterthümliche Gefängniß, das die Höfe des Justizpalastes umschloß — gebracht worden. Ueber unbillige Härte und grausame Behandlung in den Kerkern haben die Opfer des Revolutionstribunals nicht zu klagen gehabt. Die Gerechtigkeit war schnell fertig wie die Guillotine. Keine lange Untersuchungshaft, keine Verhöre, um den Gefangenen in Widersprüche zu verwickeln oder zu einem Geständniß zu zwingen; keine römische Inquisition mit Daumschrauben und glühenden Zangen; kein Gerichtshof der Tyrannen, die, um den Schein der Milde zu bewahren, ihre Gegner nicht tödten, sondern in den Gefängnissen unter geistigen Entbehrungen hinsiechen lassen . . . eine kurze, rasche Justiz, ein schmerzloser Tod: dies war der Grundsatz des pariser Revolutionstribunals. Bereitwillig hatte man Charlotten gestattet, an Barbaroux, an ihren Vater zu schreiben. Dem einen erzählte sie mit jenem heroischen Gleichmuth, von dem ihr Wesen und ihre Erscheinung die besondere Färbung erhalten, ihre Reise nach Paris, ihre That; dem Vater schrieb sie: „Vergieb mir, theurer Vater, daß ich ohne Deine Erlaubniß über mein Leben verfügt. Viel unschuldige Opfer hab' ich gerächt; viel zukünftiges Elend habe ich verhindert. Wenn das Volk einst aus seiner Verblendung gerissen ist, wird es sich seiner Befreiung von dem Tyrannen freuen. Ich sagte Dir: ich wollte nach England reisen, weil ich hoffte, unerkannt zu bleiben, ich sah zu spät die Unmöglichkeit ein. Ich hoffe, daß Du nicht zur Untersuchung gezogen werden wirst. Leb' wohl,

theurer Vater; ich bitte Dich, vergiß mich oder besser noch, freue Dich meines Schicksals. Mein Loos ist schön. Ich umarme meine Schwester, ich liebe sie von ganzem Herzen, wie alle meine Verwandten. Und vergiß den Vers Corneille's nicht:

„Nicht das Schaffot, die Schuld allein bringt Schande . . .“

Das hatte sie am gestrigen Abend geschrieben: schlicht, einfach, im Angesicht des Todes von jener ernsten Heiterkeit, die zuweilen in sinnenden Gemüthern der Anblick eines wolkenlosen, sanftblauen Sommerhimmels erzeugt.

Von Minute zu Minute füllten sich die Höfe und Gänge des Justizpalastes mehr mit neugierigen, lärmenden, drängenden Massen, welche die „Mörderin Marats“, die „Aristokratin“, auf den Karren steigen sehen wollten; die Luft widerhallte von Flüchen und Verwünschungen...

In Charlottens Zelle herrschte Stille und Schweigen; die ruhige Gewißheit, die sie zeigte, übte ihren Einfluß auf die Wächter, die ein- und ein andermal die Thür öffneten, auf die Gensdarmen, die im Gange standen. Nur flüsternd sprachen sie miteinander, nur selten rasselten sie mit ihren Säbeln.

Das Verhör hatte Charlottens Kräfte angegriffen; schweigend saß sie auf ihrem Schemel, den Kopf auf den Arm gestützt, mit geschlossenen Augen. Der Oberaufseher des Gefängnisses, Richard, der sich ihr, seit sie die Conciergerie betreten, freundlich und liebreich in allen Dingen erwiesen, hatte ihr gegenüber Platz genommen, dicht an der Thür, um sie vor jeder Störung und zudringlicher Neugier zu beschützen.

Jetzt klopfte es: es waren Hauer und der Arbeiter, der ihm einige Malgeräthschaften nachtrug.

„Darf ich herein, Bürger Richard?“ fragte der Maler.

„Kommt nur! Aber tretet leise auf, sie schläft!“ Als er dann den Andern bemerkte, schüttelte er den Kopf: „Soll der Mann bei Euch bleiben? Das wird nicht gehen, es ist gegen unsere Verabredung!“

„Laßt ihn nur hier, ich stehe für ihn! Er leistet mir so manche kleine Handreichung, daß die Arbeit schneller vollendet wird.“

„Nun, wie Ihr wollt! Marat ist todt und um sieben Uhr abends wird auch sie todt sein. Dann ist die Geschichte in Ordnung und die kleine Gesetzesübertretung mit Euerm Handlanger da hat nichts mehr zu bedeuten.“

So leise das Gespräch auch geführt worden, Charlotte war darüber aus ihrem Halbschlummer erwacht. Sie streckte dem Maler die Hand entgegen. „Da sind Sie! Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir Wort gehalten! Und wie sehe ich aus? Ist mein Gesicht verändert?“

„Es ist, wie Sie es mir versprachen, ruhig, sanft, heldenmüthig. Wie über Ihre Seele, hat die Todesfurcht auch keine Macht über Ihr Antlitz.“

Der Aufseher hatte sich entfernt ... Hauer begann zu malen. In der Zwischenzeit hatte er die Zeichnung, die er während der Verurtheilung Charlottens angefangen, auf Leinwand übertragen: diese Skizze suchte er nun in der kurzgemessenen Frist auszuführen.

Eine lange Weile sprachen beide kein Wort. Mit gesenktem Kopfe lehnte indeß der angebliche Farbenreiber an einem Pfosten der Thür, ganz im Schatten, unbeweglich.

„Sind Sie schon einmal gemalt worden?“ fragte der

Maler, von seinem Werk aufsehend. „Ihre ruhige Haltung und die Gleichheit Ihres Ausdrucks lassen es mich fast glauben."

„Nein! Weder zu Argentan, meiner Heimat, noch in Caen gab es gute Portraitmaler. Die Nonnen der heiligen Dreifaltigkeit ließen einmal von einem Maler aus Rouen ein altes Bild in der Klosterkirche herstellen, aber es gefiel mir vor der Uebermalung besser; der Eindruck, den es mir machte, war ein tieferer."

„Hatten Sie gute Gemälde in den Kirchen Caens?"

„Ich wage kein Urtheil darüber. Die Kunst lag mir so fern, so fern! Und doch muß es schön sein, sie zu üben, ja nur ihre Werke zu verstehen, ihre Schönheiten zu empfinden! Macht Sie Ihre Beschäftigung glücklich?"

„Sehr glücklich! Sie ist die Wahl meines Herzens."

„Welch heiteres Leben führen Sie inmitten des Sturms — ich denke es mir wenigstens," setzte sie lächelnd hinzu. „An den Wänden Ihres Zimmers haben Sie Kupferstiche, Zeichnungen nach den Bildern der großen Meister. Das ist Ihre Welt, darin weben Sie, darin schaffen Sie? Mit meinen Jugendfreundinnen in Caen, ehe die Revolution ausbrach, träumte ich mir auch solch ein bescheidenes Loos. Wir verglichen uns gern mit den Veilchen, die versteckt im Grase blühen und dort vor den Unwettern gesicherter sind als die Rosen an ihren hohen Sträuchern. Mir rief freilich schon damals eine zu: „Du hast gar kein Veilchengesicht! Du siehst aus wie eine rothe Mohnblume!" Wir lachten alle, denn die Bemerkung war gar zu närrisch — aber sie ist wahr geworden ... Wenn ich das rothe Hemd angezogen, werde ich wie eine rothe

Mohnblume aussehen . . . und wie sie von der Pflugschar, so von einem andern Eisen zerschnitten werden."

„Warum," sagte da, aus dem Schatten hervortretend, der Arbeiter, von seiner Bewegung überwältigt, „warum, o Charlotte, haben Sie uns das gethan?"

Ein kaum merklicher Schauer rieselte über Charlottens Nacken: „Baron Pontmartin!" sagte sie.

Ein Blick, ein halb unterdrückter Laut des Malers — ein Wink Pontmartins mit der Hand . . . Einer der Wächter steckte den Kopf durch die Thür, zu sehen, ob etwas Besonderes in der Zelle vorgefallen. Aber Hauer arbeitete, still auf seine Leinwand schauend; der Farbenreiber that, als reinige er im Wassertopf einen Pinsel.

„Warum ich Marat ermordet?" fragte Charlotte, als der Wächter sich wieder zurückgezogen. „Ich sagte es dem Gericht. Nicht um mich, nicht aus Ruhmsucht, wie Sie vielleicht meinen; ich wollte das Vaterland befreien."

„Armes, verlorenes, verblendetes Mädchen! Sie haben ihm nur die Adern geöffnet! Was wir erlebt, so furchtbar es gewesen, es wird ein Kinderspiel gegen die Tage des Schreckens sein, die kommen werden!"

„Ich that, was ich mußte — ich bin beruhigt über meine That. Will das Volk die Tyrannen nicht stürzen, nun wohl, ich will nicht in der Knechtschaft, unter einem Marat leben!"

„Hauer, Sie sind ein Künstler!" — rief, sich vergessend, der Baron — „und ihr Künstler sollt einen tiefern Blick in das Menschenherz haben als wir! Ist das nun Erhabenheit oder Tollheit?"

„Es ist der Geist, der Brutus beseelte, die Flamme, die unsterblich fortglüht: ein ewiges Licht!“

Der Baron hatte sich Charlotte genähert.

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von Marcel Lecomte, von Genoveva . . .“

„Ich träumte vorhin von ihnen; ich sah sie glücklich vereinigt in dem schönen, großen Garten, am Springbrunnen, unter den alten Bäumen . . .“

„Genoveva hat mit ihrer Pflegemutter am Sonntag Paris verlassen, Marcel ist zur Armee gegangen.“

„Wenn er das Vaterland vertheidigt, wird er mein Andenken am besten ehren.“

„Er wurde aus einem Mißverständniß verhaftet, man hielt ihn für mich, auf ein Fürwort Robespierre's ward er entlassen.“

„Sprach sein Vater mit Robespierre?“

„Ja. Aber Ihr Geheimniß verrieth er nicht. Es ruhte bei ihm wie im Grabe: das sollt' ich Ihnen sagen.“

Charlotte legte die Hand auf ihr Herz. „Sie wissen nicht, welche Last Ihr Wort von meiner Brust nimmt. Jener Schatz gehört den unterirdischen Mächten an; die wollen ihn nicht herausgeben.“

So unrecht hatte Chauveau-Lagarde nicht, als er ihre That dem politischen Fanatismus zuschrieb, der sie ergriffen; bis zum letzten Athemzuge bewegten sich ihre Gedanken fast ausschließlich in diesen Irrgängen. Auch jetzt sprang sie von dem Nächsten und Persönlichen, als sei es ihr hinderlich, wie ein Gewand, das sie drückte, ab: „Kennen Sie Robespierre?“

„Ich halte ihn für gefährlicher als Marat, er hat das Maß für einen Dictator.“

Warnend erhob Hauer seinen Pinsel: „Man könnte Sie draußen hören.“

„Ja, warum haben Sie sich dieser Gefahr ausgesetzt? Warum sind Sie in meinen Kerker gedrungen?“

„Ich wollte die Sonne untergehen sehen.“

„Mein Tod braucht doch Sie nicht zu ermuthigen zum Sterben.“

„Nein, ich habe ihm zu oft getrotzt, um ihm nicht ruhig ins Auge zu sehen, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag. Ich habe viel erlebt, viel gelitten, Sie aber sind die wunderbarste Erscheinung, die mir begegnet . . . ein Meteor, das aufleuchtet . . .“

Hier ward er unterbrochen: Richard trat mit dem Scharfrichter ein . . .

Die Gefängnißuhr schlug die sechste Stunde des Abends.

Die Thür der Zelle blieb offen: in dem Gange davor stellten sich die Gensdarmen mit gezogenen Säbeln in Reih und Glied.

Als Charlotte das rothe Hemd, das der Nachrichter über dem Arm trug, erblickte, fuhr sie zurück und erblaßte: es war der erste und einzige Augenblick, in dem das Entsetzen sie bezwang . . .

„Schon!“ sagte sie tonlos zu Richard. Der, mit der Hand die Augen verschattend, zuckte die Schultern.

Darüber war sie aufgestanden und zu Hauer getreten. Das Bild war noch nicht vollendet, nur der Kopf untermalt.

„Wollen Sie mir noch eine Bitte erfüllen, so machen Sie eine kleine Copie von diesem Bilde und senden sie meinem Vater. Ich glaube, es sieht mir ähnlich.“

Und rasch die Scheere nehmend, die der Nachrichter,

ihr das Haar abzuschneiden, in der Hand hatte, schnitt sie eine ihrer langen, blonden Locken ab und reichte sie mit abgewandtem Gesicht dem Künstler dar.

Die Männer, die es sahen, hatten Mühe, ihre Thränen, ihre Rührung zu verbergen.

Wenige Minuten später war sie über ihrem Anzug mit dem rothen wollenen Hemd bekleidet: ein eigenthümlicher dunkler Glanz strahlte von ihr aus; wie von einem rothen Wiederschein war die Zelle erleuchtet.

Nun fielen auch ihre Haare unter der Scheere Samsons: man band ihr die Hände.

„In diesem Aufzug gehe ich zum Tode und zur Unsterblichkeit!" Das war ihr letztes Wort an Hauer.

„Der Karren ist da!" rief es vom Gange her.

„Wir kommen! wir kommen!" entgegnete der Hauptmann der Gensdarmen.

Der Zug setzte sich in Bewegung ... In der Mitte der Wachen schritt Charlotte, hinter ihr der Nachrichter, Richard blieb ihr zur Seite. In einiger Entfernung, an die Wand sich drückend, schlich ihr Pontmartin nach. Hier und dort in den innern Gängen der Conciergerie standen andere Gefangene . . . sie grüßten mit einer Art Bewunderung die Vorüberschreitende ... Draußen im Hofe aber empfingen sie die „Megären" der Revolution mit einem Strom von Schimpfworten und Flüchen. Unter diesem Tumult bestieg sie den Karren.

Droben in ihrer Zelle saß Hauer vor seinem halbvollendeten Bilde und weinte bitterlich.

XII.

In Blitz und Donner, in Sturm und Regen brach, als Charlottens Haar unter der Scheere des Nachrichters gefallen war, während sie durch die Gänge der Conciergerie schritt, ein gewaltiges Unwetter über Paris aus. Dennoch wogten alle Straßen, die vom Justizpalast zum Revolutionsplatz führten, von Menschen. Was dem Volke Roms die Gladiatorenspiele, dem Volk von Paris waren es diese Hinrichtungen in Masse. Die Blutwolke, die über der ungeheuern Stadt lag, strömte einen berauschenden Dunst aus ... er ergriff die Zuschauer wie die Tragödienspieler auf dem Schaffot. Keiner von ihnen allen erschrak oder zeigte den Schatten der Furcht im Gesicht, wenn er den Hals unter das Fallbeil schob. Das Leben hatte seinen Werth, der Tod sein Grauen verloren. Denn, was ist der Tod? „Ein ewiger Schlaf": so belehrt euch die goldene Inschrift, die Chaumette über die Thore der Kirchhöfe setzen ließ. Und davor zittern? Sich fürchten, einzuschlafen, und nie mehr zu erwachen, nicht einmal durch einen Traum mehr gestört zu werden ...! Das Dasein ist ein trauriges Schattenspiel, voll Elend, Armuth, Niederlagen — der Tod macht frei ... andere Zeiten, andere Lieder! Das Frankreich der Philosophen, der geistreichen Marquise von Pompadour, der Rococofrisuren, der Grazien von Boucher und der Theaterprin-

zessinnen hatte gerufen: Es lebe die Freude — das Frankreich der Revolution, das Rom nachahmt in gigantischen Fratzen, bombastisch wie die Bilder seines größten Malers, Davids, ruft im Wirbel der Trommeln, unter schwarzen Fahnen, mit der rothen Mütze auf dem Haupt: Es lebe der Tod! Ein Republikaner muß Eins verstehen: das Sterben; der alte Seneca, Cato, Brutus und Cäsar verstanden es, darum noch einmal: Es lebe der Tod! Und die Frauen nicht minder: den Dolch stößt sich Arria ins Herz: „Pätus, es schmerzt nicht" . . . und unsere muntern Französinnen sollten sich nicht zu dieser Heldengröße erheben können? Sie werden es euch zeigen, auch unter der Schnürbrust schlägt ein Herz — die Welt bricht aus ihren Fugen und Formen: es lebe der Tod!

Eine alte Sage läßt die Mänaden im bacchantischen Jubel Orpheus und Pentheus zerreißen: ein Hauch dieses Wahnsinns rauschte am Abend des 17. Juli mit dem Sturm durch die Gassen von Paris; Männer, die sonst ängstlich ihre Fenster verhingen, wenn sie aus der Ferne den verhängnißvollen Karren heranrollen hörten, waren — wir wissen es aus ihren eigenen Aufzeichnungen — an diesem Abend am Fuße des Schaffots. Seit der Hinrichtung des Königs hatte keine ähnliche Bewegung die Menschen aufgeregt. Aber die Vorsichtsmaßregeln der Gewalthaber, die Truppenmassen, mit denen sie damals den Revolutionsplatz umgaben, fehlten heute: sie waren sicher, für die Mörderin würde sich keine Hand erheben. Kopf an Kopf stand die Menge in der Straße St.-Honoré, aus allen Fenstern, von allen Balkonen der Häuser schauten neugierige Menschenaugen; auf den Dächern und Schornsteinen hatten die Keckſten und Verwegensten ihren

Platz gesucht. Der unwiderstehliche, geheimnißvolle Drang, der die Menge zu blutigen Schauspielen treibt, hat etwas Großartiges und Entsetzliches zugleich: entsetzlich, da sich in ihm die Bestiennatur des Menschengeschlechts in ihrer nackten Schamlosigkeit offenbart; großartig, da durch alle diese tausend Herzen, stärker oder schwächer von jedem gefühlt, der Beilschlag geht, der dort oben auf dem Block das Haupt eines armen Unglücklichen vom Rumpfe trennt... Man bedenke auch dies, daß die Hinrichtungen der Revolution einen classischen, theatralischen Zug haben: es sind die Schlußscenen eines Trauerspiels. Was die französischen Kritiker nach der Vorschrift des Horaz ihren Dichtern verboten: Blut auf der Bühne zu vergießen; hier geschah es; die Fadheit und Langweiligkeit des Théâtre français ward auf dem Revolutionsplatz in eine schreckliche, lebendige Wirklichkeit verwandelt. „Man macht keine Revolutionen mit Lavendelwasser", hat man 1789 gesagt — wahrhaftig nicht mit Lavendelwasser — nein, mit einem Safte, von dem das Wasser der Seine, des Oceans deine Steine nie wieder rein waschen wird, Paris! Im übrigen ist jede Häßlichkeit, alles Widerwärtige vermieden... Die wilden Thiere des römischen Circus, die in den Eingeweiden ihrer Opfer wühlen, die buntbemalten Ketzermützen und Scheiterhaufen, die das spanische Volk und seine Könige liebten, die Pferde, die auf diesen Plätzen Ravaillac und vor dreißig Jahren den halbtollen Damiens zerrissen, sie sind verschwunden; nicht einmal der Fehlschlag des Nachrichters ist zu fürchten; die Maschine ist gefühllos, aber unfehlbar, sie begeht keinen Irrthum . . . und nun, grüße das Volk, der du oben stehst! Stirb als ein guter Schauspieler, mit An-

stand — es lebe der Tod, es lebe die Erfindung Herrn Guillotins!

Zeitig an diesem Nachmittag hatte David Bruneau seinen Friseurladen, dem noch immer das Schild fehlte — denn der patriotische Mann fand keine Gelegenheit, es wieder festnageln zu lassen —, sorgfältig verschlossen und am Arme seines Freundes Goliath Grollier auf dem Revolutionsplatz einen Platz gesucht. Bei öffentlichen Aufzügen und Aufläufen waren die Bewohner dieses Viertels gewohnt, die Beiden unzertrennlich nebeneinander zu sehen, schlagend den einen, schwatzend den andern. Heute aber bildete sich ein größerer Kreis von Zuhörern als jemals um sie. „Ja, ja, Bürger," bestätigte Grollier mit seiner tiefdröhnenden Baßstimme die fabelhaften Erzählungen David Bruneau's, „es ist alles wahr, was er sagt! Wir sind zusammen mit diesem Ungeheuer in der Postkutsche gefahren. Ich hatte gleich Verdacht — sie hat etwas im Gesicht, so etwas Verwirrtes . . . nun, ihr wißt schon, wie auf den Bildern das Weib mit dem krummen Säbel, das dem Nebukadnezar . . ."

„Nicht doch, Bruder!" unterbricht ihn Bruneau, der inzwischen Athem geschöpft. „Laßt euch belehren, Bürger! Er will sagen, sie hätte ausgesehen wie die Prinzessin Herodias, die dem Täufer den Kopf abschlägt. Aber er irrt sich; sie hat blaue Augen und blonde Haare . . ."

„Und in diese blonden Haare verliebte sich Meister Bruneau," schrie Grollier lachend.

Und nun alle Umstehenden: „Haha! Die Hexe mit den blonden Haaren! Meister Bruneau ist Friseur" — „Alle Friseure sind Aristokraten!" „Die Patrioten tragen keine Perrücken und keine Zöpfe!"

„Bürger“ — Bruneau's feine Stimme klingt wie ein schriller Trompetenton durch das Geschrei —, „seid nicht ungalant! Was soll ohne falsche Flechten aus euern Frauen und Geliebten werden? Die Kunst des Friseurs ist eine demokratische. Warum? Aus jedem Kopf macht sie einen Tituskopf. Wer war Titus? Titus war ein römischer Kaiser und ein guter Mann. So schafft der Friseur jeden Patrioten zu einem Kaiser um.“

„Hoch die Friseure!“

„Was ist denn aus dem Haar dieser Charlotte Corday geworden?“

„Man sollte Ringe daraus verfertigen!“ „Nein, man streue es in die vier Winde!“ „Recht so, es soll von diesem Ungeheuer nichts bleiben!“ „Ungeheuer? Ihr seid wol nicht im Gerichtssaal gewesen? Es giebt in ganz Paris kein schöneres Mädchen als diese Corday!“ „Oho! Ihr seid auch behext? Oder gar ein Aristokrat?“ „Kerl, daß ich dich nicht an die Gurgel packe! Ich — ein Aristokrat?“

Einige Minuten erstirbt dann Haß und Streit in dem Regen, der stromweise aus den Wolken stürzt.

„Das ist ja eine wahre Sündflut!“ „Es ist kein trockener Faden mehr an mir!“ „Niederträchtig, daß wir hier unten in diesem Wetter stehen müssen, während die Reichen sich an den Fenstern breit machen!“ „Ich glaube gar, sie lachen uns aus!“ „Und bei diesem Regen keinen Schirm zu haben! . . .“ „Nieder mit den Schirmen, nieder! Ihr versperrt die Aussicht!“ „Heut' ist der Gang zur Guillotine schlüpfrig.“ „Sie wird gar nicht hinaufgehen können, man wird sie tragen müssen.“ „Hm

— du verspürst, wie es scheint, die größte Lust, ihr Träger zu sein?"

Nun werden in dem ausgelassenen Gelächter und in unfeinen Witzen der Regen, die verdorbenen Kleider, die unbehagliche Stellung vergessen. In dem allgemeinen Stimmenaufruhr verklingt das Wort des einzelnen; es braust und saust nur, dunkel, verworren wie der Sturm und die Finsterniß . . . ein Unbeschreibliches, Unergründliches, in dem der Ruf eines unsichtbaren Gottes widerklingt . . . dies Volk will unterhalten sein. Da das Brot täglich kleiner und das Fleisch theurer wird, so wollen sie wenigstens tanzen, Witze machen und vor allem — schauen. In jeder Woche ein neues Schauspiel: wozu ist die Republik da und der große Maler David, wenn sie nicht neue Feste und Decorationen erfinden wollten? Ohne einen Decorationsmaler kann sich weder eine athenische noch eine französische Republik halten. Der wird Herr dieses Volks und dieser Revolution werden, der ihr statt der ewigen Ideen glänzende Schauspiele giebt. Und wahrlich, steht jetzt nicht in der Straße St.-Honoré ein armer, unbeschäftigter Unterlieutenant, Buonaparte mit Namen, der aus seiner Garnison im Süden heraufgekommen ist, mit Bettelbriefen bei Danton und Robespierre Beförderung zu suchen, und hat wunderliche, tolle Pläne zu solchen Festen in seinem vierundzwanzigjährigen Kopfe — Schauspiele, die sich Marengo, Austerlitz, Jena, Kaiserkrönungen, Brände von Moskau, Maifelder, Waterloo nennen und, wie Alles hienieden, unter sechs Fuß Erde enden werden — verrückte Gedanken, die zum Theil sein Umgang mit dem Tragödienspieler Talma hervorgerufen hat?! Noch ist alles wüst, wirr, durcheinandergeballt, formlos wie das Wolken-

getümmel am Himmel, aber es kann klar werden in diesem Kopf . . . bricht doch eben auch die Abendsonne in röthlichen Strahlen durch Regen, Schatten und Dunst . . .

Gestern hat das Volk in phantastischem Aufputz Marat zu Grabe getragen. Ein Aufzug, den Rembrandts Pinsel hätte verewigen sollen. Voran die Damen der Halle, die ihn so sehr bewundert; Piken führten die einen, brennende Fackeln schwangen andere; in der französischen Geschichte, mag nun das Volk oder mögen die Könige sie machen, haben die Frauen eine hervorragende Rolle. Auf einer prächtig geschmückten Bahre ruhte die Leiche des Volksfreundes, so weit entblößt, daß jeder die Dolchstichwunde sehen konnte; Männer in der Carmagnole trugen sie. Dahinter schwankten, von Conventsdeputirten geführt, in schwarzen Kleidern, aber mit dreifarbigen Cocarden an den Schultern, Simonne und Katharine . . . und dann der Convent; der grüngelbe Robespierre mit mißvergnügtem Gesicht und mächtigem Blumenstrauß ist auch unter den Mitgliedern. In dem langen Zuge, der sich ihnen angeschlossen, fehlte Laurent Bas nicht; er ging barhäuptig, das Schemelbein in der Hand, mit dem er Charlotte Corday niedergeschlagen. Der Holzblock und das Tintenfaß Marats wurden als Reliquien gezeigt . . . mit dem Dreifuß der Pythia verglich ein Redner dies Tintenfaß; Orakelsprüche voll göttlicher Weisheit wären aus ihm aufgestiegen. Der Baron Pontmartin, der den Leichenzug, da er sich ziellos, wie einer, der den Tod sucht und nicht finden kann, in den Gassen umhertrieb, an sich vorüberziehen sah, fühlte eine tiefe Rührung mit dem wunderlichen Geschick Marats. Wie jämmerlich und elend war es diesem Mann bei seinen Lebzeiten ergangen! Jetzt

dampfte um seine Leiche der kostbarste Weihrauch; ein Kind saß auf der Bahre zu seinen Häupten und hielt einen goldenen Lorbeerkranz; im Garten des Luxembourg ward auf einem Altar in einem antiken, kunstvoll und reich gearbeiteten Gefäß von Achat, das einige tausend Francs werth sein mochte — einem Beutestück aus einer der königlichen Kammern — sein Herz ausgestellt: so viel Pomp, so viel Reichthum und Pracht, philosophirte Pontmartin, für einen, der sich keinen neuen warmen Schlafrock für seine Fieberanfälle kaufen konnte! Das sind Gedanken, die Schwindel verursachen. Marats Herz in einer Vase, aus der vielleicht den Herren der Welt, Alexander oder Julius Cäsar, Myrrhen und Ambra dufteten . . . Geifer, Schmutz und eine Weltverachtung ohne gleichen, umschlossen von Gold und Edelstein!

Jedoch, was ist die Philosophie gegen die Wirklichkeit? Wasser gegen Wein . . . lebt! lebt! Das Denken ist der Anfang alles Uebels.

„Freiheit und Gleichheit! Wer ist das hübsche Mädchen dort an jenem Fenster mit dem langen schwarzen Schleier im Haar?“ „Wo denn?“ „Da, im zweiten Stock, am dritten Fenster!“ „Die jetzt das Taschentuch an die Augen drückt?“ „Ja wohl!“

Bruneau hat sich auf die Zehen gestellt: „Ich kenne sie, ich! Es ist die Bürgerin Katharine, eine Verwandte Marats.“

„Ach, das arme Kind!“ „Die hat nun auch ihren Ernährer verloren.“ „Dafür wird sie sich einen Liebhaber suchen müssen.“ „Suchen wird die nicht lange brauchen, sie ist so hübsch.“ „Ihr verwünschten Laffen!“ schreit ein altes Hökerweib dazwischen.

„Es ist eine klägliche Geschichte mit der Bürgerin Katharine," hebt Bruneau von Neuem an. „Sie war halb und halb mit Marcel Lecomte versprochen..."

„Mit dem reichen Marcel Lecomte?"

„Mit demselben. Sonntag Nachts hat er Paris verlassen müssen, er ist zur Armee gegangen."

„Da wird er als General wiederkommen." „Natürlich, er ist ja reich." „Die kleine Person sollte Schauspielerin werden." „Das wäre das Beste, das Theater wird immer schlechter." „Die Stücke sind langweilig und die Schauspieler faul." „Man sollte jeden Schauspieler guillotiniren, der aus der Rolle fällt: er ärgert das gebietende Volk." „Bravo, Bravo!"

Dazwischen schreien die Verkäufer und Höferinnen, hinter ihren Körben stehend, oder, die Gefäße auf dem Kopf, im Gedränge der Menge auf- und niederwandernd: „Schöne Kirschen! Eiswasser! warme Pfannkuchen!" Und dazu ragt ernst und schaurig in der Mitte des Platzes das Schaffot auf: drei, vier Stufen führen hinan, das Gerüst ist von rothgefärbtem Holz; zwischen zwei Pfählen ist das Beil eingefugt und fällt in schiefer Richtung auf das Brett nieder, darauf das Opfer festgeschnallt wird... Schaurig und ernst, wie gesagt, ist dieser Anblick für die Nachwelt, die in einer Art Nebel die Guillotine von ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe ins Riesenhafte wachsen sieht; für den Denker, der das Loos dieser unglücklichen Menschheit beklagt, die nur durch Blut und Thränen zu ihren Idealen vorwärts schreitet: für die gaffenden Tausende ist das Ganze ein „Plumpsackspiel!" . . . „Kühle Limonade, warme Pfannkuchen!" rufen die Höferinnen nach jedem Beilschlag — die Trommeln werden gerührt,

die Marseillaise und „Ça ira!“ gesungen . . . Es lebe der Tod!

„Der liebe Gott steckt die Nationalcocarde an,“ meint einer. Alle Blicke richteten sich auf. An dem dunkeln, schwarzgrauen Himmel malt sich der Widerschein der durch den Regen blitzenden Sonnenstrahlen, in schwachen Farben, als Regenbogen ab. Hat nicht ein Schriftsteller gesagt: „Gott steht im Bunde mit dem neuen Frankreich, der Regenbogen, das Diadem seines majestätischen Hauptes, prangt in den Nationalfarben!“ Ein lautes Händeklatschen durchläuft die ganze Gruppe: so begrüßt sie den Regenbogen. Dies Klatschen, von den wenigsten verstanden, setzt sich fort; die meisten glauben, der Karren komme. Eine allgemeine Bewegung entsteht, jeder sucht den besten Platz zu gewinnen. Von unten steigt sie auch zu den Fenstern und Balkonen auf. An das eine treten zwei ältere Männer, die sich bisher in der Tiefe des Zimmers gehalten: Joseph Lecomte und der Doctor Guillotin. Zum ersten mal in seinem Leben wohnte der Kaufherr solchem Schauspiel bei: aber die Neugierde, das wunderbare Mädchen, von dem er so viel vernommen, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, war stärker als sein Abscheu vor Blutvergießen. So hatte er denn den Aufforderungen des Arztes nachgegeben und war mit ihm in das Haus eines ihnen gemeinsamen Freundes gegangen, der am Revolutionsplatze wohnte. Guillotin dagegen führten „wissenschaftliche, höhere Rücksichten“ her — er wollte sich einmal wieder überzeugen, daß seine Maschine ihre Arbeit in möglichster Vollkommenheit vollziehe.

„Sie halten das Mädchen also für wahnsinnig?“ fragte im Ausklang ihres Gesprächs Joseph Lecomte.

„Wahnsinnig — man kann nach allen Formen und Regeln nicht wahnsinniger sein. Sie gehört gar nicht unter meine Maschine, sie gehört in ein Irrenhaus. Es ist schändlich, daß man mir nicht erlaubt hat, sie zu untersuchen."

„Sie würden doch auch nichts anderes herausgebracht haben, als daß sie Marat ermordet hat."

„Das Warum hätt' ich enträthselt; das Warum, liebster Freund! Bedenkt nur, wie leicht es wäre, die Welt besser einzurichten, wenn wir erst wüßten, wozu und warum sie da ist? Jenes Mädchen aber war wahnsinnig, verlaßt Euch darauf; der Heldenmuth, das Genie und die fixe Idee sind nur andere Seiten dieser Krankheit. Der glaubt, er wäre von Glas, jener, er sei der Gott Neptunus, diese Charlotte gilt für einen weiblichen Brutus — Ueberspanntheiten des Gehirns! Ihr Vater hätte sie vor Jahren schon verheirathen sollen ... Aber, die Sonne bricht durch die Wolken. Meine Maschine wird im hellen Sonnenschein arbeiten. Darf ich nicht stolz auf meine Erfindung sein? Wenn das arme Geschöpf von der rauhen Hand des Nachrichters berührt würde, wenn ein wüster Geselle mit seinem Beil nach ihr schlüge — mein Herz wendet sich um. Wie viel schmerzloser wird sie jetzt sterben! Ein Schlag — man kann nicht drei zählen — aus! Sie ist im Nichts oder im Jenseits. Die meisten Erfindungen streben danach, das Leben zu verbessern: Versuche, die im Grunde eitel sind, da jede Erfindung für das Glück, das sie verbreitet, auf der andern Seite auch neues Elend schafft, meine Maschine löst die Frage des Todes, sie befreit von dem Jammer des Daseins ..."

Er war in das Feuer der Beredsamkeit gerathen und

schrie so laut, unter so leidenschaftlichen Bewegungen, daß die auf dem Platz Stehenden schon auf den alten Herrn aufmerksam wurden und mit den Fingern nach ihm zeigten. Joseph Lecomte zog ihn an seinem Rockschoß ein wenig zurück: „Wenn Ihr so tobt, halten sie Euch für einen Verschwörer und lassen Euch selbst die Bekanntschaft mit Eurer menschenfreundlichen Maschine machen..."

„Ich versichere Euch, ich stürbe lieber dort als in meinem Bett! Dies Jahrhundert der Philosophie und der Philanthropie schließt glorreich mit meiner Erfindung ab."

„Ihr seid halbwegs ein Narr..."

„Das waren alle Freunde und Beförderer der Menschheit, Mondecaus so gut wie Newton!"

„Steht da drüben nicht, von dem weißen Vorhang halb verborgen, Maximilian Robespierre?"

Der Arzt richtete sein Handfernrohr danach: „Er ist's! Neben ihm steht Camille Desmoulins, dahinter St.-Just."

„Was haltet Ihr von den Männern, Gevatter?"

„Der alte Saturnus verschlang seine Kinder: das Fallbeil frißt sie alle!"

„Und wir?"

„Wir sehen die neue Welt kommen, die nicht besser sein wird als die alte, Einen Punkt ausgenommen: meine Maschine. Ihr werdet mit Frau Elisabeth unter Euern Bäumen alt werden wie Philemon und Baucis, ich werde alle Tage meinen Namen in den Zeitungen lesen... Die Eurigen sind in der Normandie?"

„Ich hoffe, sie haben das Gut glücklich erreicht —"

„Wann macht die kleine Genoveva Hochzeit? Alter Knauser, Ihr seid uns noch einen Ball schuldig!"

„Wenn Eure Maschine nicht mehr dort steht.“

Da erschienen aus der Straße St.-Honoré, nach dem Platz der Revolution sich wendend, die reitenden Gensdarmen an der Spitze des Zugs. Auf jeder Lippe erstarb das Wort. Der Lärm, das Geschrei der Verkäufer verstummte. Alles erhob sich gleichsam auf den Zehen. Ihre Kinder hielten die Mütter auf den Armen empor, als wollten sie die jugendlichen Augen und Gemüther an dieses Schauspiel des Grauens und des Todes gewöhnen. Zuweilen erscholl es aus einer Gruppe: „Nieder mit den Schirmen!“ Da es noch immer tröpfelte, hielten die Wasserscheuen sie noch aufgespannt. „Hüte ab!“ „Setzt die Kinder an die Erde! Was haben die Rangen hier zu schaffen?“ Dann aber verklang jeder Laut in dem dumpfen Brausen, das über den Platz wogte und rollte. Die an den Fenstern und auf den Balkonen standen und saßen, die vornehme und reiche Gesellschaft, Frauen in gewähltester Tracht, mit Diamanten und Blumen geschmückt, bewaffneten sich mit Operngucker, Fernröhren, Augengläsern ... Uebersehet, von der tragischen Erhabenheit geblendet, die im Hohlspiegel eurer Phantasie nach siebzig Jahren das Ereigniß erhalten hat, den komödienhaften, fratzenartigen Zug nicht, den jene Wirklichkeit besaß! Sie war eine Mischung des Feuers und des Schmutzes, halb eine Scene von Aeschylus, ein Relief von Phidias, halb ein Hexensabbat, ein Bild aus Dante's „Hölle“.

Langsam näherte sich der Karren dem Schaffot. Pontmartin war es gelungen, trotz des Gewühls und des Gedränges fast in unmittelbarer Nähe Charlottens zu bleiben. Als der Karren durch die Straße St.-Honoré fuhr, hatten sich ihm zwei junge Männer, aus entgegengesetzten Gassen

kommend, angeschlossen. Keiner kannte und beachtete die andern; aber sei es nun zufällig oder weil sie dieselbe Absicht des Willens bestimmte, sie gingen nebeneinander, Pontmartin in der Blouse des Arbeiters, den Kopf gesenkt, in ihrer Mitte. Blondes Haar hatte der eine, schwarzes, in Locken gekräuselt, der andere. Ihre Augen hingen unverwandt an der Gestalt Charlottens: keine ihrer Bewegungen entzog sich ihnen. Der eine war Adam Lux, der Abgeordnete der Republikaner in Mainz an den Convent, der andere schon leidlich bekannt in Paris, der Dichter André Chénier. An die Langsamkeit des deutschen Gerichtsverfahrens unter dem kurfürstlichen Krummstab gewöhnt, hatte das übereilte Urtheil, die Hast, mit der es ausgeführt werden sollte, Adam Lux erstaunt. Er war ausgegangen, um eine Heldin zu sehen. — „Ich wußte", schrieb er später, „daß diese Person vielen Muth werde zeigen müssen" — er sah einen Engel. Mit der Unerschrockenheit eines Römers verband sie die Sanftmuth des Weibes. „Größer als Brutus!" rief er hingerissen. André Chénier verstand ihn nicht, aber er las in den schwärmerischen Augen des Deutschen dasselbe Gefühl, das ihn beseelte und zerknirschte: er nickte ihm zu. Und so oft sich Charlotte umsah, begegneten ihre Blicke denen dieser beiden jungen Männer. Einen magnetischen Strom der Neigung, der Bewunderung, der Sympathie fühlte sie dann um sich rauschen, der sie belebte, kräftigte und ihrer Seele eine frohe Siegeszuversicht verlieh. Mochte das Volk um sie her toben und brüllen und im brausenden Sturm seines Unwillens der Ruf: „Mörderin! Mörderin!" wiederholt an ihr Ohr schlagen . . . die Gegenwart und der Blick jener beiden verhieß ihr den Kranz der Unsterblich-

keit. An ihren Wimpern hingen schwer die Thränentropfen, aber sie fielen nicht herab, sondern blieben dort haften; wie ein Flor schwebte es so vor ihren Augen.

Da war das Schaffot — sie stieg von dem Karren... Nationalgardisten und die Wachtmannschaften der Polizei umringten es in weitem Umkreis. Als Charlotte auf die ersten Stufen hinangestiegen, überragte sie alle und ward allen sichtbar. Auf ihrem Haupte trug sie eine weiße Haube, die sie sich im Gefängniß zu diesem letzten Gange hatte anfertigen lassen; ihre Hände waren mit Stricken gebunden. Unter ihrem wollenen Gewand zeichneten sich scharf und bestimmt die Umrisse ihrer edeln, jungfräulichen Gestalt ab. Die rothe Farbe des Hemds, der in Purpur flammende Abendhimmel, der durch die Dunstwolken und den Dampf des Regens rauchte, bildeten eine eigene Beleuchtung, in der sie wie eine Ueberirdische erschien. Und wenn die Tausende umher von noch wüthenderm Haß, von noch blinderer Leidenschaft gegen sie erfüllt gewesen wären: sie hätten nichts Kleinliches, nichts Gemeines an ihr entdeckt. Auf ihrer Stirn strahlte das Bewußtsein eines unvergänglichen Ruhms.

„So ist Jeanne d'Arc auf den Scheiterhaufen gestiegen", sagte André Chénier zu Adam Lux. „Sie muß es jetzt empfinden, daß sie in den nächsten Minuten auf einem glücklichern Stern, in der Mitte der Helden und Weisen aller Zeiten weilen wird."

„Zu sterben wie sie, giebt es eine größere Seligkeit?" entgegnete der Deutsche darauf. „Wie schal und nichtig ist das Leben gegen die Wollust eines solchen Todes!"

Von seinem Fenster trat Joseph Lecomte zurück und sank in den Sessel: „Welch ein Wesen!" rief er. „Ihr

Anblick zerreißt mein Herz.“ Und der Menschenfreund Guillotin nahm sein Taschentuch vor die Augen und schluchzte: „O meine Maschine, mache diesmal deinem Meister keine Schande — triff gut!“

Das Hemd war lang und schleppte nach, die Stufen waren schlüpfrig: erst nach einigen Secunden hatte Charlotte die Höhe des Schaffots erreicht. Die Stricke um die Handgelenke drückten sie, aber sie überwand den letzten Schmerz und schaute frei und ruhig über die Menge. Es war doch, als stände sie auf einem Thron. Der Tod und die Ewigkeit verklärten sie; aus dem Abgrund des Nichts, der sich hinter ihr aufthat, stieg eine leuchtende Wolke, die sie einhüllte — jene Wolke, die am Strande von Aulis Iphigenie dem Opfermesser des Kalchas entrückte...

Durch André Chéniers Kopf fuhr dieser Gedanke: „Wie Iphigenie, wollte sie sich für ihr Volk opfern“, sprach er zu dem neben ihm stehenden, in Charlottens Betrachtung versunkenen Schwärmer. „Wird sie Nachfolger haben? Wird ihr Muth andere entflammen, den Dolch gegen jene Tyrannen zu erheben?“ Er deutete nach dem Fenster hinauf, an dem Robespierre und Danton, Camille Desmoulins und St.-Just jetzt erschienen...

Adam Lux schwieg, denn indeß hatte Charlotte das Haupt auf den Block gelegt...

Es lebe der Tod! Es lebe die Erfindung Meister Guillotins!

Am Boden lag das Haupt — auf Erden war Charlotte Corday nicht mehr.

Wo sie war, wer will es sagen? Im Tempel des

Ruhms prangt ihr Name und das Bild, das Hauer von ihr gemalt.

„Frankreich! Frankreich!“ rief in wildem Schmerz André aus. „Du zerreißest deine edelsten Kinder! Aus einem Asyl der Freiheit und Schönheit bist du eine Mördershöhle geworden!“

„Ich habe nur Einen Wunsch: bald durch das Fallbeil mit ihr vereinigt zu werden! ...“ Adam Lux schwelgte schon im Vorgefühl des Todes.

„Kameraden“, sagte da eine dumpfe Stimme hinter ihnen, „euer Wunsch wird bald in Erfüllung gehen!“

Einer der Henkersknechte nahm den Kopf vom Boden auf und schlug mit der Hand auf die blassen Wangen. Ein allgemeines Zischen bestrafte die gemeine Handlung; Adam Lux behauptete, die Wange Charlottens wäre unter dem Schlage erröthet. Nun drängte alles nach dem Schaffot zu... „Eiswasser!“ „Pfannkuchen!“ scholl es wieder im Getümmel auf und ab. „Es lebe die Republik!“ „Sie war eine Verbrecherin und Marat ein Volksfreund!“ „Da sie ihn nicht bestechen konnten, haben sie ihn ermordet!“

„Allons enfants de la patrie!“ ... Die von dem Platz der Hinrichtung marschirenden Bataillone der Nationalgarde stimmten die Hymne der Marseiller an... Klänge, welche das alte Europa aus den Fugen gerissen und auch dies Schreckniß, das sich eben begeben, wenigstens für den Augenblick aus dem Gedächtniß der Menschen scheuchten... „Allons enfants!“ Von dem Boden der Erde scheint der Gesang alle in eine Sphäre des Ideals zu entführen. Die Menge stimmte mit ein. Nur Einer sang nicht, Pontmartin; das Gewühl riß ihn fort, um

so leichter, da er ihm keinen Widerstand entgegensetzte. Eine Laune des Zufalls fügte es, daß André Chénier an seiner Seite blieb. Der summte, ein Dichter und ein Held, wie er war, unwillkürlich die kriegerischen Verse mit; Pontmartins Lippen aber regten sich nicht.

Er war fertig mit dem Leben. Das Schicksal Genoveva's flößte ihm keine Sorge mehr ein, liebende Augen wachten über sie — und Frankreich? Er hatte den Glauben an die Rettung des Vaterlandes verloren — die Lust des Sterbens kam, wie über Lux, auch über ihn.

„Beim heiligen Marat!“ schreit einer und springt auf ihn zu.

Es ist der Mann, der ihn neulich im Wirthshaus „Zur Nation“ erkannte.

„Ein Aristokrat! Der Baron Pontmartin! Haltet ihn! Zerreißt ihn! Er hat im Complot mit Charlotte Corday gesteckt, er hat Marat ermorden helfen!“

„Mann, Sie sind des Todes!“ kann André Chénier nur noch rufen, dann ist er von Pontmartin fortgedrängt. Eine Rotte Gesindel, brüllenden Wölfen gleich, umgiebt, umringt den Unglücklichen. Hundert Fäuste erheben sich zugleich, ihn niederzuschlagen.

„Weg da!“ schreit der Baron... Und nun ein Blitz, ein Knall — mit einer Pistole hat er sich das Haupt zerschmettert; er weiß jetzt, wo Charlotte Corday ist ... im Nichts oder in Gottes Schoß.

Und das Lied der Marseiller braust weiter, majestätisch wie die rothe Wolke, die sich am Himmel entrollt, in sich tragend den Sturz aller Bastillen, aller Throne, die Auferstehung der Menschheit aus den Fesseln der Knechtschaft,

in sich bergend den Tod und die Knospe der Zukunft, das Reich der Freiheit und der Brüderlichkeit.

Und gegen diese Aussicht in die Unermeßlichkeit, gegen diese Gewißheit des endlichen Sieges, was bedeutet da der Tod und das Leiden der Einzelnen?

Dies tröstet alle Märtyrer des Glaubens und des Ideals und belohnt sie reichlich für jeden irdischen Schmerz: sterbend sehen sie den Himmel offen …

„Allons enfants de la patrie!“